This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

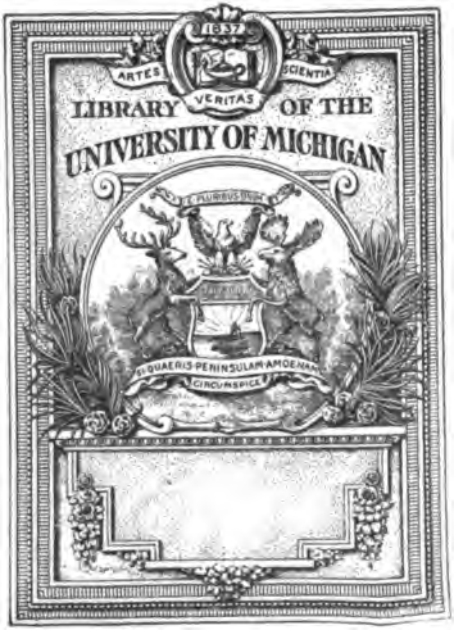
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,388,820

Geiger

Goethe und die Seinen


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

E58
G60
G31g

NOT FOR LOAN

Goethe

Zeichnung von Schwerdgeburth. 1832

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Goethe und die Seinen

Quellenmäßige Darſtellungen über Goethes Haus

Von

Ludwig Geiger

R. Voigtländers Verlag Leipzig
1908

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 1

I. Die Gattin 7

1. Chriſtiane von 1788—1797 9

2. Von 1797—1806 45

3. Von 1806—1817 66

II. Auguſt, Ottilie, die Enkel 115

1. Auguſt 1789—1816 117

2. Auguſt und Ottilie 1817—1830 144

3. Ottilie 1830—1872 185

4. Die Enkel 202

III. Haus und Hausverwandte 225

1. Geſelligkeit und Feſte 227

2. Haus und Dienerſchaft 273

3. Die Schauſpieler 289

4. Die Freunde: H. Meyer und Zelter 314

5. Riemer und Eckermann 345

6. Schluß 368

Literariſcher Anhang 375

Namenregiſter 379

202237

Einleitung.

Der Titel des Buches könnte irrigen Vermutungen Raum geben. Der moderne Mensch möchte auf den Gedanken kommen, hier würde ein Werk geboten, das die Wirkung des großen Dichters auf die Zukunft darstellt. Denn als die „Seinen" könnte man ebensowohl die auffassen, die während seines ganzen Erdenwallens ihn zeitweise oder dauernd umgaben, als die, die sich nach ihm nennen und mit Stolz sich zu seinen Angehörigen rechnen möchten.

Die Heraldiker — denn auch sie haben sich mit Goethe beschäftigt — könnten meinen, es handle sich um des Dichters Stammbaum, um eine bildliche oder erzählende Vorführung der fernen Verzweigungen des Thüringer oder Frankfurter Geschlechtes.

Ästhetisch Geschulte, die selbst in den kleineren Poesien Bescheid wissen, sind versucht, an den polemischen, gegen Kotzebue gerichteten Vers zu denken:

Und wenn nach 100 Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner

und möchten in dem neuen Buche vielleicht eine literargeschichtliche Darstellung der Goetheschen Schule sehen, die sich im Kampfe der Parteien auf seine Seite gestellt hatten, etwa eine Verteidigung der Klassiker gegen die Romantiker, der Poeten des guten Geschmacks gegen die leichtfertigen Eindringlinge in den heiligen Hain der Poesie.

Männer der Wissenschaft, bewandert in der Geschichte der Polemik und wohlvertraut mit den vielfachen, stets ruhmvollen, aber nicht immer siegreichen Kämpfen, die der Altmeister auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften mit den mächtigen Gegnern der Vorzeit und seiner eigenen Tage zu bestehen hatte, möchten auf eine Heerschau der Kämpen rechnen, die unter dem Banner des kühnen Forschers auszogen oder als seine Partisane eigene Scharmützel gegen die Widersacher seiner Lehre bestanden.

So wert auch jeder dieſer Gegenſtände der Betrachtung und der Behandlung iſt, ſo ſoll doch von ihnen in dieſem Buche nicht die Rede ſein.

Goethe und die Seinen, das iſt eine Darſtellung des herrlichen Menſchen mit den ihm von Natur Angehörigen, durch Blut und Wahl Verwandten. Eine ſolche Darſtellung könnte natürlich mit ſeiner Frühzeit beginnen und ſein ganzes Leben umfaſſen.

In dem vorliegenden Verſuch iſt aber abſichtlich eine Beſchränkung dieſes weitſchichtigen Themas gewählt worden. Er vermeidet aus guten Gründen mit den vielverbreiteten und trefflichen Goethebiographien in Wettſtreit zu treten, verzichtet alſo darauf, dasjenige vorzuführen, was in jedem dieſer Werke zu finden iſt: die Schilderung des Elternhauſes, die Porträts von Vater, Mutter, Schweſter, Jugendfreunden und Jugendverhältniſſen.

Gewiß ſind die Mädchen und Frauen von dem Frankfurter Gretchen an bis zur lieblichen Ulrike von Levetzow nicht nur wert, daß man ſie kenne, ſondern die Bekanntſchaft mit ihnen iſt notwendig, um Goethes lyriſche Poeſien zu würdigen; das ſind die Lande, in die man gehen muß, um den Dichter zu verſtehen. Aber über alle dieſe Lieben gibt es Bücher übergenug.

Und auch die Gefährten von Goethes Kindheit, die Genoſſen ſeines erſten Weimarer Jahrzehnts ſind den Gebildeten ſo vertraute Geſtalten, daß es für den, der nicht verwegen genug iſt, Wohlgegründetes umzuſtoßen, oder durch gewagte Vermutungen ſichere Behauptungen zu erſchüttern, oder für den, der zu vornehm iſt, allgemein Bekanntes mit kleinen Variationen zu wiederholen, unlohnend erſcheinen muß, ein durchgeackertes Feld neu zu pflügen.

In eigentlichem Sinne bedeutet aber „Goethe und die Seinen" ſprachlich auch etwas anderes. Die Seinen ſind nicht die, in deren Kreis er durch Zufall geriet, ſondern die er ſich ſelbſt wählte oder erſchuf; es iſt die Welt, die ihn nach Begründung ſeines Heims umgab, es ſind die Bewohner ſeines Hauſes, die Mitglieder des kleinen vertrauten Kreiſes, der täglich, ja ſtündlich um ihn war.

Natürlich steht er in dieser Schilderung im Mittelpunkt. Es handelt sich in ihr um ausführliche Biographien seiner Frau, seines Sohnes, der Schwiegertochter, der Enkel, um Charakteristik der Vertrauten, die man füglich als seine Hausgenossen bezeichnen kann, selbst wenn sie nur kürzere Zeit oder garnicht bei ihm wohnten, es handelt sich wesentlich um eine Klarlegung des Verhältnisses, in dem der große Mann zu diesen seinen Angehörigen stand. Ein solches würde indessen aus einer bloßen historischen Schilderung nicht klar genug hervorgehen. Aus diesem Grunde tritt Goethe selbst als Redner ein; von seinen Briefen an die einzelnen Persönlichkeiten, von seinen epistolographischen Äußerungen über sie, die an andere gerichtet sind, von seinen zahlreichen Aufzeichnungen in den Tagebüchern ist ausgiebiger Gebrauch gemacht. Auch sie selbst, soweit ihre Zeugnisse bisher durch den Druck bekannt sind, treten redend auf; freilich können von der Hauptperson, von Christiane, nur wenige Zeugnisse abgedruckt werden, da ihre Briefe bisher nur in sehr geringer Zahl der Öffentlichkeit übergeben sind, eine vollständige Publikation dieser originellen Schriftstücke auch wohl schwerlich in Aussicht steht.

Sollte aber diese Darstellung nicht ins Uferlose gehen, so mußte sie der zeitlichen eine örtliche Beschränkung hinzufügen. Die zeitliche schaltete den Teil des Lebens aus, der nach allgemeiner Unart in den Biographien am breitesten behandelt zu werden pflegt, die Zeit von 1749—1788; die örtliche geht mit Entschiedenheit gegen alles Nichtweimarische vor.

Daher begleitet die nachfolgende Schilderung Goethe nicht auf seinen Reisen nach den böhmischen Bädern und leistet freiwillig darauf Verzicht alle die schönen Frauen und vornehmen Männer zu nennen, die er dort traf und dem Kreise der Seinen anschloß, denn aus den flüchtigen Badebekanntschaften entwickelte sich oft eine langandauernde Freundschaft.

Selbst Jena, so oft es als Aufenthaltsort Goethes erwähnt werden wird, von wo gar manches Schriftstück datiert ist, das in diesen Blättern zu benutzen war, bleibt unserer Betrachtung fern

und nur gelegentlich wird ein Blick in Knebels ſtille Klauſe und in das gemütliche anregende Frommannſche Heim geworfen, beides Stätten, wo unſerem Dichter manche ſtille Freude gewährt ward.

Aber auch unter den Weimaranern muß eine Auswahl getroffen werden, denn der Kreis der Anverwandten war ein gar großer. Iſt es auch ſelbſtverſtändlich, daß Bäckersfrauen und Milchjungen, Theaterdiener und Bibliotheksboten, trotz ihres Anſpruchs zu ſeinem Kreiſe gerechnet zu werden, überhaupt nicht zur Sprache kommen, ſo war zu erwägen, ob nicht die Ärzte und Amtsgenoſſen, die Kollegen in den Miniſterien und in den verſchiedenen Kommiſſionen, die ihm untergeordneten Beamten, manchmal Männer von Rang und Anſehen, dargeſtellt werden ſollten. Aber abgeſehen davon, daß eine ſolche Ausweitung entweder eine ganze Anzahl von Bänden nötig gemacht oder zu einer bloßen Nomenklatur der meiſten gezwungen hätte, wäre durch Aufnahme aller dieſer Perſonen oder nur einiger aus ihrer Mitte die Einheit des Bandes zerſtört worden.

Dieſe nämlich beſteht darin, daß hier nur Goethes Familie der freien Wahl vorgeführt wird, d. h. alle diejenigen, die er nicht aus Notwendigkeit in ſeinen Kreiſen ſah, weil ſie durch Geſchäfte irgendwelcher Art mit ihm verbunden waren, ſondern weil er ſie zu ſich heranzog als Mitarbeiter, Teilnehmer an den zahlreichen Unternehmungen, als Freunde oder biedere Genoſſen. Aus dieſem Grunde durften auch die Mitglieder der fürſtlichen Familie, ſo oft ſie auch zu erwähnen waren, nicht in ausführlicher Weiſe behandelt werden, teils weil ſie nicht zu den von Goethe Berufenen gehören, ſondern die waren, die ihn riefen und an ſich feſſelten, teils auch aus dem äußeren Umſtande, weil das Verhältnis zu ihnen ein allbekanntes und viel behandeltes iſt.

Dem Vorwurfe, die Briefe zu ſtark benutzt, ja manchmal ausſchließlich der Darſtellung zugrunde gelegt und viele Stellen daraus wörtlich angeführt zu haben, glaube ich einfach durch Goethes Worte widerlegen zu können, die deutlich zeigen, daß er dieſe

Episteln nicht als Nebenarbeit, sondern als Stück seines Lebenswerkes betrachtete. Er schrieb 29. November 1820: „Ich gebe mich dieser Beschäftigung gern hin, weil es interessant ist, auf die unschuldigste Weise zu beobachten, wie es im sittlichen und ästhetischen Sinne an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes aussieht."

Es ist immer mißlich und klingt leicht wie Überhebung, von einem Buche zu sagen, es fülle eine Lücke aus. Im Hinblick auf das vorliegende darf ich nur feststellen, daß meines Wissens ein ähnliches noch nicht existiert und daß es durch seine Eigenart, die 42 Bände der Briefe, die 13 der Tagebücher, die 10 der Gespräche in den Vordergrund zu stellen und diese Goetheschen Quellen in umfassender Weise zu benutzen, auch Kennern des Gegenstandes und der Zeit manches Übersehene zu bieten geeignet ist.

1. Christiane.

I.

1788—1797.

Am 12. Juli 1788 lernte Goethe im Park von Weimar Chriſtiane Vulpius kennen und nahm ſie kurze Zeit darauf in ſein Haus, um ſie bis zu ihrem Tode, der am 6. Juni 1816 erfolgte, nicht wieder zu verlaſſen.

Mein längſt verſtorbener Geſchichtslehrer, dem ich manche Kenntniſſe und meine Methode verdanke, ein großer Forſcher und bedeutender Gelehrter, aber weder geiſtreicher Darſteller, noch tiefſinniger Geſchichtsphiloſoph, pflegte in ſeinen Vorträgen bei der Ankündigung großer Ereigniſſe zu ſagen: „Es mußte ſo kommen und es kam ſo“. Gewiß keine tiefgründige Weisheit und doch ein Satz, mit dem ſich mancher beſcheiden muß, der die Notwendigkeit großer Ereigniſſe erkennt und zu erklären ſucht. Man iſt verſucht, ſie auf Goethes Ehe anzuwenden. Es mußte ſo kommen. Der ſchöne, kräftige, liebesdurſtige und ſchönheitstrunkene Mann, der als halber Knabe in die Liebesmyſterien eingeweiht, als Klein-Pariſer die Lebensfreuden genoſſen, in Straßburg geſchmachtet, in Wetzlar geſchwärmt, dann in Frankfurt geliebelt und den ſinnlich erregenden und halb befriedigenden Rauſch des Brautſtandes gekoſtet hatte, hatte mehr als ein Jahrzehnt innerhalb einer Kleinſtadt, in einer halb unfreiwilligen Keuſchheit verharrt, in der die Reizungen mindeſtens ſtärker waren, als die Befriedigung. Es iſt ziemlich müßig die Frage zu erörtern, ob das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein ein rein platoniſches geweſen oder nicht. Kenner der menſchlichen Natur und verſtändnisvolle Beurteiler Goethes ſelbſt werden ſich nur ſchwer zu der Überzeugung bekehren laſſen, daß ein Mann in der Vollkraft des Lebens von 26—38 Jahren als entſagender Begleiter einer anſpruchsvollen Frau leben konnte. Sie werden aber andererſeits zugeben, daß, ſelbſt wenn die Geliebte aus den hohen Sphären idealiſchen Schwärmens in die niedrigeren Gebiete menſchlichen Gewährens und Mitgenießens herabſtieg, ein ſolch körperliches Zuſammenleben mit einer alternden Frau, die

durch die Gebote der Klugheit in einer kleinen Stadt zu größter Vorsicht gezwungen und durch die Rücksicht auf ihre Kinder und ihren Gatten zu einer höchstens halben Hingabe genötigt war, einem kräftigen Manne auf die Dauer nicht genügen konnte. Sicher ist, daß Goethe bei aller Anhänglichkeit an die alternde, immer schwieriger werdende Geliebte, die durch sie hervorgerufene Entfremdung als eine Befreiung begrüßte. Von ihrem geistigen Einfluß hatte er sich in Italien nicht emanzipieren wollen, aber in seinen Ansprüchen auf Frauenschönheit und Lebensgenuß war er in Italien ein anderer geworden. Gewiß war es ein Zufall, daß in dieser Stimmung und in diesem Verlangen gerade Christiane ihm entgegenkam; aber wäre sie es auch nicht gewesen, ein ferneres Zusammenleben mit Charlotte, in der Art wie in der voritalienischen Zeit, war unmöglich.

Philister und Pedanten, tugendhafte und ätherische Frauen haben wohl, nachdem sie sich über Goethes niedrigen Verkehr mit der robusten Christiane baß entrüstet, die Frage erörtert, welche Frau für diesen apollinischen Menschen gepaßt hätte. Als wenn bei dieser nachträglichen Etablierung eines Heiratsbureaus etwas herauskäme.

Christiane Sophie Vulpius war am 1. Juni 1765 in Weimar geboren. Ihr Taufschein ist erst neuerdings gedruckt und lautet so: „354. H. Johann Friedrich Vulpius, F. Sächß. Amts Copisten alhier, und Fraue Christinen Margarethen gebohr. Riehlin, Töchterlein, ist gebohren Sonnabends den 1. Jun. a. c, Abends halb 9 Uhr, und Montags darauf als den 3. dito. nachmittags 3/4 auf 1 Uhr, von dem Herrn Hof. Diac. Gottschalg getauft worden. Empfing in der heiligen Taufe die Namen Johanna Christina Sophia

Die Taufpathen waren

1.) Jungfer Friderica Sophia Wirsingen,
Herrn August Heinrich Virsings, Hochfürst. Sächß. Rent Secretarii alhier,
eheleib. älteste Jungfer Tochter.

2.) Herr Anthon Justus Friedrich
Schmidt, F. Sächß. Hofadvocat alhier
3.) Frau Christina Sophia Riehlin, ver-
ehelichte Kesselringin, Herrn Carl Heinrich
Keßelrings, F. Sächß. Amts Actuarii alhier
Eheliebste."

Auf Grund dieses Taufscheines sind alle anderen Angaben, die den 6. Juni 1764 oder den 6. August zum Geburtstag machen wollen, falsch. Vielleicht befand sich Christiane selbst im Irrtum, sicher ist es, daß Goethe wahrscheinlich auf Grund ihrer Mitteilungen stets den 6. August als ihren Geburtstag erklärt und häufig gefeiert hat.

Ihr Vater war Weimarischer Amtskopist, nicht Archivar, wie meist angegeben wird, also ein durchaus subalterner Beamter. Er war, nachdem er in den letzten Jahren der Trunksucht verfallen war, 1786 gestorben und hatte die Familie in den dürftigsten Verhältnissen zurückgelassen. Ihr Bruder, Christian August, der sich später durch seinen Rinaldo Rinaldini und Werke ähnlicher Gattung einen Namen gemacht hat, war ein fleißiger und gelehrter Sammler, ein tüchtiger Beamter, ein erfolgreicher Bearbeiter von Theaterstücken und Opern. Damals, 1788, war er, da er eine Sekretärstelle in Nürnberg verloren hatte, beschäftigungslos und sah mit Sorgen der Zukunft entgegen. Er war es, der die Schwester veranlaßte, eine Bittschrift Goethe im Park von Weimar zu überreichen. Sie lebte damals im Hause ihrer Tante Juliane und war, ebenso wie ihre Schwester Erneſtine, in der Bertuchschen Blumenfabrik 'beschäftigt. Ob sie dort früher schon einmal von Goethe erblickt, ob sie von dem Bruder mit unlauteren Absichten ausgeschickt wurde, sind müßige Fragen, deren Erörterung nichts fruchtet.

Als Goethe das hübsche Mädchen sah, dachte er zunächst nur an vergnügliche Stunden. Aber Christiane, die sich zwar nicht frei von Sinnlichkeit, aber doch auch aus Respekt vor dem hochgestellten Manne dem schönen Fremden ergab, hatte es ihm angetan.

Die Verklärung der erſten Begegnung, die Umwandlung des ſinnlichen Verlangens zur trauten Gewohnheit wird in dem Gedicht „Gefunden" dargeſtellt. Der Dichter findet beim Luſtwandeln ein Blümchen, das er brechen will. Auf die traurige Frage der Pflanze, ob ſie zum Welken gebrochen werden ſolle, gräbt er ſie aus und pflanzt ſie in ſeinen Garten. „Nun zweigt es immer und blüht ſo fort".

Nach der Seligkeit des Findens das Glück des Beſitzes. Vielleicht das erſte Erotikon, das er dem Mitwiſſer ſeiner heimlichen Freuden, dem in dieſem Punkte wohlerfahrenen Herzog Karl Auguſt überſandte, iſt das folgende in die Gedichte unter dem Titel „Süße Sorgen" aufgenommene:

Weichet, Sorgen, von mir! Doch ach, den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein, ſo kommt Ihr Sorgen der Liebe
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz.

Während dieſe Verſe wenig verändert in die 1790 erſchienene Sammlung der Gedichte aufgenommen wurden, blieben von ihr, wie es heißt, auf den Wunſch der Caroline Herder zwei andere Gedichte „Genuß" und „Der Beſuch" ausgeſchloſſen. Sie ſind in demſelben Versmaße gedichtet, das in den Erotika italieniſchen Urſprungs angewendet wird, in freien Verſen, und ahmen in glücklichſter Weiſe den Volkston nach, der Goethe am beſten gelang, wenn ſeine Empfindung am innigſten und tiefſten war.

In den „Morgenklagen" beſchreibt der Dichter, wie er vergeblich auf den feſt verſprochenen Beſuch des „loſen, leidig-lieben" Mädchens gewartet habe. In einer ſchlafloſen Nacht zählt er die Stunden, in der Hoffnung, daß die Geliebte nicht bis zum Morgen ſäumen wird. Jedes Geräuſch macht ihn fiebern, die aufgehende Sonne und der lebhafte Rumor des Werktags belehren ihn zu ſeinem Schrecken, daß ſeine Hoffnung getäuſcht wird. Er eilt in den Garten, in der Sehnſucht, der Geliebten dort zu begegnen.

„Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden".

Goethe

Ölgemälde von Angelika Kauffmann. Rom 1787

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Auch ein Gang zu ihr bringt, wie „Der Beſuch" poetiſch beſchreibt, nicht die erwarteten Freuden, entrollt aber ein liebliches Bild der Angebeteten: der Dichter eilt zu ihr und findet ſie eingeſchlafen. Er ſetzt ſich an ihre Seite und erfreut ſich an ihrer Ruhe und ihrer Unſchuld. An der Schlafenden erkennt er doppelt die Anmut und Lieblichkeit, die ihn an der Wachenden entzückt.

„Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe.
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken."

Er legt kleine Geſchenke auf ihr Tiſchchen und ſchleicht ſich fort. Er freut ſich im voraus ihrer Freude über dieſe ſinnige Art des Schenkens und ſieht mit Sehnſucht der Nacht entgegen, in der ſie ihm doppelt dieſes zarte Opfer ſeiner Liebe vergelten werde.

Die ſchönſte poetiſche Verklärung Chriſtianens aber ſind die römiſchen Elegien. Ihre erſte Andeutung liegt in den an Karl Auguſt gerichteten Worten vom 6. April 1789:

„Ich fürchte, das leidige Übel hat Sie noch nicht verlaſſen. Ich werde ihm cheſtens in Hexametern und Pentametern aufs ſchmählichſte begegnen, das hilft aber nicht zur Kur".

Die römiſchen Elegien ſind, wenn ſie auch ſchon durch ihren Titel römiſchen Urſprung vermuten laſſen, wenn ſie auch in ihrem erſten Druck die Aufſchrift „Rom 1788" tragen, wenn ſie auch durch die Hinweiſe auf das alte und neue Rom, durch ihre Vorführung römiſcher Lokalitäten und ihre Erwähnung italieniſcher Namen die Meinung hervorrufen, ſie ſeien in Italien entſtanden, durchaus deutſchen Urſprungs. Man kann als gewiß hinſtellen, daß ſie dem Liebesleben Chriſtianens ihre Entſtehung verdanken und daß alles Zuſammentragen italieniſcher Anſpielungen nur dazu dienen ſollte, die Entſtehung der Gedichte und ihre Adreſſatin zu verhüllen. Ein ganz beſtimmter Hinweis in einem Briefe an den Herzog vom

3. April 1790 zeigt, daß damals die Elegien abgeschlossen waren oder werden sollten.

Daher war es eine Verschwendung von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wenn römische Forscher in Einwohnerregistern und Wirtstabellen dem Besitzer der Vigne nachgespürt haben, in der der nordische Dichter seine Gelage feierte und seine Liebe befriedigte. Und es fördert herzlich wenig, wenn sie wirklich ein Mädchen ausfindig gemacht haben, auf das die Andeutungen passen, die in den römischen Elegien von der Faustina gegeben werden. Zwar ist es höchst wahrscheinlich, daß eine schöne Römerin, vielleicht sogar mehrere, sich der Gunst des zur Sinnlichkeit Erwachten und in antiker Daseinsfreude Schwelgenden erfreut haben; auch ist es möglich, daß die Erinnerung an diese Freuden bei der poetischen Verklärung einer den ganzen Menschen ergreifenden und erfüllenden Liebesleidenschaft mitgewirkt haben, — aber die Heldin der Elegien ist Christiane und nur sie allein. Wenn Goethe die Elegien „römische" nannte, wenn er für Christina, wie die Geliebte ursprünglich hieß, Faustina einsetzte, also mit einem an den der Geliebten anklingenden Namen, so geschah dies, weil er dieses freie, den Gewohnheiten der ehrsamen Kleinstadt zuwiderlaufende Liebesleben als Fortsetzung der römischen Ungebundenheit betrachtete, das süße Geheimnis der Welt, namentlich der ihn umgebenden kleinen Welt, nicht preisgeben und beim ersten Druck der Gedichte seinen klatschsüchtigen Stadtgenossen nicht neuen Stoff zur Schmähung geben wollte. Christiane ist es, die hier geschildert wird.

Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Sie ist es, die ihr Vergehen selbst entschuldigt, sie habe, nachdem sie sich allen Männern bisher versagt, von wahrer Liebe ergriffen, sich ihm ergeben. Sie ist es, die auf ihre freudlose Jugend selbst hinweist:

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt, ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

Sie iſt es, auf deren ungeteilten ſicheren Beſitz ſich der Liebende freut.

Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück, ſie teilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die raſche Jugend; ich liebe
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.

Und ſo deutlich, daß eben nur der Unverſtändige und Blinde es nicht hat ſehen oder erkennen wollen, wird das trauliche Geheimnis offenbart durch die Verſe:

Keiner Freundin darf ichs vertraun: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir Hexameter, Dir Pentameter, ſei es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei und kennet die Wege
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre Luna, ſie kommt! Damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rauſche, Lüftchen im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr wachſet und blüht, geliebte Lieder und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,

Und entdeckt den Quiriten wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimnis zuletzt.

Die Geliebte dient nicht allein zur Befriedigung der Sinnenluſt, ſie wird vielmehr auch zur Gefährtin des Dichters erzogen:

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Überfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lampe indes und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn getan.

Und daß endlich hier nicht ein bloßer flüchtiger Rauſch den Dichter verführte, ſondern daß ein Lebensbündnis geknüpft ward, dem der alten Götter gleich, aber ebenſo feſt und bindend wie jenes wird in folgenden Verſen verkündet:

Laß dich Geliebte nicht reun, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amors: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert mit friſch geſchliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttin der Liebe beſonnen
Als im idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen,
O ſo hätt' ihn geſchwind neidend Aurora geweckt.
Hero erblickte Leander am lauten Feſt und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen hinab und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars, die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

Chriſtiane

Bleiſtiftzeichnung Goethes

(Goethenationalmuſeum in Weimar)

Frech und verwegen mochten die feinen Damen dieſe Erotika nennen, ſchaudernd wandten ſich auch die männlichen Sittlichkeitswächter von ihnen ab, — die wirklichen Freunde echter Poeſie und die Geſunden, denen die Verherrlichung eines gewaltigen Naturtriebs nicht als ſchandbar gilt, werden dem beiſtimmen, was Schiller ſagt, der einem Fürſten gegenüber ſie verteidigte, als Poeſien, in denen „zwar die konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz verletzt ſei" und an Goethe ſchrieb: „Es herrſcht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echt körnigter Dichtergeiſt, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es iſt eine wahre Geiſtererſcheinung des guten, poetiſchen Genius".

Weniger offen als in den Gedichten ſprach ſich Goethe in ſeinen Briefen über die Verbindung mit Chriſtiane aus. Eine leiſe Andeutung machte er dem getreuen Fritz von Stein, der als Sohn Charlottens und als jüngerer Mann (er war damals 16 Jahre alt) wohl am ungeeignetſten zum Depoſitär ſolcher Bekenntniſſe war: „Was meine Tugend betrifft, ſo kann ich mich nur italieniſch ausdrücken: ‚Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala'."

Am 25. Dezember 1789 wurde ein Sohn, Auguſt, geboren. Nach der Geburt Auguſts reiſte Goethe wiederum nach Italien, der Herzogin-Mutter entgegen. Die Abſchiedsſtimmung, die ihm die Entfernung von ſeinen Lieben erregte, war eine äußerſt trübe. Gewiß ſchrieb er häufig von der Reiſe an die Weimarer Geliebte, doch iſt keiner dieſer Briefe erhalten. Es wird allgemein angenommen, daß entweder Goethe ſelbſt oder, was wahrſcheinlicher iſt, ſeine Enkel dieſe glühenden Zeugniſſe ſtärkſter Sinnlichkeit vernichtet haben. Von der Reiſe ſelbſt äußerte Goethe nur dem Herzog gegenüber ſeine Stimmung und Sehnſucht (3. April 1790). „Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelaßnen Erotio und zu dem kleinen Geſchöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide wie alles das Meinige beſtens empfehle".

Der venetianiſche Aufenthalt aber rief ein neues poetiſches Zeugnis der Liebe für Chriſtiane hervor: Die venetianiſchen Epigramme. Sie werden zuerſt am 3. April 1790 erwähnt, waren Anfang 1791

abgeschlossen, blieben aber längere Zeit auf den Rat Herders, trotz der Lust Goethes, sie zu veröffentlichen, ungedruckt und wurden nur manchen Freunden handschriftlich mitgeteilt und erst im Musenalmanach 1796 zum Druck befördert.

Schon durch ihr Motto:

Wie man Geld und Zeit vertan
Zeigt das Büchlein lustig an.

beweisen die Epigramme, daß die Sammlung einen gänzlich veränderten Charakter gegenüber den römischen Elegien hat. Gegenüber der etwas schwülen Atmosphäre jener Dichtungen herrscht hier der Scherz vor; statt des Liebenden, der sich nach dem ersten Genuß in völligem Taumel befand, steht hier der Beglückte, der sich in behaglicher Erinnerung ein wenig Ruhe gönnt; mit Scherz vereint sich die Satire. Diese richtet sich gegen Pfaffen, gegen Lavater, gegen die Schwärmer überhaupt, gegen die deutsche Sprache, gegen Revolutionsbewegung und -Stimmung, gegen die Widersacher der Farbentheorie, gegen Italien, das aufgehört hatte ihn zu reizen, aufzuregen, mit ungeahnten Schätzen zu überraschen und das ihm nun statt der wahren Befriedigung nur Übersättigung bot. Wie der Heimat überhaupt, so denkt das Büchlein auch mit Liebe und Verehrung des Fürsten, dessen Fürsorge für den Dichter, „der sich schlecht auf den Erwerb verstand", in schönen Versen gerühmt wird.

Aber der eigentliche Inhalt des Büchleins ist doch die Liebe.
Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knien, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Und nachdem er dann halb scherzhaft die etwas lästige Reise nach Italien geschildert, schließt er mit den Versen:

Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

Ganz ausdrücklich wird dann ihre Schilderung unternommen:

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' ſie
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen, es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Das Glück, das er im tiefſten Innern empfand, wird in unvergänglichen Verſen verkündet und die ewige Dauer der Seligkeit von den Göttern mit den Worten erfleht:

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wiedergefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrtum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad'.

Und ſelten iſt reiner die Empfindung der höchſten Seligkeit auf Erden geprieſen worden, als mit den ſchönen Worten:

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen wie heut.

Kaum war Goethe einen Monat zu Hauſe, ſo mußte er wieder fort (26. Juni), um den Herzog in Schleſien aufzuſuchen und dort mit ihm zuſammen zu verweilen.

Dieſe Reiſe nach Schleſien iſt in Goethes Leben keine ſonderlich wichtige Epiſode. Nach der Meinung einzelner ſoll ſie aber in ſeinem Liebesleben etwas bedeuten; man hat nichts weniger verſucht, als einen Treubruch zu konſtatieren.

Die Sache, um die es ſich handelt, iſt folgende: In einem Briefe eines Herrn von Schuckmann, eines höheren preußiſchen Beamten, der ſo tüchtig war, daß er nach Weimar gezogen werden ſollte und es ſpäter bis zum preußiſchen Miniſter brachte, findet ſich folgende Notiz: „Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen von der Du die Zeichnung bei mir geſehen haſt. Auch da hat ihn ſein Auge nicht betrogen!"

Das Mädchen, um das es ſich in dieſem vertraulichen Briefe handelt, iſt Henriette von Lüttwitz, damals 23 Jahre, ein junges Mädchen, das einige Jahre ſpäter die zweite Gattin des Brief-

ſchreibers wurde. Dieſe belangloſe Äußerung eines Zeitgenoſſen — belanglos, denn warum ſoll Goethe, wenn auch durch ernſte Bande gefeſſelt, nicht Gefallen an einem hübſchen jungen Mädchen gefunden haben? — ſcheint eine Beſtätigung zu finden und damit zu einer belangreichen Äußerung erhoben zu werden durch die Mitteilung eines Herrn von Lüttwitz, des jüngeren Bruders der genannten Dame, der 1790 ein Knabe war. Danach ſoll Goethe jene Henriette zur Gattin begehrt haben, welche zwar den Dichter von Werthers Leiden nicht verſchmähte, aber doch ſeine Wünſche nicht erfüllen durfte. Und daß wirklich dem Dichter ein Körbchen erteilt worden ſei, wenn auch ein noch ſo zierliches, wird von dem Biographen der mehrfach angeführten Frau 1897 als Faktum hingeſtellt. Als Zeugniſſe für dieſe Behauptung gelten allerdings weder beſtimmte Äußerungen Henriettens, noch des Abgewieſenen, ſondern Reminiszenzen alter Tanten, die ſich in vergilbten Blättern finden ſollen, — freilich ſind die Originale dieſer Blätter bisher nicht präſentiert worden.

Solche Behauptungen ſind nun aber als völlig unbegründet abzuweiſen. Sie laſſen ſich widerlegen durch Dichtungen, die jener Zeit entſtammen, ſie ſtellen ſich als unmöglich heraus bei einſichtiger Betrachtung der Empfindungen und Lebensauffaſſung unſeres Dichters.

Unter den Poeſien jener Zeit befindet ſich eins mit der Überſchrift „Feldlager in Schleſien". Der Dichter ſpielt darauf an, daß der erwartete Krieg nicht eingetreten ſei und ſchließt mit den Verſen:

Aber es zeigt ſich kein Feind und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg.

Dieſe Stelle kann ſich nur auf Chriſtiane beziehen: ſie ſoll an die Liebesſpiele erinnern, die den Dichter in Weimar glücklich machten, in deren Andenken er ſich in Schleſien wehmütig fühlte.

Aber auch die anderen Gedichte beweiſen nichts anderes. Das eine lautet:

„Ach, wir ſind zur Qual geboren!"
Sagt Ihr unter Tränen wert,
„Erſt in dem, das wir verloren,
Dann in dem, das wir begehrt."

Du biſt nicht zur Qual geboren!
Habe, was dein Herz begehrt!
Jenen Menſchen, die verloren,
Iſt das zweite doppelt wert.

Es iſt nicht ganz leicht zu erklären. Wahrſcheinlich richtet ſich die erſte Strophe gegen die weltabgewandten chriſtlichen Denker, die auf die Freuden dieſer Welt verzichten, den Sündenfall betrauern und jedes irdiſche Verlangen für ſündlich halten. Die zweite Strophe dagegen, im Namen des Dichters geſprochen, erklärt ſeine realiſtiſche Auffaſſung, ſeine Freude am Beſitz und Genuß.

Noch deutlicher ſinnlich erotiſch iſt ein zweites Gedicht, im Charakter der römiſchen Elegien, das Goethe ſpäter in veränderter Form den venetianiſchen Epigrammen einreihte und deſſen Bezug auf Chriſtiane er ſchon durch dieſe Einordnung klar machte. Die Verſe lauten:

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags ſchauen, den freundlichen Stern,
Ungeduldig den Blick der Himmelsfürſtin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft haſt Du mich mächtig geweckt.
Nun erſcheint ihr mir Boten des Morgens, ihr himmliſchen Augen
Meines Mädchens, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

Sie ſtellen den Wanderer, der ungeduldig den Sonnenaufgang erwartet, dem Liebenden gegenüber, der, weil er ſeine Geliebte nur nachts beſitzt, den Tagesanbruch recht weit hinausſchieben möchte und die aufgehende Sonne eher verwünſcht als froh begrüßt. Es iſt alſo durchaus die Stimmung der römiſchen Elegien und man wird ſagen können, die Verſe können unmöglich an eine junge

Dame der feinen ſchleſiſchen Geſellſchaft, ſondern ſie müſſen an Chriſtiane gerichtet ſein.

Jedoch nicht nur dieſe Zeugniſſe ſprechen dagegen, daß der Dichter damals durch ein anderes Mädchen gefeſſelt worden ſei, ja daß er daran gedacht haben ſoll, aus dieſer flüchtigen Bekanntſchaft ein dauerndes Bündnis zu machen. Entſcheidender iſt Folgendes:

Goethe, der eheſcheue, der, ſo oft er auch in Liebesbanden verſtrickt war, einem Ehebündnis mit einer geſellſchaftlich Gleichſtehenden aus dem Wege ging, ſollte plötzlich bei dem Anblick eines jungen, weder durch Schönheit, noch, wie es ſcheint, durch Geiſt auffallenden Mädchens, das er höchſtens ein paarmal ſah, ſeinen Grundſätzen völlig untreu geworden ſein? Wenn man ſodann annimmt, daß Goethe abgewieſen wurde, hauptſächlich wohl wegen der ſchon damals beſtehenden Geneigtheit Henriettens, Schuckmanns zweite Gattin zu werden, iſt es bei einer ſolchen Sachlage für einen Mann von Gefühl und Leidenſchaft auch nur denkbar, daß er ſich bemüht haben ſoll, den ihm vorgezogenen Nebenbuhler nebſt deſſen Frau an den Ort zu ziehen, wo er ſelbſt wohnt? Gewiß ſchätzte unſer Dichter von Schuckmann als Menſchen und Beamten gleich ſehr und beſtärkte den Herzog in der Würdigung dieſes verdienſtvollen Mannes. Aber bei der Geſinnung des Fürſten gegen ſeinen Freund, der doch wohl um des letzteren Ehegedanken und etwaige Brautbewerbung hätte wiſſen müſſen, iſt es völlig unglaublich, daß der Herrſcher hätte daran denken können, gerade den Mann mit ſeiner jungen Frau zur Überſiedlung nach Weimar zu veranlaſſen, der Goethe ſeine Niederlage beſtändig vor Augen führen mußte.

Und dann: der Dichter ſchwelgte nach den bekannten Zeugniſſen auch während ſeines ſchleſiſchen Aufenthalts in der Erinnerung an die Freuden, die ihm ſein Mädchen gewährte. Er drückte dieſe Freude in liebeglühenden Verſen aus, die wir kennen und in zahlreichen Briefen, von denen wir freilich nur wiſſen, daß ſie geſchrieben wurden.

Und endlich: Goethe hat vom erſten Augenblick, da er ſich mit Chriſtiane verband, noch ehe er ſie in ſein Haus aufnahm, die

Vereinigung mit ihr als eine Ehe betrachtet. Er erkannte ſein und Chriſtianes Sohn als ſein rechtmäßiges Kind an. Er konnte nicht ſo gewiſſenlos ſein, dieſes Mädchen eines anderen wegen zu verjagen und das Kind von ſich zu entfernen. Alles zuſammengenommen: es iſt nicht wahr und kann nicht wahr ſein, daß Goethe in Breslau jene Henriette von Lüttwitz wirklich geliebt und noch weniger, daß er ſie zu ſeiner Frau begehrt hatte.

1796 antwortete er einem naiven Mädchen, in deſſen Gegenwart er einem Bekannten zuredete, ſich ein Weib zu nehmen, auf deſſen Frage: „Warum heiraten Sie denn nicht ſelbſt“ ganz ernſt: „Ich bin verheiratet, aber nicht mit Zeremonie“.

Dem Zurückgekehrten war keine lange Muße gegönnt. Aber die kurze Zeit des Verweilens in der Heimat ſeiner Wahl konnte ihn belehren, wie wenig der Schritt gebilligt wurde, den er getan. Nicht etwa, daß er ſeine Stelle einbüßte, oder das Vertrauen ſeines fürſtlichen Freundes verlor. Auch nicht, daß er gemieden wurde wie ein Peſtkranker. Aber an den ausdrucksvollen Mienen der einen und an dem beredten Schweigen der anderen konnte er merken, was man ihm zwar nicht ins Geſicht ſagte, aber hinter ſeinem Rücken ſtichelte. Offen wagte wohl keiner gegen ihn aufzutreten. Denn daß wirklich, wie eine Zeitgenoſſin erzählt, die regierende Herzogin ihm ſagen ließ, ſie wolle es nicht dulden, daß ſein Kind vor ihrem Palaſte vorübergefahren werde, oder daß ſie gezwungen ſei, auf ihren Spaziergängen den Baſtard zu ſehen, iſt bei dem zurückhaltenden Weſen dieſer vornehmen Frau ebenſo unglaublich, wie bei der Stellung, die Goethe ſchließlich ſelbſt den Höchſtſtehenden gegenüber einnahm; zudem verſichert ihre wohlunterrichtete Biographin ausdrücklich, daß ihre Achtung und Freundſchaft für den Dichter trotz ſeiner wilden Ehe unerſchüttert blieb.

So blieb es alſo bei böſem Gerede. Eine offene Empörung hätte vielleicht zu einer reinlichen Scheidung geführt; gegen das Geklatſche war der Betroffene machtlos, aber er und Chriſtiane litten darunter.

Der einzige Weimaraner, dem Goethe damals wirklich naheſtand,

war Herder. Bertuch und ſo mancher andere waren nur gute Kameraden; die innige Verbrüderung mit Wieland hatte ſich in freundliche Berührung verwandelt, der der Charakter der Intimität fehlte. Der Dichter ſchlüpfriger, mindeſtens recht freier Erzählungen, der Mann, der in ſeinen früheren Jahren die freie Liebe wohl auch betätigt, nicht bloß gepredigt hatte, war ein emſiger Arbeiter, ein Philiſter geworden, der ſich am liebſten in die Kreiſe der kleinen Stadt einſpann und ſich am wohlſten in ſeinem eigenen kinderreichen Heime fühlte, in dem er, ohne ſchon dem Greiſenalter anzugehören, wie ein bejahrter Patriarch waltete. Knebel lebte nicht dauernd in Weimar und war in der Beurteilung eines ſolchen Verhältniſſes, wie in vielen anderen Dingen, unberechenbar. Der Herzog, der zu allen Zeiten, ſelbſt als er ſchon über das ungeſtüme Jünglingsalter heraus war, ſich Nebenfrauen hielt und ſeine Liaiſons offen zur Schau trug, der Fürſt, dem Goethe von Italien aus ſeine Liebesfreuden recht unverhüllt erzählt, und dem er von dem allgemeinen unſittlichen Treiben Italiens mehr als einmal berichtet hatte, mochte dieſe wilde Ehe ſeines erſten Staatsdieners, von der er ſofort Kunde erhielt, dulden, als Freund, als Mitwanderer auf demſelben Wege lächelnd begrüßen. Wenn er auch als Landesherr nicht geradezu fördernd oder ſchützend eingreifen durfte, und namentlich während des Freundes Abweſenheit weder ſelbſt noch durch ſeine Dienerſchaft ſich der Verlaſſenen annehmen durfte, er tat ſchon genug, wenn er als Pate des erſten Kindes auftrat, das ja ſeinen Namen Auguſt erhielt.

So blieb Herder allein übrig. Man könnte freilich meinen, er ſei vermöge ſeiner Stellung der am wenigſten geeignete geweſen. Als Theologe, für den die Ehe ein Sakrament war, mußte er deren offenkundige Verletzung, dieſes freie Zuſammenleben von Mann und Weib verdammen, als Prediger und als hervorragender geiſtlicher Beamter des Landes durfte er, wie man annehmen ſollte, ein ſolches Verhältnis nicht unterſtützen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſchweren Anſtoß zu geben und durch dieſen Gegenſatz zwiſchen Reden und Tun die Gläubigen an der Ehrlichkeit

seiner Überzeugung irre zu machen. Und doch war die Aufklärung in Weimar so verbreitet, und Herders Stellung im Lande befestigt genug, um ihm zu gestatten, das Verhältnis, wenn auch nicht zu sanktionieren, so doch stillschweigend zu dulden, ja geradezu der Verlassenen sich anzunehmen.

Schon in Rom bekam Herder durch Goethe einzelne Andeutungen (10. Oktober 1788): „Ich bleibe immer der wunderliche Heilige Gottes, der wunderlich geführt wird." Nach seiner Rückkehr erhielt er den Bericht (2. August 1789), von den Erotika, die gearbeitet wurden, und wußte gewiß, wem sie galten. Ihm wurde durch den nach Venedig Abreisenden gemeldet (März 1790), daß Goethe „von einem anderen Abschied ganz mürbe war", ja er empfing geradezu die Aufforderung, aus der man schließen muß, daß bisher irgendwelcher Verkehr der Herderschen Familie mit Christiane nicht stattgefunden hatte (12. März.) „Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein, daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz verlassen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!"

Auch von Italien aus wurde an Herder ein Auftrag geschickt, der die wirkliche Leidenschaft für Christiane bekundet, nicht bloß die Stärke des sinnlichen Verhältnisses, und der ganz besonders wichtig deswegen ist, weil er die treue Teilnahme Herders für die Verlassene, vielleicht auch eine bestimmte Tätigkeit für sie, beweist. (Mantua, 28. Mai 1790.) „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt."

Herder blieb auch in den nächsten Jahren der Vertraute, der einzige, dessen Eingeweihtsein in das stille Glück aus den spärlichen Überresten der Dokumente der schlesischen Reise klar hervortritt. Der allgemeinen Klage (Breslau, 21. August 1790) „ich sehne mich nach Haus; ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen" schließt

ſich das ſpezielle, faſt philiſterhafte Bekenntnis an, das bei aller wohltuenden Erwähnung der häuslichen Behaglichkeit in dem Munde eines Goethe faſt zu ſpießbürgerlich klingt (11. September), „es iſt all und überall Lumperei und Lauſerei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zur Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, ſo hab ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen."

Herders Gattin Karoline, geb. Flachsland, gewiß geiſtig eine der hervorragendſten Frauen ihrer Zeit, hatte ihrem Gatten gegenüber, als dieſer in Italien war, Andeutungen über das Neue gemacht, das ſich in Weimar ereignet. Aber ſie war keine Klatſchnatur und keine der Frauen, die irgendwelche Anſprüche an Goethe zu machen hatten. Vielleicht kam bei ihr, die freilich auch jähzornig werden konnte, doch das verſtändige Räſonnement zur Geltung, daß ſie Goethe's, des einflußreichen Beamten, Fürſprache für ſich und ihre Kinder brauchen konnte, wenn ſie auch keineswegs ſo niedrig geſinnt war, ihre moraliſchen Forderungen ihrem Nutzen unterzuordnen oder aufzuopfern. Aber ſie gehörte zu den Frauen, die freier dachten als die meiſten; waren doch die Seelenfreundſchaften ihrer Darmſtädter Jugend durchaus nicht nur platoniſch geweſen. Mochte ſie daher vielleicht auch im ſtillen murren, zu einem lauten Worte ſchwang ſie ſich nicht auf.

Ganz anders ſtand der Fall mit Charlotte von Stein. Sie fühlte ſich in ihrem Beſitze gekränkt und in ihren Rechten verletzt. Sie war lange Zeit Goethe's Muſe geweſen, ſeine im großen und ganzen verſtändnisvolle Genoſſin. Sie durfte mit Recht von den Werken des erſten Weimarer Jahrzehnts ſagen, daß ſie ihr gehörten. Goethe's Flucht nach Italien war, wie man jetzt im Gegenſatz zu der früheren irrigen Meinung wohl weiß, durchaus nicht eine Flucht vor ihr geweſen. Mit rührendem Eifer hatte der Flüchtling getrachtet, ſie, die Beleidigte und Gekränkte, zu verſöhnen; ihr waren innige Gedichte, ihr herrliche Proſabriefe gewidmet

worden. Für sie sah er, für sie fast allein schien er zu genießen.

Und nun war sie enttäuscht, als er zurückkam. Mit weiblichem Instinkt erkannte sie, daß sie den Heimgekehrten verloren hatte. Sie hatte ihn verloren, weil er ein anderer geworden war: sinnenfreudig, nach Genuß begehrend, voll Verlangen sich selbst auszuleben, und weil er erkannte, nicht daß sie eine andere geworden, sondern daß sie eben nur dieselbe geblieben war, die nun mit anderen Augen von ihm gesehen wurde: verblüht, alt, kränklich. Nun erschien sie wie ein entblätterter Baum, bar aller der Vorzüge, die er ihr angedichtet, die er an ihr zu erblicken gewähnt hatte, eine konventionelle Hofdame, mit ihrer starken Herbheit, ihren großen Ansprüchen, gewillt weiter zu herrschen, nicht aber beherrscht zu werden.

Zwischen beiden hätte es zum Bruch kommen müssen, auch wenn Christiane nicht dazwischen getreten wäre. Es war ein schwerer Irrtum des Heimkehrenden, wenn er meinte, die Geistesfreundin neben der Geliebten behalten zu können. Die Hingabe an Christiane beschleunigte nur den Bruch, rief ihn aber nicht hervor.

Nun aber war es Charlotte, die, empört über diese ihrer Meinung nach unwürdige Nebenbuhlerin, tief verletzt über den Abfall dessen, der ihr alles gewesen war, von seinen Idealen, über sein Hinabgleiten aus seiner stolzen Höhe, schlimme Worte äußerte und schnöde Anklagen formulierte.

Freilich ihr Absagebrief an Goethe ist uns nicht bekannt; ihre Gesinnung, ja deren harter und verletzender Ausdruck, wird aus den Antworten Goethe's vom Februar und 1. Juni 1789 klar, die folgendermaßen lauten: „Wenn Du es hören magst; so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurecht zu legen und wenn du manches an mir dulden mußt; so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet,

als daß man ſich immer einander anähnlichen will und wenn das nicht reuſſiert, einander aus dem Wege geht.

„ . . . . Und das alles eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher iſt, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre.

Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältnis verloren haben ſollte.

Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen.

Aber das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen, wenn ich mitteilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt?"

Infolge dieſer Abfertigung kam Charlotte dem ehemaligen Vertrauten gegenüber auf dieſe Angelegenheit nicht mehr zurück. Ein völliger Bruch erfolgte. Die in ihrem Innerſten gekränkte Frau äußerte ihren Zorn den Vertrauten gegenüber in unverkennbarer Weiſe. Zunächſt ihrer Freundin Charlotte von Schiller gegenüber, die ſchon als Mädchen zu den beſonderen Lieblingen Charlottes gehört hatte.

Schon am 29. März 1789 hatte ſie der Freundin Charlotte von Lengefeld berichtet: „Ich war den Winter immer nicht wohl und

da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie sehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht schreiben mag." Am Ende April war Charlotte einige Tage mit der jugendlichen Freundin zusammen; im mündlichen Gespräche wird die Angelegenheit beredet worden sein. In den folgenden Jahren herrscht nun über die Angelegenheit, die Charlotte so gänzlich beschäftigte, völliges Schweigen; nur kleine Anspielungen kommen vor, wie etwa die (7. Dezember 1791): „Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte." In den nächsten Jahren begnügt sich Charlotte mit kleinen Sticheleien gegen Goethe; etwas höhnisch spricht sie von den „bewußten Elegien", ohne die Heldin und Adressatin dieser Dichtungen, Christiane, auch nur anzudeuten und bedenkt eine seiner Erzählungen aus den „Unterhaltungen der Ausgewanderten" mit einer hämischen Bemerkung (1794).

In den späteren Jahren kam sie mehrfach auf seine Werke zu sprechen, gedachte der Wiederannäherung des ehemaligen Freundes und erwähnt mehrfach der Besuche des kleines Augusts, wobei die Mutter nur ganz gelegentlich genannt wird, ohne daß sich übermäßig charakteristische Bemerkungen daran knüpfen. Die eigentlichen Nachrichten über sie beginnen erst 1796. Zunächst sind es ziemlich unschuldige Späße, z. B. 26. September 1796: „Ehe ich von Weimar abreiste, erzählte mir August, seine Mutter würde im Monat Oktober auf vier Wochen nach Jena gehen, um daselbst reiten zu lernen; da kann ja Madame Paulus mit ihr reiten." Schon entschiedener wird sie, wenn sie am 19. November 1796 schreibt: „Ich glaube beinahe, mein Sohn Karl heiratet garnicht und nimmt sich zuletzt ein Mamsellchen wie Goethe, denn er findet das so artig an ihm und mir sind diese Verhältnisse zum Ekel", und wenn sie diesen Worten hinzufügt: „Vielleicht macht die Berlitz jetzt, da sie lustig, munter, dick und fett ist, mehr Eindruck auf

Goethe als da ſie mager und ſentimentaliſch war; ſie ſieht auch etwas gemeiner aus." Ähnlicher Art iſt es, wenn ſie das Lob der Elegie „Hermann und Dorothea", die ſie recht poetiſch und ſchön nennt, durch den Satz beſchränkt (7. Februar 1797): „Nur ſchade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illuſion verdirbt". Ihrem Berichte, Goethe ſei einer vierfachen Hochzeit ausgewichen, fügt ſie die boshafte Bemerkung hinzu (24. Mai 1798), „er habe ſich gefürchtet, ein Kränzchen zu bekommen". Und auf die Notiz, Goethe werde wohl in Jena fleißig arbeiten (13. Juni 1798) läßt ſie die ſchmähenden Worte folgen: „denn ſein hieſiges häusliches Verhältnis muß ihn ganz abpoetiſieren".

Ihre ganze Indignation über die, wie ſie meint unwürdige Nebenbuhlerin kommt dann in dem Berichte vom 3. Januar 1797 zum Ausdruck: „Stellen Sie ſich vor, daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag geſchickt hat; Goethe (der damals mit dem Herzog in Leipzig war) iſt ein ungeſchickter Menſch, er wollte, Auguſt ſollte mich damit anbinden; konnte er nicht ein Zettelchen dazu ſchreiben, anſtatt daß die Magd mit dem ſtattlichen Kuchen und einem Kompliment von der Mademoiſelle Vulpius eben da ich Beſuch hatte, mir ins Kabinet trat. Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeſchichte, wo ich darüber ausgelacht werde." Noch lebhafter ſpricht ſich ihr Widerwille gegen den ehemaligen Freund und deſſen Gefährtin in dem Berichte von Ende Mai 1798 aus: „Ich freue mich, wenn es meinem alten Freunde bei Ihnen wohl iſt; ich wußte gar nicht, warum mein kleiner Morgenbeſuch ſeither ausgeblieben war. Die Mutter macht ſich in Jena auf dem Land luſtig. Neulich war ſie mit meiner Mutter ihrer Löwern (Geſellſchafterin, Dienerin?) auf einem Ball in Lobeda und bat ſich ihren Beſuch in Weimar aus, beſonders aber bei ihrer Schweſter, welche ſie recht vor der Verführung der Männer warnt, wie ſie ſagte. Er mag wohl das arme Weſen recht drücken, dems mit einer gemeinen Natur gewiß wohler geweſen wäre, als mit dem Genie".

Durch Frau von Stein wurde auch die gute Loloa (Charlotte von Schiller) durchaus gegen Chriſtiane eingenommen. Bei ihr war der Grund der Mißſtimmung nicht wie bei jener das Gefühl der Kränkung, denn ſie hatte, bevor Goethe jenes Bündnis ſchloß, als junges Mädchen höchſtens verehrungsvoll zu ihm aufgeſchaut, aber keinerlei Verbindung mit ihm gehabt. Auch konnte ſie, ſeitdem, nicht ohne ihre echt weibliche Fürſprache und Vermittlung, der Bund des Meiſters mit Schiller beſiegelt war, ſich nur ſeiner Ritterlichkeit, ſeiner väterlichen Neigung und ſeiner wahrhaft wohltuenden Fürſorge rühmen. Aber ihre durchaus kindliche Bewunderung, in die ſich keine Spur weiblicher Gefallſucht noch irgend ein perſönlicher Anſpruch miſchte, ihr Enthuſiasmus für den „Meiſter", wie ſie den von ihr verehrten Dichter und Forſcher faſt ſtets nennt, war tief verletzt durch ſeine Gefährtin. Sie, die Adlige, die ſich in höfiſchen Kreiſen bewegte, legte den größten Wert auf die feine Form; ſie, die Gebildete, die ſchon als junges Mädchen ſchriftſtelleriſche Ambitionen hatte und durch ihre Vereinigung mit Schiller in eine höhere Sphäre gehoben worden war; ſie, die durch die fortdauernde Kränklichkeit viel an das Zimmer gefeſſelt, durch ihren ernſten Sinn und die vielfachen Pflichten, die Sorgen für den pflegebedürftigen Gatten und die große Kinderſchar zu einem tätigen, den Weltfreuden abgewendeten Leben verurteilt war, empfand tiefe Abneigung vor Chriſtiane, die ihr als Plebejerin, als bildungsfeindlich oder mindeſtens als bildungsfremd erſchien. Aber gerade aus dieſer erſten Periode von Chriſtianens Verbindung mit dem Meiſter beſitzen wir wenige Äußerungen Charlottens und da ſie während der ganzen Zeit bis 1797 in Jena lebte, hatte ſie nur wenig Gelegenheit jene zu ſehen, ja auch nur von ihr zu hören. Was ſie von ihr zu berichten hatte, zum Teil recht herbe Anklagen, gehört einer ſpäteren Zeit an.

Leider wurde dieſe Stimmung auch durch Schiller geteilt, ſei es, daß er von vornherein dieſem irregulären Verhältniſſe abhold war, ſei es, daß er durch ſeine Gattin oder deren Kreis in ſeinen Anſichten getrübt wurde. In jener Zeit, in der ſo manches häß-

liche Wort von Weimar oder Jena aus an den getreuen Körner wanderte, flog dieſem auch folgende Charakteriſtik ins Haus: (1. November 1790) „Übrigens ergeht's Goethe närriſch genug. Er fängt an alt zu werden (dagegen muß man freilich bedenken, daß er damals erſt 42 Jahre alt war) und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schickſal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etabliert hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zuliebe geſchehe und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könnte. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem ſolchen Genieſtreich aufhörte, denn man würde nicht ermangeln ihn dafür anzuſehen."

Nach dem geſchloſſenen Freundſchaftsbunde werden die Äußerungen nicht häufiger und auch eine richtigere Auffaſſung des eigenartigen Verhältniſſes ſcheint Schiller nicht erlangt zu haben. Er erwähnt ſie äußerſt ſelten und auch Goethe hat ihm gegenüber vielleicht, da er des Freundes Urteil kannte, ſeiner Gefährtin nicht häufig gedacht. Nur als er im November 1795 einen Familienzuwachs erwartete und ſicher auf ein Mädchen hoffte, bezeichnete er das Kind als das Schwiegertöchterchen des Freundes. Und als dies übrigens ſehr kurzlebige Kind ein Knabe war, forderte er den Freund ſcherzhaft auf, für ein Töchterchen zu ſorgen, damit die Schwägerſchaft zuſtande käme. Schiller ſeinerſeits erwähnt Chriſtiane außerordentlich ſelten: einmal gedenkt er der bevorſtehenden Niederkunft des „Schätzchens"; ein anderes Mal läßt er ſich von ihr die im Goetheſchen Hauſe lagernden Exemplare des Muſenalmanachs überſenden und ein drittes Mal (21. Oktober 1800) begründet er den Vorwurf, daß Goethe zu wenig arbeite, mit den Worten: „Sein Gemüt iſt nicht ruhig genug, weil ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, vielen Verdruß erregen."

Es gibt nur eine einzige wirklich ausführliche Stelle Schillers über Chriſtiane oder über Goethes Zuſammenleben mit ihr, in dem berühmten Briefe an die Gräfin Schimmelmann (November 1800). Mir iſt, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, der ganze nicht im Original erhaltene Brief höchſt verdächtig. Nicht bloß ſeines Datums wegen, er macht mir immer mehr den Eindruck, als ſei er ſo nicht von Schiller geſchrieben, ſondern aus einigen echten Stellen komponiert, aber jedenfalls geben die gleich anzuführenden Worte Schillers Meinung über das ganze Verhältnis und die Wirkungen, die es auf Goethes Schaffenskraft übte, ganz gut wieder. Die Worte lauten: „Es wäre zu wünſchen, daß ich Goethe ebenſo gut in Rückſicht auf ſeine häuslichen Verhältniſſe rechtfertigen könnte, als ich es in Abſicht auf ſeine literariſchen und bürgerlichen mit Zuverſicht kann. Aber leider iſt er durch einige falſche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheſcheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in ſeinem eigenen häuslichen Kreiſe drückt und unglücklich macht und welches abzuſchütteln er leider zu ſchwach und zu weichherzig iſt. Dies iſt ſeine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn ſelbſt und auch dieſe hängt mit einem ſehr edlen Teil ſeines Charakters zuſammen."

Während nun in Weimar und Jena wacker geklatſcht wurde, keiner ein gutes Wort für Chriſtiane hatte und manches böſe Gerede auch wohl an Goethes Ohr drang, gab es eine Frau, die das, was er tat, zu erkennen ſuchte: ſeine Mutter. Sie hatte ihren „Hätſchelhans" ſo lieb, daß ſie ihm alles, ſelbſt das Schwerſte verziehen hätte. Sie ſtand menſchlich ſo hoch, daß ſie gerade das Menſchlichſte recht begriff.

Wann Frau Rat zuerſt von der Verbindung ihres Sohnes hörte, ſteht nicht feſt. Man müßte annehmen, daß dieſer der Mutter von der Geburt des Enkels berichtet habe, aber Äußerungen ihrerſeits ſind darüber nicht vorhanden. Die erſten Erwähnungen, die ſie macht, finden ſtatt nach den Beſuchen, die Wolfgang in Frankfurt 1792 und 93 gemacht hatte und nach der Ausſprache, die dort erfolgt war. „Ich werde an Dein Liebchen ſchreiben", meldete ſie

am 14. Juni 1793; wenige Tage ſpäter, am 20., erfüllte ſie dies Verſprechen mit folgendem „guten Briefelein, das ihr vermutlich Freude machen wird", wie ſie ſelbſt am 25. Juni meldete. Dieſer Brief, der für die Empfängerin wie ein Aufnahmediplom in die Familie auch für die heutigen Leſer erquicklich iſt, mag hier im Wortlaute folgen. „Daß Ihnen die überſchickten Sachen Freude gemacht haben, war mir ſehr angenehm. Tragen Sie dieſelben als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient. Zehn kurze Tage war er nur bei mir und ſeinen Freunden, wir lebten herrlich und vergnügt und tröſten uns auf ſeine Wiederkunft und hoffen, ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben, wie lange uns die Zeit wird, bis Mainz wieder in deutſchen Händen iſt, denn ſolange die Freiheitsmänner es im Beſitz haben, dürfen wir noch nicht jubilieren. Doch Gott lebt noch und es kann alles beſſer gehen, als viele jetzt glauben, ein einziger Augenblick kann alles umgeſtalten, ſagte Gevatter Wieland und Gevatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie, daß Ihnen von Kriegs- und Siegs-Geſchrei ſo was vortragiere, wir ſehen und hören aber tagtäglich nichts als Bomben, Kugeln, Pulverwägen, Bleſſierte, Kranke, Gefangene und dergl. Tag und beſonders Nachts gehts Kanonieren beinahe an einem fort. Da iſt's nun freilich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben immer von der Sache was herauskommt, da man freilich etwas Beſſeres und Intereſſanteres reden und ſchreiben könnte und ſollte. Das ſoll auch jetzt ſogleich geſchehen, indem ich mich nach dem Befinden des kleinen lieben Auguſt erkundigen will. Ich hoffe, er iſt geſund und munter. Sagen Sie ihm, wenn er hübſch geſchickt wäre und das ABC lernte, ſo wollte ich ihm herrliches Bonbon und ſchöne Spielſachen ſchicken. Nun leben Sie wohl und vergnügt, wie es wünſcht von ganzem Herzen

Ihre Freundin

Goethe.

Während der Sohn noch vor Mainz lag, wanderten praktiſche Geſchenke für den Sohn nach Weimar, Bettzeug und Wäſche, die, wie die ſorgliche Mutter meint, der „Bettſchatz" praktiſch einrichten werde. In der Folgezeit fehlte es nicht an Geſchenken für Chriſtiane ſelbſt, an Grüßen und Küſſen für ſie, die gern mit dem angeführten, prüden Leſern etwas ſtarkklingenden Namen bezeichnet wird. Als ſich Ausſicht auf eine Vermehrung der Familie zeigt, ſchreibt die Großmutter (24. September 1794): „Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger, nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigblättchen ſetzen laſſen und ein öffentlich Freudenfeſt anſtellen. Doch da unter dieſem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen iſt, ſo tröſte ich mich damit, daß mein Hätſchelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe iſt. Küſſe mir Deinen Bettſchatz und den kleinen Augſt und ſage Letzterem, daß das Chriſtkindelein ihm ſchöne Sachen von der Großmutter bringen ſoll". Das Kind ſtarb bald und die Großmutter ſchrieb (2. Februar 1795): „Daß dem lieben kleinen Söhnchen ſeine Rolle hienieden ſo kurz ausgeteilt war, tut mir ſehr leid. Freilich bleiben nicht alle Blüten um Früchte zu werden, es tut weh, aber wenn die Saat gereift iſt und kommt dann ein Hagelwetter und ſchlägt zu Boden, was in die Scheuern eingeführt werden ſollte, das tut noch viel weher. Wenn aber nur der Baum ſtehen bleibt, ſo iſt die Hoffnung nicht verloren. Gott erhalte Dich und den lieben Augſt und Deine Gefährtin, dies iſt mein innigſter und herzlichſter Wunſch".

Seitdem verfehlte die treffliche Frau ſelten, Mutter und Kind herzlich zu grüßen, mit Küſſen und Geſchenken zu bedenken. Sie war erfreut, daß das Enkelchen ihr 1796 einen lesbaren Brief ſchrieb und verſprach ihm ein beſonders ſchönes Weihnachtsgeſchenk.

So erkannte die wackere Frau das irreguläre Verhältnis ihres Sohnes, an dem ſonſt alle Welt Anſtoß nahm, vollkommen an. Mochte ſie auch durch dieſe ihre Billigung, aus der ſie gewiß kein Hehl machte, bei den Reichsſtädtern manch verwundertes Kopfſchütteln erregen, ſo ſtellte ſie die Freude an dem Wohlergehen ihres Sohnes über alle Bedenklichkeiten der gewöhnlichen Moral-

anſchauung. Damit wob ſie ein feſtes Band zwiſchen ſich und den Weimarer Lieben.

Die Äußerungen der Frau Rat bis zu der Zeit, da ſie die Bekanntſchaft ihrer Schwiegertochter machte, mußten ohne Unterbrechung zuſammengeſtellt werden. Dadurch iſt die chronologiſche Darſtellung ein wenig geſtört worden. Nur muß man bei dem Zuſtande unſerer Quellen nicht verlangen, daß man die Geſchichte der häuslichen Verbindung Tag für Tag verfolgen kann. Weilte Goethe in Weimar, ſo hatte er ſelten Veranlaſſung von Chriſtiane zu berichten, um ſo weniger, da die meiſten ſeiner Korreſpondenten von ſeiner ſogenannten Ehe nichts wußten oder nichts wiſſen wollten.

Nachdem Chriſtiane in der erſten Zeit mit Tante und Schweſter zuſammen gewohnt hatte, wurde ſie von ihrem Geliebten, ſobald dieſer ein eigenes Heim in der Stadt hatte, dort aufgenommen. Sein Heim, das er der fürſtlichen Gnade verdankte, war ſeit 1789 das herzogliche Jägerhaus, ſeit 1792 das ſtattliche ehemalige Helmershauſenſche Gebäude, am Frauenplan, das, ſolange der Dichter auf Erden weilte, eine der Kunſt und Schönheit geweihte Stätte war und blieb und ſeit ſeiner Erſchließung für die große Gemeinde der Verehrer der Wallfahrtsort aller Dichtergläubigen geworden iſt.

Das Dichterheim wurde ein Schauplatz reinen und ungetrübten Glückes.

Kommt auch in den vertraulichen Äußerungen der folgenden Zeit (bis 1797) kaum eine Erwähnung Chriſtianens vor, ſo entringt ſich Goethe doch gelegentlich ein Bekenntnis, das wie ein Proſakommentar zu der Beteuerung vollkommenen Glücksgefühls in den venetianiſchen Epigrammen erſcheint. So, wenn er an Jacobi ſchreibt: „Mein Leben im ganzen iſt vergnüglich und gut, ich habe alle Urſache, mit meiner Lage zufrieden zu ſein und mir nur die Dauer meines Glückſtandes zu wünſchen.“ Und das faſt gleichzeitige Verschen an den Herzog, 24. März 1791:

„Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebſte Kätzchen blühen
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor ſeine Späße vor.“

Noch in demſelben Jahr, am 14. Oktober, wurde Chriſtiane von einem toten Knaben entbunden.

Das ruhige Glück freundlichen und innigen Zuſammenlebens wurde ſchon im folgenden Jahre wieder geſtört. Am 9. Auguſt 1792 mußte Goethe Weimar verlaſſen und dem Rufe des Herzogs folgend, nach Frankreich gehen. Von dieſem Moment an beginnt die erhaltene Korreſpondenz mit Chriſtiane. Sie findet zunächſt ihre Fortſetzung in der Zeit vom Mai bis November 1793, als Goethe zur Belagerung von Mainz wiederum ſeinen Fürſten begleitete.

Um ſie richtig zu beurteilen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß nun bereits vier Jahre ſeit der Schließung des Bundes vergangen waren. Daher darf man kein leidenſchaftliches Stammeln erwarten wie etwa in den erſten Monaten der Liebestrunkenheit, keine ſentimental-ſchwärmeriſchen Liebesverſicherungen, wie ſie dem Bräutigam, keine ſehnſüchtigen Beſchwörungen, wie ſie dem noch unerhörten Liebhaber entſtrömen. Es ſind die Erklärungen deſſen, der ſich in ſeinem Beſitze feſt weiß, wenn er auch in der Erinnerung an den Genuß voll iſt von Begierde, es ſind Äußerungen des ſorglichen Hausherrn und des zärtlichen Vaters.

Zur Charakteriſtik dieſes merkwürdigen Verhältniſſes können natürlich nicht alle Briefe mitgeteilt werden; die gewöhnlichen Reiſeberichte fallen völlig fort. Aber von den Äußerungen des Gefühls, von den Stellen, in denen der Gefährte ſeine Lebensgenoſſin auch an ſeinen Arbeiten teilnehmen läßt, ſei hier eine Auswahl geboten. Er iſt unerſchöpflich in Liebesausdrücken: „Liebe Kleine", „Mein lieber Küchenſchatz", „Ein rechter Hausſchatz".

Am 9. Auguſt 1792 ſchreibt er: „Es iſt gar zu nichts nütze, daß man ſich von denen entfernt, die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Erſatz. Wir ſind in Gotha angelangt, und ich denke bald wieder wegzugehen, ich habe nirgends Ruhe... Von hier ſchicke ich dir nichts als den ſchönſten Gruß und die Verſicherung, daß ich dich ſehr liebe. Von Frankfurt ſoll aber bald das zierlichſte Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küſſe den Kleinen."

Wenige Wochen ſpäter, am 25. Auguſt, läßt er ſich ſo vernehmen: „Mein einziger Wunſch iſt, dich und den Kleinen wiederzuſehen, man weiß garnicht, was man hat, wenn man zuſammen iſt. Ich vermiſſe dich ſehr und liebe dich von Herzen.“ Oder: „Es iſt doch nichts beſſer als wenn man ſich liebt und zuſammen iſt.“ Am 10. September: „Behalte mich ja lieb, denn ich bin manchmal in Gedanken eiferſüchtig und ſtelle mir vor, daß Dir ein Anderer beſſer gefallen könnte, weil ich viele Männer hübſcher und angenehmer finde als mich ſelbſt. Das mußt Du aber nicht ſehen, ſondern Du mußt mich für den Beſten halten, weil ich Dich ganz entſetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir allerlei konfuſes Zeug, doch immer, daß wir uns liebhaben. Und dabei mag es bleiben.“ Und in demſelben Brief: „Behalte mich nur lieb und ſei ein treues Kind, das Andere gibt ſich. Solang ich Dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige; jetzt da ich's habe, möcht ich's gern behalten. Dafür bin ich auch Dein.“ Da dieſe Äußerungen, wie es ſcheint, die Adreſſatin etwas verſtimmten, ſo ſchrieb er (10. Oktober): „Wenn ich Dir etwas ſchrieb, was Dich betrüben konnte, ſo mußt Du mir verzeihen. Deine Liebe iſt mir ſo koſtbar, daß ich ſehr unglücklich ſein würde, ſie zu verlieren, Du mußt mir wohl ein bischen Eiferſucht und Sorge vergeben.“ Und ähnlich einige Monate ſpäter: „Behalte mich lieb, denn das iſt das Beſte für Dich und für mich. Das Gute in der Welt iſt viel ſchmäler geſät als man denkt; was man hat, muß man halten.“ Und ſo iſt er beſtrebt, ihre Eiferſucht nicht zu erwecken: „Augelchen hat es garnicht geſetzt“, ſchreibt er in einem der erſten Briefe; aber er mahnt auch ſie, „nicht mit Augelchen zu verſchwenderiſch umzugehen“.

Die ängſtlich Gewordene, die durch die Erzählungen von den Gefahren erregt war, denen er ſich während des erſten Feldzuges ausgeſetzt, beruhigte er von dem zweiten Feldzug aus mit den Worten: „Behalte mich lieb, ich werde mich um Deinetwillen ſchonen, denn Du biſt mein Liebſtes auf der Welt.“ Wenige Wochen nach der Rückkehr von dieſem zweiten Feldzug, am

22. November 1793, wurde ein Mädchen geboren; es ſtarb aber ſchon am 3. Dezember. „Die trübe Jahreszeit hat mir trübe Schickſale gebracht", klagte der Vater, „wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Erſt 1795 unternahm Goethe wieder eine weitere Reiſe. Waren die Ausflüge 1790, 92 und 93 im weſentlichen geſchäftlicher Natur geweſen, die der Reiſende im Dienſte ſeines Herrſchers unternahm, zumeiſt auch in ſeiner Begleitung zubrachte, bei denen er immerhin nur geringe Gelegenheit hatte, frei über ſeine Zeit zu ſchalten und ſich ſeine Geſellſchäft auszuwählen, ſo war die Badereiſe nach Karlsbad, zu der er ſich 1795 anſchickte, ganz anderer Art. Wenn auch zum Zwecke der Geſundheit unternommen und trotz der anſtrengenden Kur war ſie arbeitsreich; die Ungezwungenheit des Badelebens gab Gelegenheit, vielen Menſchen, Frauen und Mädchen, zu begegnen. Der ſtattliche Fremde erregte Aufmerkſamkeit: „Äugelchen ſetzt's auch genug", ſo heißt es ſchon im erſten Bericht (7. Juli) Dieſem Geſtändnis jedoch folgt für die Zurückgelaſſene gleich der Troſt: „Die Geſellſchaft iſt ſehr zahlreich und angenehm, es gibt manchen Spaß und Äugelchen die Menge, wobei ich mich immer mehr überzeuge:

Von Oſten nach Weſten,
Zu Hauſe am beſten."

Und in demſelben Briefe: „Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts Beſſeres ſehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben." Wenige Tage ſpäter: „Ich lebe ſehr zerſtreut, den ganzen Tag unter Menſchen. Es werden viel Äugelchen gemacht, die Dir aber keinen Abbruch tun, denn man ſieht erſt recht, wie ſehr man Urſache hat, ſeinen treuen Hausſchatz zu lieben und zu bewahren."

Nach der Rückkehr trat bald ein trauriges Ereignis ein. Der am 1. November 1795 geborene Knabe ſtarb etwa 14 Tage nachher; am 16. meldete Goethe betrübt: „Ein kleiner Ankömmling hat uns ſchon wieder verlaſſen."

Gewiß iſt das frühzeitige Sterben aller Kinder außer dem erſt-

geborenen Auguſt ſehr auffällig. Man hat es dem Trinken der Mutter Schuld gegeben. Dann müßte aber ſchon die 26jährige — denn ſo alt war Chriſtiane bei der Geburt des erſten toten Kindes — an Trunkſucht gelitten oder durch die erbliche Belaſtung von Vaters Seite geſchädigt worden ſein. Dagegen kann man — nach dem Vorgange eines neueren Gelehrten, der gerade dem Pathologiſchen bei Goethe und den Seinen beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hat — darauf hinweiſen, daß ſelbſt die erbittertſten Feinde Chriſtianens die Anklage der Trunkſucht erſt in viel ſpäterer Zeit erhoben. Auch der Ausdruck „unverdorbenes Gottesgeſchöpf", den Frau Rat noch 1807 von der Freundin ihres Sohnes brauchte, ſpricht unbedingt dagegen, daß dieſe ſchon in jener frühen Zeit dem Laſter gefrönt habe. Eine Trunkſüchtige hätte ſich in den Tagen des Frankfurter Aufenthalts ganz gewiß verraten; eine ſolch unweiblichem Laſter ergebene Geliebte hätte der feinfühlige, gegen alles Unſchöne ſo empfindliche Poet trotz der ſinnlichen Aufwallungen der erſten Zeit nicht in ſein Haus genommen. Er hätte ſie gewiß nicht Jahrzehnte um ſich dulden können, ohne ſich vor ihr zu ekeln. Zur Erklärung des bedauerlichen Phänomens wird man ſich mit den Worten des angeführten Forſchers zu beſcheiden haben. „Auch bei dem Mann ſcheint die Fülle der Geiſteskinder der natürlichen Vaterſchaft abträglich zu ſein."

Das ſchnelle Verſchwinden der ſehnlich gewünſchten und herzlich willkommen geheißenen Nachkommenſchaft trübte nicht das Glück der Engverbundenen. Eher möchte man die häufige Entfernung Goethes nach Jena (1795 und 1796 je dreimal und ſtets auf mehrere Wochen) als ein Zeichen der Unbehaglichkeit auffaſſen, die der Dichter in ſeiner Behauſung empfand. Doch muß man auch mit ſolchen Urteilen ſehr vorſichtig ſein. Zunächſt iſt zu bedenken, allerdings mehr für die ſpätere als für die damalige Zeit, daß Goethe amtlich mit den wiſſenſchaftlichen Inſtituten der Univerſität Jena ſehr viel zu tun hatte, ſodann daß er vielfach die Jenaer Buchdruckerpreſſen beſchäftigte und es aus dieſem Grunde vorzog, in der Nähe der Druckſtätte zu ſein, ferner daß ſeit der Intimität

mit Schiller, die ja gerade 1795—96 sehr stark war, ein Magnet von einer ungeahnten Kraft ihn nach der Nachbarstadt zog; endlich darf der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß in Weimar nicht das häusliche Leben allein ihn zerstreute und in seiner dichterischen und wissenschaftlichen Tätigkeit beengte und zurückbrachte. Dort war es der Hof, der naturgemäß an einen der obersten Staatsdiener, der außerdem mit dem Fürsten und dessen ganzer Familie innig vertraut war, vielfache Ansprüche erhob. Dann war das zahlreiche Vorsprechen von Einheimischen und Fremden lästig und zeitraubend; endlich, aber doch wohl im geringsten Grade, mag auch der Umstand störend gewesen sein, daß Christiane und ihre Angehörigen ebenso wie August die stille Klause des Dichters nicht genugsam respektierten.

Christiane mochte daher die nicht ganz unbegründete Vermutung hegen, daß auch ihre Geschäftigkeit und das muntere Leben, das sich unter ihrer Agide entwickelte, zu den Motiven gehörte, die den Gefährten in das ruhigere Jena trieb. Daß dies wirklich der Fall war, ersieht man z. B. aus folgender Entschuldigung des Entfernten (1. Mai 1796): „Ich bitte Dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen guten Tage zu genießen, die Du vor so vielen andern haben kannst, und Dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Da weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt es mir auch hier nicht, denn ich muß doch nach Ilmenau." Gelegentlich wurde sie zwar gebeten, ihn zu besuchen, oder in Gesellschaft des Kindes ihn abzuholen. Zumeist war der Jenenser Aufenthalt des Hausherrn für sie eine Zeit, in der sie nur für Küche und Keller des Abwesenden zu sorgen hatte, und für diese Mühe nur selten durch zärtliche Worte entschädigt wurde.

Aber gerade in dieser langen Zeit eines geruhigen, durch keine besonderen Ereignisse unterbrochenen Lebens wurde das Zusammensein nicht zu einer bloßen ermüdenden Gewohnheit, sondern zu einem stets neuen frischen Born der Freude. Zeugnis dafür ist zunächst das gerade in einem Briefe an Schiller 13. Juli 1796

doppelt bedeutsame Wort: „Heute erlebe ich auch eine eigne Epoche, mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt." Das deutlichste Zeugnis jedoch für die stete, ja immer wachsende Anhänglichkeit an Christiane ist die gerade damals bedeutsamere Benachrichtigung von Goethes Schaffen und ihre besonders starke Verherrlichung in der Dichtung.

Es wäre allerdings töricht, eine Parallele zwischen Christiane und Charlotte zu ziehen und jene wie diese zu einer geistig hochstehenden Dame, zu einer vollständig ebenbürtigen Teilnehmerin an seinem geistigen Streben zu machen. Aber ebenso unrichtig wäre es, wollte man sie zur bloßen Köchin oder Haushälterin degradieren und meinen, daß in Gesprächen und Briefen zwischen ihr und dem Gatten eben nur von Küche und Haus und etwa dem Kinde die Rede gewesen, Geistiges aber vollständig in den Hintergrund getreten wäre. Vielmehr läßt sich in bestimmten Perioden — namentlich 1794 ff. — ein starkes Bestreben Goethes erkennen, die kleine Freundin an seinem Schaffen teilnehmen zu lassen. Besonders ist dies während der Arbeit an „Hermann und Dorothea" der Fall, woraus man nun freilich nicht, wie es wohl geschehen ist, den Schluß ziehen darf, daß Christiane etwa zu der Heldin jenes Gedichts manche Züge geliehen habe.

Schon am 3. März 1797 meldet er, daß das „Gedicht" wieder im Werke sei und wahrscheinlich in kurzem fertig sein werde. Und nachdem er am 21. — etwas später als er programmmäßig geglaubt hatte — von der nahen Vollendung des Epos Meldung getan, berichtet er einige Tage später: „Ich habe sogar wieder allerlei neue Ideen, die auf die Zukunft gute Frucht bringen werden. Denn es ist nun einmal nicht anders, daß man, sobald man fertig ist, gleich wieder was Neues im Sinne haben müsse."

Wenige Monate später war das große Epos noch immer nicht fertig, aber die Fruchtbarkeit hielt an und am 6. Juni berichtet er: „Ich habe eine große Gespensterromanze (Braut von Korinth) für den Almanach in diesen Tagen fertig gemacht." Endlich kann

er am 9. Juni verkünden: „Die beste Nachricht, die ich Dir zu geben habe, ist denn doch wohl, daß das Gedicht fertig ist."

In ähnlicher Weise wie hier über Hermann und Dorothea wurde Christiane auch 1798 von der Vollendung der Elegie Euphrosyne unterrichtet. Auch über den Verkehr mit Schiller und die durch diesen Umgang geförderten Arbeiten empfing sie Meldungen. Er teilt mit, daß er dem Mahomet die rechte Seite abgewonnen habe, und daß die Arbeit mählich von statten gehe (1799).

Nur in einem einzigen Falle ist es freilich möglich, die Teilnahme der Korrespondentin zu konstatieren. Auf die im Jahre 1802 während der Arbeit an der „natürlichen Tochter" erfolgte Mitteilung: „Soviel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug des bewußten Stückes fertig ist und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen", erfolgte Christianes Antwort: „Ich freu mich recht, wenn Du wiederkommst, etwas von dem neuen Stück zu hören."

Es läßt sich nicht leugnen, daß dies Brosamen sind gegenüber der reichbesetzten Tafel, die Goethe anderen Freundinnen zu servieren wußte, aber sie beweisen wenigstens, daß die Geliebte nicht vollkommen als Wirtschafterin behandelt wurde, sondern auch an dem geistigen Schaffen des Gefährten teilnahm.

War nun auch dies geistige Bündnis schwächer als das mit anderen Frauen, so wurde sie poetisch mehr verherrlicht als irgendeine zweite.

Man kann zweifeln, ob die damals entstandene Elegie „Alexis und Dora" sich wirklich auf Christiane bezieht, obgleich die Schilderung der innigsten Gemeinsamkeit, der Wechsel zwischen seligem Glücksgefühl und der quälenden Empfindung der Eifersucht recht wohl auf dies Verhältnis paßt. Sicher dagegen ist, daß „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen", so aufdringlich auch hier eine Stelle aus Plinius' Naturgeschichte vorangestellt wird, in den Gesprächen der Liebenden Anklänge an wirkliche Liebesunterhaltungen enthält und auf Christiane schon deswegen gedeutet werden muß, weil sie, bevor sie sich Goethe hingab, Arbeiterin in einer Blumenfabrik war.

Aber auch für die, welche die eben angeführten beiden Elegien nur in losen Zusammenhang mit Christiane setzen wollen, beweisen die Epigramme, die jetzt unter der Aufschrift „Sommer" eine Abteilung der „Vier Jahreszeiten" bilden, wie sehr Goethe seine Lebensgefährtin liebte und verherrlichte. Die ganz bestimmte Hinweisung auf Christiane war freilich in dem ersten Druck der Verse im Musenalmanach noch deutlicher; dort führten die kleinen Gedichte im Gegensatz zu der vorangehenden Abteilung, die „Vielen" betitelt war, die Aufschrift: „Einer". Und diese Aufschrift machte es deutlich genug, wer allein als Adressatin dieser Verse gemeint war.

Sie sind eine fast ununterbrochene Verherrlichung der Geliebten, ihrer Teilnahme am Tun und Treiben des Poeten, eine Verklärung der Lieblichkeit ihres Wesens, der Anmut und Naivetät ihrer schriftlichen Berichte.

Ganz leise regt sich vielleicht der Verdacht ihrer Untreue: „Sie entzückt mich und täuschet vielleicht". In den meisten Versen jedoch wird gerade der Satz verkündet, daß die lange Dauer des Verhältnisses nur zu seiner Festigkeit und Unverbrüchlichkeit beitrage.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Das vollkommene Glück, das der Dichter immer wieder von neuem empfand, wird durch die unvergleichlichen Verse verherrlicht:

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.
Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Und der Wunsch entringt sich dem Herzen des Dichters, daß dieses Band, das den Inhalt des Lebens ausmache, auch bis zu seinem Ende dauern möge:

Leben muß man und lieben, es endet Leben und Liebe.
Schnittest du Parze doch nur beiden die Fäden zugleich!

II.

1797—1806.

Das Jahr 1797 bildet in dem gemeinsamen Leben eine gewisse Epoche. Goethe rüstete sich zu seiner Reise nach Italien, die freilich der politischen Verhältnisse wegen nicht ausgeführt werden konnte; der Dichter blieb nur einige Monate in Süddeutschland und der Schweiz und kehrte dann zurück. Obgleich er diese Beschränkung der Reise schon vor dem Weggang ahnte, hielt er es als sorgsamer Mann für nötig, für die Verhältnisse seiner Lieben zu sorgen. Zeigt sich schon das liebenswürdige Bemühen für die Seinen in einem Satze wie dem folgenden (28. Mai 1797): „Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisdoren gezeigt; an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich Dir sie aufzähle oder sie zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege", so tritt sie ganz besonders in folgendem her.

Goethe hatte seine Mutter gebeten, auf seine Erbschaft zu verzichten; diese ging gern darauf ein und suchte ihn in recht mütterlicher Weise in seinem Plane zu bestärken (5. Juni 1797): „Ich zweifle nicht, daß Du Dein Vorhaben, die Deinigen auf alle Fälle zu versorgen, recht kräftig ins Werk richten wirst; sollte es aber vielleicht rätlich sein, um mehrer Sicherheit willen, auch hier jemanden um Rat zu fragen, von dessen Verschwiegenheit man versichert wäre, so darfst Du mir nur den Auftrag geben und auch das soll befolgt werden."

Infolge der Erklärung seiner Mutter trug er dem Herzog (22. Juli) die Bitte vor: „daß nach meinem erfolgenden Ableben keine Obsignation statt habe, vielmehr meine Erben ohne dieselbe und ohne weitere gerichtliche Inventur zu dem Besitz meines Nachlasses gelangen, um so mehr, als wegen desselben in einem Testamente, zu dessen Abholung ich mir eine Deputation untertänigst erbitte, Verordnung getroffen und ein Executor ernannt ist." Das Testament, in dem Christiane als „Freundin und vieljährige Hausgenossin" bezeichnet wird, setzt August zum Universalerben ein, gewährt aber

deſſen Mutter Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles deſſen, was der Teſtator zur Zeit ſeines Todes in Weimariſchen Landen beſitzen würde. C. G. von Voigt wurde zum Teſtamentsexekutor und zum Vormund beſtellt, erhielt auch den Auftrag, bei etwaigem Verkauf der Sammlungen mitzuwirken. Von dem zu erwartenden Vermögen der Mutter Goethes ſollten drei Viertel der Zinſen für Auguſt verwendet werden, ein Viertel Chriſtiane zu freier Dispoſition überlaſſen bleiben.

Nach Erledigung dieſer wichtigen Angelegenheit, die Goethe lange gequält hatte, reiſte er mit Chriſtiane und Auguſt nach Frankfurt, vergnügte ſich einige Zeit mit ihnen in der Vaterſtadt und ſendete ſie am 9. Auguſt wieder nach Weimar zurück. Das Zuſammenreiſen mit ſeinen Lieben hatte ihm ſo viele Freude gemacht, daß er ſchrieb (15. Auguſt): „Mir hat unſere ganze Expedition Luſt und Mut gegeben, mit Euch künftig dergleichen mehr zu unternehmen, und mit dem Kinde wird es, je älter es wird, immer eine größere Luſt ſein.“ Sein Vertrauen zu der geprüften Freundin bekundete er dadurch, daß er ſie nun ermächtigte, alle an ihn ankommenden Sendungen aufzumachen und mit ihnen nach beſtimmten Grundſätzen zu verfahren. In einem großen Geſchäftsbriefe fehlen die Liebesworte nicht. „Ich liebe Dich recht herzlich und einzig: Du glaubſt nicht, wie ich Dich vermiſſe. Nur jetzt wünſchte ich, reicher zu ſein als ich bin, daß ich Dich und den Kleinen auf der Reiſe immer bei mir haben könnte. Künftig, meine Beſte, wollen wir noch manchen Weg zuſammen machen. Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt dich und erfreut ſich des Kleinen.“

Und dieſe zärtliche Stimmung hält auf der ganzen Reiſe vor. Chriſtiane hatte offenbar ihre Ängſtlichkeit über das Ziel der Reiſe und etwaige Unvorſichtigkeiten des Reiſenden ausgedrückt, ſo daß ſie folgende beruhigende Verſicherung erhielt: „Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reiſe nicht ängſtigſt und Dir nicht die guten Tage verdirbſt, die du haben kannſt. Du haſt Dich mit Deinen eignen Augen überzeugt, daß ich in meiner hieſigen Lage nicht würde arbeiten können, und

was ſollte ich ſonſt hier tun.... Du weißt überhaupt und haſt auch auf der letzten Reiſe geſehen, daß ich bei ſolchen Unternehmungen ſorgfältig und vorſichtig bin, Du kannſt leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde und ich kann Dir wohl gewiß verſichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laſſ' die Menſchen reden was ſie wollen. Du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt als tröſtet und aufrichtet."

Die Reiſe Chriſtianens in Begleitung ihres Gatten und Sohnes hatte die fernere Wirkung, daß Schwiegertochter und Schwiegermutter einander näher kamen. Freilich wohnte die Fremde nicht bei der Mutter, ſondern im Gaſthaus zum „Schwan", aber ſie war viel mit der alten Dame zuſammen und gefiel ihr wohl.

Kaum war Chriſtiane zu Hauſe, ſo erhielt ſie einen Brief, in dem ſie für ihren Beſuch bedankt wurde, nebſt folgender Verſicherung mütterlicher Liebe (24. Auguſt 1797): „Das Vergnügen, ſo ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genoſſen, macht mich noch immer froh und ich bin meinem Sohn vielen Dank ſchuldig, daß er mir ſolches zu verſchaffen die Güte hat haben wollen. So kurz unſere Zuſammenkunft war, ſo vergnügt und herzlich war ſie doch und die Hoffnung, Ihnen, meine Liebe, einſt auf längere Zeit bei mir hier zu ſehen, erfreut mich zum voraus. Da wir nun einander kennen, ſo wird die Zukunft immer vergnügter und beſſer für uns werden, behalten Sie mich in liebevollem Andenken und von meiner Seite glauben Sie das nämliche."

In den Briefen der Frau Rat während dieſer Periode ſpielt natürlich das Wohlergehen des Sohnes eine Hauptrolle, zunächſt ſeine Geſchicke auf der Schweizerreiſe. Daneben fehlt nicht der Dank für überſchickte Bücher und Strümpfe, die wie angegoſſen ſitzen, ebenſowenig wie herzliche Worte und hübſche Charakteriſtiken der Weimarer Hausfrau, wie die folgenden (23. September 1797): „Sind Sie, meine Liebe, arbeitſam, ſorgſam, wirtſchaftlich, damit wenn der Hätſchelhans zurückkommt, er Kammern und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch

dafür meinen besten Dank, denn ein wirtschaftliches Weib ist das erste Geschenk für einen Biedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie verbreitet. Bleiben Sie bei denen Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben, auch wird die Ernte die Mühe reichlich belohnen" und der Schluß: „Seien Sie versichert, daß ich bis ans Ende meiner Tage sein werde dero treue Mutter und Freundin Goethe."

Selten vergißt sie bei der Übersendung oder Erklärung ihrer Geschenke ein herzlich teilnehmendes Wort für die Gefährtin ihres Sohnes einfließen zu lassen. Merkwürdig genug wurde Christiane damit betraut, der Schwiegermutter Bücher auszusuchen, z. B. die Romane: Agnes v. Lilien und Julchen Grünthal und empfing für solche Wahl manche Belobigung. So wenig aber Frau Rat trotz ihrer Lesewut ein Blaustrumpf war, so wenig war sie geneigt, in ihrer Schwiegertochter eine bloße Gelehrte zu sehen, sondern sie ermunterte sie zur Fortsetzung ihres fröhlichen Lebens (15. Februar 1798): „Auch das ist recht und brav, daß Sie sich den Winter in Ihrem häuslichen Zirkel als außer demselben Vergnügen machen. Denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, steht im Götz von Berlichingen." Als sie einmal im Gegensatz zu der beständigen Tätigkeit der Schwiegertochter von ihren Anstrengungen während der Sommermonate: Buttereinmachen, Holz in Empfang nehmen, Molken einkochen, großer Wäsche, spricht, fügt sie hinzu: „Die Frau Rat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick, kann nicht ordentlich lesen, klavierspielen, Spitzen klöppeln und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht. Wenn ich aber so einen lieben Brief aus Weimar bekomme, dann geht alles flink von statten und ich fühle mich immer um zehn Jahre jünger. Jetzt wissen Sie das Mittel mich zu verjüngen, geben Sie mir zuweilen solche Lebenstropfen und ich tanze noch den Ehrentanz auf Augsts Hochzeit." Gewiß empfand sie häufig Sehnsucht nach

Goethe

Kreidezeichnung von Bury. 1800

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Weimar, aber ihre Gemächlichkeit war zu groß, als daß sie sich von dem gewohnten Frankfurt fortgerührt hätte und so erwartete sie lieber den Besuch ihrer Lieben in Frankfurt. Ihre sich immer gleichbleibende Zärtlichkeit für die Weimarer Angehörigen wird z. B. durch die an den Sohn gerichteten Worte bezeugt (30. Oktober 1799): „Grüße meine liebe Tochter, laßt bald wieder etwas von Euch hören, ihr seid ja überzeugt, daß das Leben und Wonne gibt euren treuen Mutter Goethe."

Die üblichen Sendungen aus Frankfurt: Welschkorn (türkischer Weizen) im Frühjahr, Kastanien im Herbst, Weihnachtsgeschenke, Frühjahrskleider werden immer mit freundlichen Worten auch für die Tochter begleitet, aber auch gelegentliche Besorgungen für den Sohn, Nachtmützen, Taschentücher, Halskrausen, feines Tuch, Battist werden mit liebevollen Grüßen an sie expediert; auch für Frau Christiane selbst gab es vielfache Geschenke: Kleider und Hüte, wobei dann die eingehendsten Fragen nach Farbe und Schnitt in hausmütterlicher Weise erfolgen.

Je länger die Zeit fortschritt, um so vertrauter wurde das Bündnis, um so größer das Verlangen, sich einmal persönlich von den Weimarer Verhältnissen zu überzeugen. Auch für ihre Briefe erhielt Christiane einmal das Kompliment (12. Oktober 1800): „Ich freue mich jederzeit, etwas von ihr zu lesen, denn sie ist, wie der Polonius im Hamlet immer die Überbringerin guter Nachrichten, daher erbreche ich auch jedesmal ihre Briefe mit Vergnügen."

Zu den guten Nachrichten gesellten sich indessen auch die schlimmen; gerade in schweren Zeiten wußte sich Christiane zu erproben. Als Goethe ganz am Anfang des neuen Jahrhunderts in eine schwere Krankheit fiel, tat sich Christiane als treue Pflegerin hervor und der ganze Brief, in dem Frau Rat davon spricht, ein Jubelruf, Gebet und Dankeshymne mag hier als ein Zeugnis der mütterlichen Sorge und der Anerkennung von Christianes Tätigkeit mitgeteilt werden. 19. Januar 1801: „Liebe Tochter! Preis, Dank und Anbetung sei dem Gott, der vom Tod erretten und der Hülfe

gesendet hat, daß unser Glaube an ihn aufs neue gestärkt und wir mit neuem Mut immer auf ihn hoffen und ihm allein vertrauen! Er stärke meinen geliebten teuren Sohn! Schenke ihm die verlorenen Kräfte und setze ihn ferner zum Leben, zur Freude uns und allen, die ihn lieb und wert haben, Amen. Aber meine liebe, liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken für alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohn erwiesen haben. Gott sei Ihr Vergelter. Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt, Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben und wird Ihr beider Wohlsein zu meinem größten Trost bis in die spätesten Zeiten erhalten, Amen! Nun, meine liebe Tochter, jetzt eine Bitte. Ich muß nun, will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben, ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht, ob die Besserung anhält und was es eigentlich für ein Übel war, das uns so schrecklich unglücklich hätte machen können. Sie soll nicht schreiben; erholen, stärken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst, das sollen Sie, nicht schreiben, auch mein Sohn nicht, der soll sich pflegen und erholen. Aber entweder diktieren Sie Geisten oder Augst oder lassen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen, nur ein paar Zeilen mit der ersten Post !!!! Die Krankheit muß doch erst nach Neujahr gekommen sein, denn die Christtage habe ich Briefe, die gut lauten von Ihnen und von ihm. Nochmals tausend Dank für alle Liebe, Treue und Besorgung, auch für den Brief an mich. Wie leicht hätte ich es von Fremden auf die schreckhafteste Art erfahren können. Leben Sie wohl, grüßen meinen, mir von Gott aufs neue geschenkten Sohn, auch den lieben Augst von Eurer aller treuen Mutter und Großmutter Goethe."

Auch eine spätere schwere Erkrankung Goethes Anfang 1805 rief neue Liebes- und Lobesversicherungen hervor.

Bei aller Anerkennung der vielfachen Tätigkeit ihrer Schwiegertochter war die Mutter bemüht, zur Mäßigung und Schonung der Kräfte zu mahnen. Gerade Christianes Tanzlust, die die Weimarer Philister so sehr ärgerte, ja ihnen mehr als anstößig erschien, wurde

durch den Zuruf der Alten noch mehr angeregt (18. Januar 1802): „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie, fröhliche Menschen die mag ich gar zu gern und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar: Lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht, aber die Duckmäuser, die immer unter sich sehen, haben etwas vom Kain an sich, die fürchte ich. Luther hat Gott zu Kain sagen lassen: Warum verstellst Du Deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext, warum läßt Du den Kopf hängen. Leben Sie wohl, vergnügt und tanzen, wo Sie dazu Gelegenheit finden, darüber wird sich herzlich freuen, die sich nennt Ihre treue Mutter Goethe."

Ähnlich zwei Jahre später, 24. Januar 1804: „Außerdem hoffe ich, daß Sie, liebe Tochter, die Karnevalzeit hübsch lustig zubringen werden; die Nachricht davon wird mir ein Zeichen sein, daß mein lieber Sohn sich völlig wohl befindet."

Nach der Ankündigung eines neuen in Aussicht stehenden Familienzuwachses, sandte die beglückte Großmutter im voraus ihren Glückwunsch; freilich, auch diesmal wurde die Hoffnung getäuscht, das Töchterchen lebte nur vom 16.—21. Dezember 1802; an die Stelle des beabsichtigten Patenbriefes mußte das Kondolenzschreiben treten, das auch die Eigenart der vortrefflichen Frau nicht verleugnete (31. Dezember 1802): „Lieber Sohn! Dein letztes Schreiben hat mich sehr betrübt, getäuschte Hoffnungen tun weh. Nichts hilft, als die Zeit, die wohltätig den Schmerz in den Hintergrund stellt. Das Trösten habe ich nie leiden können, denn wenig Menschen sind imstande, sich in die Lage des Traurigen zu setzen und werden demnach leidige Tröster. Von mir erwartet keinen Trost, aber Danksagung an Gott, der euch gesund erhalten hat und Bitte, dieses teure Kleinod wohl zu bewahren und mich immer gute und frohe Nachrichten hören zu lassen, das meinem Herzen jederzeit so wohl tut."

Die Reiſe Goethes nach dem Süden iſt eine nicht unwichtige Epiſode für ſeine Kunſtanſchauungs- und Darſtellungsmittel, weniger für ſeine Kenntniſſe. Von der Wanderung aus ſchrieb der Reiſende mit großer Regelmäßigkeit. Es iſt geradezu rührend, wie er immer neu um die Geliebte zu werben ſcheint und ihr das, was andere als das größte Glück betrachtet hätten, als ein erträgliches Los darzuſtellen ſucht (11. September 1797): „Ob ich mich gleich nur langſam von Dir nur immer entferne, ſo will ich Dir doch um deſto geſchwinder wieder ſchreiben, damit Du niemals an meinen Nachrichten Mangel haſt, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeſchickt iſt, geht doch immer ſeinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, Dir zu ſagen, daß ich immerfort an Dich denke. Je mehr ich neue Gegenſtände ſehe, deſto mehr wünſche ich ſie Dir zu zeigen, Du würdeſt finden, daß überall grader Verſtand, gute Wirtſchaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuſtänden ausmacht, und Du würdeſt noch einmal ſo gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn Du die Art zu ſein ſo vieler andern Menſchen geſehen hätteſt.“ In demſelben Brief folgt dann das eigenhändige Bekenntnis: „Nun muß ich Dir zum Schluß auch noch mit eigener Hand noch ſagen, wie ſehr ich Dich liebe und wie ſehr ich wünſche, bald wieder an Deiner Seite zu ſein. Behalte mich lieb, wie ich Dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen können.“

So ſehr ihn auch das Zuſammenſein mit Heinrich Meyer erfreut, ſo ſehr ihn die Reiſeerkenntniſſe und Anſchauungen bereichern, ſo wünſcht er ſich doch nach Hauſe zu ſeiner Liebſten zurück: „Ich liebe Dich recht herzlich, zärtlich und einzig und wünſche nichts ſehnlicher, als daß Deine Liebe zu mir ſich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reiſen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann“, und: „Denke meiner und mache nicht zuviel Augelchen, am beſten wäre es, Du machteſt gar keine, denn es iſt auch mir auf der ganzen Reiſe noch kein einziges vorgekommen.“

Durch ein Verſehen der Mutter, die die Briefe liegen ließ, kamen

während der ganzen Schweizer Reiſe keine Briefe Chriſtianens in des Gefährten Hand, und doch erklingt, trotz ſeiner begreiflichen Unruhe, kein Ton des Vorwurfs. Vielmehr freute er ſich mit den hübſchen Stoffen, die er ſeinem Liebchen mitbringt und beſchenkt aus Liebe zu ihr auch die übrigen Hausgenoſſen, Sophie Erneſtine Luiſe, Chriſtianens Schweſter (geſtorben 1806) und die Tante Juliane Auguſte (geſtorben in demſelben Jahr), die ſich, wie es ſcheint, beide der großen Wirtſchaft annahmen. Das letzte von der langen Reiſe an die Geliebte gerichtete Wort iſt ein Ausdruck des herzlichſten und vollſtändigſten Einvernehmens: „Ich kann aber auch wohl ſagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich ſo lieb wie ich Dich — ich freue mich unausſprechlich, Dich wiederzuſehen."

Goethe kehrte zurück; das friedliche Zuſammenleben dauerte weiter. Aber es war kein ermüdendes Einerlei. Ein deutliches Zeugnis der fortdauernden und ſtets ſich erneuernden Zärtlichkeit, das der Dichter der ganzen Welt entgegenzuhalten den Mut beſaß, indem er offen und frei die Geliebte als die verkündete, die ihm für ſein Leben notwendig war, iſt das Gedicht „Die Metamorphoſe der Pflanzen" (1798), das bald, nachdem es entſtanden, im Muſen-Almanach 1799 erſchien und in ſeinen tiefen, innigen Beziehungen von jedermann deutlich verſtanden werden konnte. Die Metamorphoſe der Pflanzen iſt eins der ſchönſten Lehrgedichte, das ſich denken läßt: Der Poet ſetzt darin ſeine bekannte Theorie lichtvoll und dichteriſch auseinander und verſucht zuletzt eine Übertragung dieſer Lehre auf das Tierreich. Natürlich kann dieſe lehrhafte Darlegung an dieſer Stelle nicht in einzelnen wiederholt werden; in unſerem Zuſammenhang iſt nur der direkt an die Geliebte gerichtete Anfang wichtig:

„Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher.
Viele Namen höreſt du an und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.

Die Krone des Ganzen ist aber der Schluß, in dem die schönste Feier des zehnjährigen Bundes anklingt:

O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten
Still entfaltend Natur unsern Gefühlen gelichn!
Freue dich auch des heutigen Tages! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

Eine neue Aufgabe erwuchs Christianen durch den Ankauf des Gutes Oberroßla, den Goethe im Jahre 1798 vornahm. Es wurde indes nach einigen Jahren wieder aufgegeben, nachdem sich die Schwierigkeiten, die sich durch Verpachtung und andere Umstände ergaben, als zu bedeutend herausgestellt hatten. Christiane wurde zwar vor der Ausführung derartiger Entschlüsse nicht geradezu befragt, aber sie nahm doch an der Angelegenheit teil, und eine Stelle wie die folgende (30. März) beweist, daß sie nicht nur von der Sache unterrichtet, sondern gewissermaßen mit der Verwaltung betraut war: „Wir müssen nun noch die ersten Tage der nächsten Woche abwarten, bis die Erklärungen der Interessenten wegen des Guts eingekommen sind, alsdann denke ich, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, nach Roßla zu reisen und, durch eigene Ansicht, das Feld- und Hausinventarium gewissermaßen zu supplieren, denn man muß nun einige Schritte tun, um die Sache geschwind ins Klare zu setzen, weil man mit dem Entschluß des Verpachtens nicht lange zögern kann."

Wurde sie auch mit den kleinen geschäftlichen Unannehmlichkeiten — der ehemalige Pächter hatte Bäume abgehauen, Buchsbaum und Rosensträucher ausgegraben, die er für sein Eigentum erklärte — verschont, so wurde ihr doch Kenntnis gegeben von den Vergnügungen, die man etwa bei der Besitzergreifung veranstalten

konnte: „Wegen einem kleinen Spaße, den man den jungen Leuten in Roßla bei der Übergabe machen könnte, will ich dir meine Gedanken schreiben. Ich wünschte entweder an diesem Tage, oder vielleicht noch schicklicher den Sonntag darauf, welches zugleich das Johannisfest ist, die Leute mit einem Fest nach meiner Art zu überraschen."

Dann wurde ihr ein Verzeichnis der Gäste überschickt, die zu dem Fest geladen werden sollten und ihr die Berechtigung gegeben, die zu nennen, die sie etwa noch eingeladen wünschte.

Während sie bei dem eigentlich geschäftlichen Vorgang, der Übergabe des Gutes, nicht zugegen war und, um ihre Angst abzuwehren, die beruhigende Versicherung empfing: „Ich verspreche Dir, als bloßer Zuschauer zu erscheinen und mich nichts anfechten zu lassen", vertrat sie den Besitzer auf dem Fest selbst und empfing, als sie sich anschickte, einen längeren Aufenthalt auf dem Gute zu nehmen, die folgende Instruktion, mit der, wie so oft, eine Liebesbeteuerung des Entfernten: „Gehe sodann nach Roßla und erfreue Dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut, wenn Du alles näher kennen lernst. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen! Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe, als Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen. Tue nur jeden Tag das nötige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, solange wir beisammen sind."

Während dieser langen Abwesenheit — Goethe war in Jena gewesen — kam er wie ein echter Liebhaber einmal nachts heimlich zum Schatze (21. Juni 1798).

Auch nach fast zehnjährigem Zusammenleben muß Christiane gerade damals üble Nachrede oder sonstigen Kummer erlebt haben; auf solche Erfahrungen, die Christiane einmal durch die Worte andeutete: „Ich habe Deine Liebe und bin überzeugt, daß Du mich sehr liebst; diese soll mich immer, wenn die Menschen mich be-

trüben, wieder zufrieden und froh machen", bezieht ſich die größere, zuletzt angeführte Stelle.

Die geſchäftliche Mittätigkeit Chriſtianens, auf die beim Ankauf des Gutes hingewieſen war, zeigte ſich auch bei einer anderen praktiſchen Angelegenheit. Sie half bei dem Ankauf von Pferden. „Da Du", ſo heißt es am 15. Februar 1799, „dieſe Art von Beſorgungen gern übernimmſt, ſo wird es Dir leicht werden und Du wirſt für die Mühe und für den Verdruß auch manche gute Stunde haben."

Der Ankauf wurde zur vollen Zufriedenheit ausgeführt. Der Beſitz eigener Pferde, „ſie ſind mir jetzt ein wahres Bedürfnis", heißt es wenig ſpäter, gewährte dem Beſitzer die Möglichkeit, die notwendigen Reiſen nach Jena bequemer auszuführen, auch der Geliebten und den Freunden kleinere Spazierfahrten zu gewähren.

In ſolchen Wochen arbeitsreicher Einſamkeit, die Goethe jedes Jahr mehreremale in Jena zubrachte, regte ſich oft genug Sehnſucht und Verlangen. Chriſtiane wurde häufig zu Beſuchen aufgefordert. Zur Begründung ſolcher Einladung heißt es einmal: „Mein Verlangen, Dich und das liebe Kind wiederzuſehen, iſt gar zu groß, daß ich Dich eher als ich wollte, berufen muß."

In einem noch ſo friedlichen Zuſammenleben zweier Menſchen gibt es immer kleine Differenzen. Auch Götter ſind gelegentlich unwirſch, und ſelbſt göttergleiche Menſchen laſſen ihren Zorn am liebſten an denen aus, die ihnen am nächſten ſtehen. Als daher Goethe nicht gerade in vorwurfsvollem, aber doch in etwas ärgerlichem Tone der Gefährtin zu verſtehen gab, durch ihre Schuld ſei ein Paket abhanden gekommen, das er ihr überſchickt habe (3. Mai 1799), ließ die kleine Frau es an einer recht energiſchen Abwehr nicht fehlen, die hier zur Charakteriſtik ihrer Unwiſſenheit in ihrer ganz unglaublichen Orthographie folgen mag. „Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich und alle beſtelung von dir ſind mir ſo Notwendich daß ich ſie nicht geſwind gnuch aus den Hauße bringen kann und du wirſt auch noch nicht gehört haben, daß ein Brif oder Packet das du mir ſückdes liegen geblieben währe ....

hier währ manches auch nicht beſorgt wen ich es nicht beſorgt daß es bey mir nicht wech gekom iſt davor wollt ich mit meim leben Stehen."

Während die Pflichten der Hausfrau wuchſen, wurden ihre Rechte nicht größer. Man kann ſich freilich ein ganz klares Bild des häuslichen Zirkels nicht machen, da in dem Tagebuch jener Zeit nicht, wie ſpäter ſo häufig, Zahl und Name der Tiſchgenoſſen angegeben werden. Aber es iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß die Hausgenoſſen: Chriſtiane nächſt den zu ihrer Entlaſtung dienenden weiblichen Verwandten, Auguſt, der Hauslehrer, vielleicht auch der ſtändig im Hauſe wohnende Schreiber an den Mahlzeiten teilnahmen. Sobald aber Gäſte erſchienen, verſchwand Chriſtiane.

Nur gelegentlich erſchien ſie bei ſolchen Feſten. Ihre Anweſenheit bei einem Diner, das Jacobi und ſeiner Schweſter gegeben wurde und wo auch der alte Wieland zugegen war, wird durch ein böſes Wort der Charlotte von Schiller (24. Juni 1805) illuſtriert: „Die Vulpia war von der Geſellſchaft. Am Tiſch, ſagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet, und doch iſt's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben."

Im Jahre 1799 zog Goethe auf einige Sommerwochen in ſein Weimarer Gartenhaus, um dort einſamer und ungeſtörter als in ſeiner Stadtwohnung zu leben. Chriſtiane war währenddeſſen in Jena und Rudolſtadt, und es mußte ſie eher verletzen als erfreuen, wenn ſie die Worte las: „Ich habe mehr Beſuch, und es kommen verſchiedne Perſonen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht geſehen habe." Und: „Heute abend habe ich eine Geſellſchaft guter Freundinnen bei mir und hoffe, daß die Köchin ihre Sache leidlich machen wird."

Überhaupt waren während dieſes Jahres die Entfernungen häufiger und länger andauernd als ſonſt. Trotz des langen Sommeraufenthalts im Gartenhaus wurde die arbeitsreiche Villegiatur in Jena nicht unterlaſſen, ja bis tief in den Spätherbſt ausgedehnt. Das wurde der guten Chriſtiane zu viel. In ihrer

treuherzigen Art, aus der doch eine gewiſſe Empfindlichkeit hervorblickt, hatte ſie geſchrieben: „Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus iſt in Ordnung und erwartet ſeinen Herrn mit der größten Sehnſucht. Es wird vielleicht mit dem Arbeiten hier beſſer gehen als ſonſt; Du kannſt hier, wie in Jena, im Bette diktieren, und ich will des morgens nicht eher zu Dir kommen, bis Du mich verlangſt, auch der Guſtel ſoll frühe nicht zu Dir kommen. Komm nur bald; Du mußt doch bei der Einrichtung des Theaters das Beſte tun, ſonſt wird es, wie immer, nichts."

Der Entfernte tröſtete ſie mit den Worten: „Daneben hab' ich noch manchen Vorteil und Genuß durch Schillers Umgang und andrer, ſo daß ich meine Zeit gut anwende und für die Folge manchen Nutzen ſehe. Das wird Dich freuen zu hören, weil es gut iſt und mir für die nächſte Zeit gutes verſpricht." Zu ihrer Beruhigung fügte er ſodann die Worte hinzu, die ihm wirklich aus dem Herzen kamen: „Was die Menſchen überhaupt betrifft, ſo tu ihnen nur ſoviel Gefälligkeiten als Du kannſt, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis.... Lebe recht wohl. Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an Dir und an dem Kinde hängt. Wenn man mit ſich ſelbſt einig iſt und mit ſeinen Nächſten, das iſt auf der Welt das beſte."

Goethes wiederholte Leiden (1800) übten Chriſtianen, wie ſchon ſo häufig, in der Pflicht der treuen Pflegerin. Zur Belohnung wurde ihr eine Reiſe nach Leipzig geſtattet, und die Meßfreuden, die ſie dort erwarteten, wurden ihr anſchaulich genug geſchildert: „Es wird Dir und dem Kind viel Freude machen, Leipzig in dieſer ſchönen Jahreszeit zu ſehen, die Spaziergänge um die Stadt ſind ſo ſchön, als man ſie nur wünſchen kann.

Das ſogenannte Panorama, worin man die ganze Stadt London, als ſtünde man auf einem Turm, überſieht, iſt recht merkwürdig und wird Euch in Verwunderung ſetzen.

An der Komödie iſt nicht viel, Du ſollſt ſie aber auch ſehen, nur um der Vergleichung willen. Sonſt gibt es noch mancherlei und

beſonders die vielerlei Waren werden Euch großen Spaß machen. Und ganz ohne Kaufen wird es nicht abgehen, das ſehe ich ſchon im voraus. Du kannſt Deine Fahrt auf die Naumburger Meſſe vielleicht dadurch erſparen."

Noch ſchwerer als das Unwohlſein des vergangenen Jahres war ein Anfall, den Goethe am Anfang des 19. Jahrhunderts zu beſtehen hatte. Der Geneſene gab der treuen Pflegerin ein vollgültiges Zeugnis für die Aufopferung, die ſie wiederum bewährt hatte (an die Mutter 1. Februar 1801). „Wie gut, ſorgfältig und liebevoll ſich meine liebe Kleine bei dieſer Gelegenheit erwieſen, werden Sie ſich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. Auguſt hat ſich ebenfalls ſehr brav gehalten und beide machen mir, bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude."

Zur Rekonvaleszenz mußte der Wiedergeneſene im Sommer 1801 nach Pyrmont. Er nahm den Sohn mit, blieb mit ihm eine Weile in Göttingen und ergriff mehrfach die Gelegenheit, das Betragen des Knaben zu loben. Aber er wurde auch nicht müde, ſeine Liebe zu der Entfernten zum Ausdruck zu bringen. Nach dem naiven Geſtändnis: „Von Äugelchen war wohl manches Artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen" heißt es: „Mit Freuden werde ich Koppenfelſens Scheungiebel wiederſehen und Dich an mein Herz drücken und Dir ſagen, daß ich Dich immer fort und immer mehr liebe."

Auf dem Rückweg hielten ſich die Reiſenden längere Zeit in Göttingen auf, und teils um das Wiederſehen nicht zu lange aufzuſchieben, teils um der Einſamen wieder einmal eine Freude zu bereiten, beſtellte er ſie nach Kaſſel, wo die ganze kleine Familie einige vergnügte Tage zuſammen verbrachte.

In das Jahr 1801 fällt ein kleiner Scherz, in dem man doch wohl auch eine Huldigung für Chriſtiane finden kann. Damals hatte Franz Kirms, der treue Mitarbeiter Goethes in Theaterdingen, ein ſcherzhaftes Rundſchreiben an die Junggeſellen Weimars ergehen laſſen mit der Aufforderung, ſich durch eine Beiſteuer von einer ihnen drohenden Karikatur loszukaufen, auf der ſie porträt-

ähnlich als Mietsgäule dargeſtellt werden ſollten, die in der Unterwelt von alten Jungfern regiert wurden. Der Dichter ſandte darauf folgenden Vierzeiler:

Ich wüßte nicht, daß ich ein Grauen ſpürte
Vor jenen Alten in der Unterwelt,
Wenn nur nicht jede, die mir wohl gefällt,
Hier oben mich nach Wunſch regierte.

Gewiß ſoll dies kein Klageruf ſein über die Tyrannei, unter der der Dichter ſchmachtete, ſondern eine liebenswürdige Selbſtironiſierung, ein gutgemeinter Scherz über das Pantoffelregiment, deſſen Druck er gar nicht ungerne ertrug.

Die letzte Entbindung Chriſtianens brachte nur Leid in das ſtille Haus. Das Kind, wahrſcheinlich am 16. Dezember 1802 geboren, ſtarb bereits am 21. Am 16. ſchrieb Goethe an Schiller: „Herzlich danke ich für den freundſchaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen iſt bei uns glücklich angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird ſich Ihres Andenkens recht erfreuen."

Aber ſchon am 19. fügte er hinzu: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht geſtern in der Oper anmerkten. Der neue Gaſt wird wohl ſchwerlich lange verweilen, und die Mutter, ſo gefaßt ſie ſonſt iſt, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens und fühlt den Wert Ihres Anteils." (Leider iſt der Brief Schillers, in dem dieſe Anteilnahme ausgeſprochen iſt, nicht erhalten.)

Chriſtiane ging im Sommer 1803, um nach den körperlichen und ſeeliſchen Strapazen Ruhe und Erholung zu finden, auf fünf Wochen nach Lauchſtedt. Von dort ſchrieb ſie im ganzen 81 Quartſeiten tagebuchartiger Aufzeichnungen. Goethe antwortete ſehr anmutig: „Mit dem ſchlechten Wetter müßt ihr freilich Geduld haben und ſehen, wie ihr Euch in Sälen und ſonſt unterhaltet, dagegen kann es bald recht ſchön werden und ich ſehe gern, wenn Du ſo lange dort bleibſt als Dir's gefällt. Im Hauſe vermiſſen wir Dich ſehr und Erneſtine wird für Sorgen ſchon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüſ', oder ſonſt was zukaufen, weil das

Ausgeſetzte nicht reichen will. Das iſt aber eigentlich ein Spaß und Auguſt iſt ſehr tätig bei dieſer Gelegenheit. Er wird Dir ſelbſt ſchreiben. Wir kommen faſt nicht voneinander und er iſt gar unterhaltend und artig. Nach Lauchſtedt möchte er gar zu gern. Vor Allem will ich Schillers Reiſe abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will ſehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort mir täglich zu ſchreiben, wenn es auch nur wenig iſt. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen, wie Du Deine Zeit hinbringſt. Lebe wohl und gedenke mein. Ich liebe Dich herzlich." Auch der folgende Brief (28. Juni 1803) muß hier wörtlich gegeben werden, weil er die erſte Schilderung des häuslichen Lebens bei Abweſenheit der Herrin enthält, denn die meiſten anderen Briefe Goethes ſind während ſeiner Reiſen an die zu Hauſe weilende Hausfrau geſchrieben. (Die Stelle über die Mutter bezieht ſich auf den liebenswürdigen Empfang, der Frau Rat von der Königin Luiſe von Preußen bereitet worden war.) Der Brief lautet: „Du biſt recht lieb und gut, daß Du ſo viel ſchreibſt, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen auch im Einzelnen zu wiſſen wie Dir's geht. Bleibe nur in Lauchſtedt ſolange Du Luſt haſt, auf alle Fälle ſehe ich gern, wenn Du Dich den ganzen Monat Juli dort aufhältſt, denn ich habe eine wichtige Arbeit vorgenommen, wobei mir die Einſamkeit wohltut, ob ich mich gleich oft genug nach Dir ſehne. Bin ich damit zu Stande, ſo komme ich Dich abzuholen, das mir auch gut ſein wird.

Im Hauſe läßt ſich's auch beſſer an, und da der Herzog wieder hier iſt, werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth und da ich öfters reite, ſo vermiſſe ich die Pferde auch nicht. Sei alſo nur froh und außer Sorgen.

Auguſt hält ſich ſehr brav und bleibt gern bei mir, auch gehen wir oft zuſammen ſpazieren.

Der guten Mutter iſt eine große Freude begegnet, wie Du aus beiliegendem Blatt ſehen kannſt. Zeige das Blatt niemand, ob Du gleich das allgemeine der Geſchichte erzählen kannſt. Auguſt grüßt. Er hat das Heumachen beſorgt, gehauen iſt es und wird

bei dem ſchönen Wetter auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tauſendmal wohl.“ Die ferneren nach Lauchſtedt geſandten Schreiben ſind mehr Referate als Bekenntniſſe, aber ein zärtliches Wort wie das „Lebewohl, gedenke mein, ich liebe Dich herzlich und verlange ſehr, Dich wieder zu beſitzen“, wiegt ſchwerer als lange Reden.

Chriſtiane war in Lauchſtedt in ihrer Art für Goethe tätig. Denn da in dem genannten Badeorte Vorſtellungen der Weimarer Truppe ſtattfanden, ſo übernahm ſie, die eifrige und durchaus nicht verſtändnisloſe Theaterbeſucherin, Referate für den Theaterdirektor, der mit Aufmerkſamkeit gerade die Leiſtungen der Sommergaſtſpiele ſeiner Schauſpieler betrachtete. Einen hübſchen Einblick in das Verhältnis der Engverbundenen laſſen folgende Stellen tun (7. Juli 1803): „Mit den Äugelchen geht es, merke ich, ein wenig ſtark, nimm Dich nur in acht, daß keine Augen daraus werden“ und „wie ſehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erſt recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.“ Auch die letzten Briefe, die während dieſer langen Abweſenheit der Hausfrau geſchrieben wurden, ergänzen das artige Bild in höchſt wünſchenswerter Weiſe. Goethe berichtet von dem Verkaufe des Roßlaer Gutes, ermuntert die Gefährtin, mit einer Freundin oder mehreren nach Deſſau zu fahren, und das Geld nicht zu ſchonen, meldet vergnügt, daß die Köchin ſich beſonders angreife und ſehr viel koche, iſt ſehr erfreut, daß ſie die Deſſauer Reiſe unterlaſſe und wieder zurückkomme, „denn freilich fehlſt Du mir an allen Enden.“ Und bevor er die Mahnung an die Abweſende ergehen läßt: „Tue mir aber nun die Liebe und übertreibe es dieſe letzte Zeit nicht mit Tanzen und ſchließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß“ hatte er geſchrieben: „Schicke mir mit nächſter Gelegenheit Deine letzten neuen ſchon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann.“ Sie hatte nämlich berichtet: „es iſt mit Tanzen und Äugelchen juſt genug.“ Bedenkt man nun, daß Goethe damals 54 Jahre alt, 15 Jahre mit Chriſtiane verbunden war, daß alſo die jugendliche Epoche erotiſcher Anwandlungen und auch die Zeit erhöhter ehelicher

Courtoiſie vorüber war, ſo ſind dieſe Äußerungen in Goethes Briefen ungemein bedeutſam.

Ein erneuter Aufenthalt Chriſtianens in Lauchſtedt gab nach längerer Pauſe wieder Veranlaſſung zu einigen Briefen. Auch in ihnen fehlen die zärtlichen Worte nicht (17. Juli 1804): „Lebe recht wohl und vergnügt, im Hauſe geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geiſtchen ſcheint darin umzugehen und alles anzuordnen.“

Wiederum war ſie, wie ſo häufig, in theatraliſchen Dingen die Mittelsperſon. Sie ſollte zu ihrem Geburtstage wieder in ihr Heim kommen und wurde ſchon im voraus freundlich willkommen geheißen. „Ich will eine Flaſche Champagner parat halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen, denn mich verlangt ſehr, Dich wieder zu haben.“ Und noch einmal wurde kurz vor ihrer Rückkehr ein Sehnſuchtsruf laut (1. Auguſt 1804): „Daß Ihr den Montag wiederkommt, freut mich ſehr, ich wollte, Ihr wärt ſchon da. Wenn man zuſammen iſt, ſo weiß man nicht, was man hat, weil man es ſo gewohnt iſt. Wir wollen recht vergnügt dieſe ſchönen Monate noch zuſammen leben.“

Merkwürdig ſpät beginnt das Beſtreben, Chriſtiane in Geſellſchaft zu führen, ſie mit Perſonen anderer Kreiſe bekannt zu machen. Mit Schauſpielern hatte Chriſtiane lebhaften Verkehr. Freunde, die längere Zeit bei Goethe wohnten, ließen es an Aufmerkſamkeiten nicht fehlen, aber die Damen, namentlich die Weimaranerinnen, hielten ſich zurück. Um ſo auffallender erſcheint eine Aufforderung, wie die vom 27. Juli 1805, Chriſtiane möge bei Fräulein Jacobi, die gar freundlich gegen ſie geſinnt ſei, einen Beſuch machen. (Vgl. oben S. 57.)

Dasſelbe Streben zeigt ſich in den Grüßen, die er von ſeiner „Begleiterin“, ſeiner „kleinen Reiſegefährtin“ von Lauchſtedt aus an Wolfs nach Halle ſchickte. Der gemeinſchaftliche Badeaufenthalt, während deſſen Goethe als Rekonvaleszent treuer Pflege bedurfte, hatte ihn die tätige Sorgfalt ſeiner Gefährtin erkennen laſſen. Als er daher eine neue Reiſe antrat, hielt er mit dem Bekenntnis ſeines

Dankes nicht zurück. „Von hier schreibe ich Dir einige Worte, damit Du erfahrest, wie es uns geht und danke Dir vorher für alle Liebe und Treue, die Du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast, möge es Dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles was an mir liegt zeitlebens beizutragen hoffe."

Und auch nach der Rückkehr, von Lauchstedt aus, fehlte es nicht an zärtlichen Worten: „Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um Deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas angenehmes vorkam, Dich im stillen zu mir wünschte."

Erst 1806 fand wieder eine längere Trennung statt durch die notwendige Reise nach Karlsbad. Der Abwesende trug in seinen zahlreichen Briefen immer Sorge, daß Christiane sich amüsiere und das Geld nicht schone (z. B. einmal: „Lebe übrigens wohl bei Deinen Frühstücken, Mittagsessen, Tänzen und Schauspielen"). Ihre bevorzugten Gefährtinnen aus jener Zeit waren einzelne Schauspielerinnen, z. B. Frl. Elsermann.

So nahte sich die schwerste Periode in Christianens Leben ihrem Ende. Die schwerste, denn wenn sie auch im letzten Drittel ihrer Vereinigung mit dem großen Manne körperlich stärker litt, — die schlimmsten seelischen Qualen hatte sie von 1797—1806 zu bestehen.

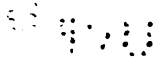
In dieser Periode war das Kind gestorben, das sie ebenso wie ihr Gefährte sehnsüchtig erwartet hatte und damit ihre Hoffnung begraben, Mutter lebenskräftiger Kinder zu werden. In dieser Zeit hatte sie trotz der freundlichen Bewillkommnung durch Frau Rat und trotz gelegentlicher Aufnahme in die Gesellschaft immer aufs neue erfahren müssen, daß sie eine Ausgestoßene oder höchstens Halbgeduldete war. Der Welt gegenüber, ja auch dem eigenen Hause war und blieb sie die Demoiselle Vulpius. Sie hatte kein Recht, sich mit dem Titel zu nennen, der ihr doch von Rechts wegen zukam und vermaß sich in ihrem schlichten Sinne wohl kaum, den Gefährten zu dem Schritte zu drängen, den er ihr schuldig war: der Anerkennung der Ehe.

Was halfen ihr Liebesworte und Zärtlichkeitsbeweise? Oder ge-

Chriſtiane

Zeichnung von F. Bury. 1800

(Goethenationalmuſeum in Weimar)



nügte ihr das ſtille Gewährenlaſſen, das ihr Pflichten und Rechte der Hausfrau einräumte ohne den Titel? War ſie zufrieden damit, daß ſelbſt in einem der ſchwerſten Momente, da Goethe die Nachricht von Schillers Tode beigebracht wurde, niemand anders zugegen war als ſie?

Aber die Epoche des Martyriums ging zu Ende. Das Jahr der großen Kataſtrophe, das unendliches Elend über die meiſten brachte, verſchaffte ihr, der Dulderin, auch der Welt gegenüber die Stellung, die ſie ſo lange erharrt hatte, und deren ſie würdig war.

III.

1806—1816.

In dem genannten Jahre 1806 fand Goethes Vermählung ſtatt. Sie wurde eingeleitet durch den folgenden, oft angeführten Brief an den Oberkonſiſtorialrat und Hofprediger Günther (17. Okt.): „Dieſer Tage und Nächte iſt ein alter Vorſatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die ſoviel an mir getan und auch dieſe Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir, würdiger geiſtlicher Herr und Vater, wie es anzufangen iſt, daß wir, ſobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was ſind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht ſelbſt verrichten, ich wünſchte, daß ſie in der Sakriſtei der Stadtkirche geſchähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte!"

Am Abend des 18. Okt. dankte Goethe Chriſtiane vor verſammelten Hausgenoſſen für ihre Treue in den ſchweren Tagen und ſchloß mit den Worten: „So Gott will, ſind wir morgen Mann und Frau."

Die Verheiratung fand am 19. ſtatt. Auf S. 67 berichtet Bd. 4 des „Trauungsregiſters der Großh. Hofgemeinde von 1801 bis 1821", daß im Jahre 1806:

> „Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Göthe Fürſt. Sächß. Geheimer Rath allhier, mit Demoiſell Johanna Chriſtina Sophia geb. Vulpius, des weil. Herrn Johann Friedrich Vulpius, Fürſt. Sächß. Amts-Copiſtens allhier hinterlaſſene älteſte Tochter ſind Dom. XX post Trinitatis (19. Okt.) in allhieſiger Fürſt. Hofkirchen Sacriſtey von dem Herrn Oberconſiſt. Rath Günther in der Stille copuliert worden."

Der getreue Voigt hatte die geſetzlichen Hinderniſſe hinweggeräumt, die ſich einer ſo ſchnellen Kopulierung entgegenſtellten. Das Ereignis meldete Goethe dem befreundeten Nikolaus Meyer

mit folgenden Worten (20. Oktober): „Um dieſe traurigen Tage durch eine Feſtlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin geſtern, alſo am 20. Sonntage nach Trinitatis, den Entſchluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten."

Auch Knebel, der ſich ja in ähnlicher Lage befand, erhielt die kurze Nachricht, „daß ich mit meiner guten Kleinen ſeit vorgeſtern verehelicht bin, wird Euch freuen. Unſere Trauringe werden vom 14. Oktober datiert."

Anderen Freunden gegenüber, wie Wolf und Frau Frommann, erwähnte er manchmal ſeine „kleine Frau"; ſeinem Herzog meldete er erſt einige Monate ſpäter (25. Dezember) das Geſchehene. „Da man der böſen Tage ſich oft erinnert, ſo iſt es eine Erheiterung, auch der guten zu gedenken und mancherlei Epochen zu vergleichen; ſo fiel mir auf, daß heute vor 17 Jahren mein Auguſt mich mit ſeiner Ankunft erfreute. Er läßt ſich noch immer gut an und ich konnte mir Ew. Durchl. Einwilligung aus der Ferne verſprechen, als ich in den unſicherſten Augenblicken durch ein geſetzliches Band ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande ſich auflöſen, wird man zu den häuslichen zurückgewieſen und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen ſehen."

Die Vorgänge, die unmittelbar zu der Ausführung dieſes immer wieder aufgeſchobenen Entſchluſſes, Chriſtiane auch öffentlich als Frau anzuerkennen, führten, ſind von den Beteiligten nicht genau überliefert. Man weiß nur, daß es in den Oktobertagen ſehr bewegt zuging. Nach der Schlacht von Jena (14. Oktober) wälzten ſich die franzöſiſchen Heermaſſen über Weimar. In Goethes Hauſe war ſtarke Einquartierung. Er hatte zuerſt den General Viktor, dann die Marſchälle Lannes und Augereau im Hauſe mit Adjutantur und Gefolge. In einer Nacht mußten für 40 Perſonen Betten bereitet werden. Zerſtört wurde im Hauſe nichts. Die „Freundlichkeit" der franzöſiſchen Generäle wird oft gerühmt.

Riemers Bericht, der den Biographien ausſchließlich zugrunde

liegt, weiß zu melden, daß, als es zwei Tirailleurs gelang, heimlich in Goethes Schlafzimmer zu dringen, Chriſtiane, die ſich dort befand, durch ihre Geiſtesgegenwart den Geliebten von dem Angriff der Feinde dadurch befreite, daß ſie ſich dazwiſchen warf und durch ihr Hilfegeſchrei andere herbeirief, vor denen die Angreifer flüchteten.

Alle anderen Erzählungen ſind müßige oder hämiſche Erfindungen. Zu denen letzterer Art gehört die immer wiederholte: die Trauung ſei unter dem Donner der Kanonen vollzogen worden, eine Geſchichte, die vielleicht in der obenerwähnten Datierung der Trauringe ihren Urſprung hat. Zu den Erfindungen erſterer Art iſt zu rechnen, daß die Heirat auf Napoleons Antrieb, ja auf ſeinen Befehl erfolgt ſei. Unter dieſen Geſchichten iſt eine ganz neuerdings aufgewärmte, die von einer 1906 verſtorbenen, ehemaligen Bäckersfrau Voigtritter herrührt, die dem Hauſe am Frauenplan gegenüber wohnte. Irgendwelchen hiſtoriſchen Wert hat dieſe Darſtellung abſolut nicht; ſie möge hier ſtehen, als Beiſpiel, wie man ſich in Weimar die Vorgänge zuſammenreimte:

Napoleon ließ ſich bei Goethe zum Eſſen anſagen und als ſie aßen, ſervierte die Chriſtiane. „Wie ſtehen Sie mit der Dame?“ fragte Napoleon und Goethe wußte keine Antwort. „Das nächſte Mal, wenn ich wiederkomme, ſind Sie verheiratet!“ ſagte Napoleon, und der duldete keinen Widerſpruch. Goethe aber tat nichts dergleichen, bis zur Schlacht bei Jena. Als man in Weimar die Kanonen in einem fort bullern hörte, dachte er: „Jetzt kommt Napoleon, jetzt iſt's Zeit!“ Und er ſagte zur Vulpius: „Zieh dich ein bischen gut an!“ Sie zog ſich an und unterdeſſen fuhr der Wagen vor. „Wir wollen ausfahren“, ſagte Goethe. Und als ſie in der Kutſche ſaßen, ſagte er: „Wir wollen uns trauen laſſen.“ So wurden ſie in der Jakobskirche getraut, während draußen die Kanonen donnerten. Zu Hauſe wurde weiter nicht gefeiert. Es war gerade der Wochentag, wo die Schauſpieler in Goethes Haus kamen, um ihre Rollen herzuſagen. Sie verſammelten ſich wie gewöhnlich im Saal und Chriſtiane ging wie ſonſt zu ihnen hinein und fragte: „Seid ihr alle da?“ „Ja, wir ſind alle da!“ „Na,

dann guckt mich einmal an!" Die Schauſpieler ſahen ſie von oben bis unten an, konnten aber nichts Beſonderes wahrnehmen. „Na, denn guckt doch ordentlich, könnt ihr denn wirklich keine Veränderung an mir ſehen?" Aber keiner konnte was Neues an ihr ſehen. „Na, dann will ich's euch ſagen, ich bin heute Frau Geheime Rat von Goethe geworden. Wir haben uns heute trauen laſſen!" Da war der Jubel groß, denn die Schauſpieler hatten die Chriſtiane gern, weil ſie ſie immer gut traktierte und manchmal für ſie Fürſprache einlegte.

Gewiß gaben die äußeren Verhältniſſe den unmittelbaren Anſtoß zu dem lange erwarteten Schritt. Der eigentliche Grund iſt aber doch in der immer ſtärker werdenden Einſicht zu ſuchen, daß bei dem Heranwachſen des Sohnes die unregelmäßigen Verhältniſſe, unter denen dieſer in Weimar und auswärts leiden mußte, beendet werden müßten. Auch der Wunſch, Chriſtiane in der Weimarer Geſellſchaft eine würdigere Stellung zu geben, trug zur Bekräftigung des Entſchluſſes bei. Ein inneres Bedürfnis zur Eheſchließung war bei Goethe nicht vorhanden; noch beſtand, wie in früheren Zeiten, ſeine Eheſcheu. Wenige Jahre vorher hatte er ſeinen Standpunkt in folgender, etwas eigenartiger Weiſe dargelegt: „Es geht mit allen Geſchäften, wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zuſtande gebracht habe, wenn man copuliert iſt und nun geht der Teufel erſt recht los. Das macht, weil nichts in der Welt einzeln ſteht und irgend ein Wirkſames, nicht als ein Ende, ſondern als ein Anfang betrachtet werden muß."

Die vorgenommene Änderung gab ſich äußerlich nur darin kund, daß nun häufiger als bisher bei Grüßen an die Freunde auch die „Meinigen" als Beſteller genannt wurden. Vor allem zeigt ſich nun auch das Streben, die Frau Geheimrätin in die Geſellſchaft einzuführen. Das war nicht ganz leicht. Sie an den Hof zu bringen wurde wohl kein ernſtlicher Verſuch gemacht. Die eingeſeſſenen Weimarer Damen vom Schlage der Charlotte von Schiller und Charlotte von Stein blieben bei ihrer oft ausgeſprochenen Abneigung widerſpenſtig und verharrten in ihrem Groll.

Da fügte es sich gut, daß eine Frau nach Weimar gezogen war, die einigermaßen an weltstädtische Verhältnisse gewöhnt, unberührt von kleinstädtischem Klatsch, durch ihre Persönlichkeit und ihre Mittel wohl geeignet, ein Haus großen Stils zu führen, Goethe dazu die Möglichkeit gewährte, nämlich Johanna Schopenhauer. Johanna Schopenhauer geb. Trosiner aus Danzig, 1766—1838, hatte ihren Gatten, einen reichen Kaufherrn, 1805 nach zwanzigjähriger Ehe verloren und war mit ihren Kindern, dem Sohne Arthur, der dem väterlichen Namen Ruhm und Glanz verleihen sollte, und der damals neunjährigen Tochter Adele, am 14. Mai 1806 nach Weimar übergesiedelt. Sie war gewiß die erste vermögende Dame aus guten bürgerlichen Kreisen, die sich in Weimar niederließ und wurde dort die Schöpferin der vornehmen, außerhalb des Hofes stehenden Geselligkeit. Sie war eine feingebildete, kunstverständige und kunstgeübte Frau, die ihren Gesichtskreis durch große Reisen erweitert hatte, ohne Vorurteile, von freierer Lebensauffassung als die engen Philisterschichten, wie sie sich in Weimar gebildet hatten. Sie hatte schriftstellerische Neigungen, war aber damals noch nicht als Autorin aufgetreten. Bald nach ihrer Ankunft, jedenfalls schon Anfang Herbst 1806, eröffnete sie ihr Haus, dessen Glanzzeit sofort begann und auch durch die schwere Not, die alsbald über Weimar hereinzog und von der das Schopenhauersche Haus, wenn auch nicht in dem Grade wie andere betroffen wurde, kaum eine Unterbrechung erlitt. Bereits am 21. Oktober führte Goethe seine Frau in das gastliche Haus ein. „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen wäre," erzählte Frau Johanna. „Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten Goethe war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß. Sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald

durch. In meiner Lage und bei dem Anſehn und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles geſellſchaftliche Leben ſehr erleichtern."

Dem Beiſpiel, das Frau Johanna gegeben, folgten die anderen Frauen zögernd nach. Selbſt Frau von Stein, die ja die ſtörriſchſte geweſen war und zum Widerſtand den meiſten Grund zu haben glaubte, ſchrieb ihrem Sohne Fritz: „Angenehm iſt es mir freilich nicht, in der Geſellſchaft zu ſein, indeſſen da er das Creaturchen ſehr liebt, ſo kann ich es ihm wohl einmal zu Gefallen tun" (nämlich in einer Geſellſchaft in ſeinem Hauſe zu erſcheinen).

Aus einer ſpäteren Zeit (Ende 1808) weiß man aus Chriſtianens Bericht, daß ſie 18 vornehmen Damen Viſite machte, daß zu einem großen Tee bei ihr 30 Perſonen, darunter die Frauen von Stein, Schiller, Wolzogen erſchienen, und daß ſie zu einem großen Souper bei Wolzogens eingeladen war. In ihrer Harmloſigkeit fügte ſie ſogar hinzu, daß ſie Charlotte von Schiller und deren Schweſter recht lieb gewonnen habe. Die Erſtgenannte bequemte ſich wirklich dazu, dem Meiſter gelegentlich einzelne freundliche Worte über Chriſtiane zu ſchreiben, wofür ſie ſich denn freilich in Briefen an andere reichlich ſchadlos hielt.

Seit dieſer im ganzen gelungenen Einführung Chriſtianens in die wohlgefügte, ſchwer zu erſtürmende Sozietät der kleinen Stadt die an den zwar ungeſchriebenen aber feſt eingeprägten Satzungen zäh feſthielt und Abweichungen von der Regel ſelbſt dem Höchſtſtehenden ſchwer verzieh, macht ſich bei Goethe das Beſtreben geltend, überall die „Gattin" hervorzuheben und ihr die gebührende Achtung zu verſchaffen. Dies erfolgte auf mannigfache Weiſe.

Zunächſt kann man als eine Feſtigung ihrer Stellung betrachten, daß der Ehemann ſich ſeiner Frau annahm, ſobald ſie öffentlich verletzt wurde. Die Nr. 328 der Allg. Zeitung vom 24. November brachte eine Weimarer Korreſpondenz vom 6. d. M. die ſo lautete: „Goethe ließ ſich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit ſeiner vieljährigen Haushälterin Dlle. Vulpius trauen und ſo zog ſie allein einen Treffer, während viele Tauſend Nieten fielen. Nur

der Ununterrichtete kann darüber lächeln. Es war sehr brav vom Goethe, der nichts auf gewöhnlichem Wege tut."

Darauf schrieb der Beschuldigte in einem Brief an Cotta, der auch eine sehr energische Abwehr der unanständigen Art enthielt, wie man über Falk und Vulpius in einem andern Artikel gesprochen hatte, folgendes: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führe es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorüber gehen."

Einer solch öffentlichen Rechtfertigung tritt eine private Ehrung zur Seite. Man kann nämlich seit Ende 1806 auch Ton und Art der Briefe verändert finden. Hatte es auch in den zahlreichen bisher geschriebenen und oben exzerpierten Episteln nicht an zärtlichen und liebevollen Stellen gefehlt, so sind sie, manche Ausnahmen abgerechnet, Notizenzettel, in denen vieles nur angedeutet und für das mündliche Gespräch aufgespart wird. Die ersten an die in Frankfurt weilende Frau gerichteten Briefe dagegen machen mehr den Eindruck von Botschaften an eine Gleichgestellte; sie sind ausführlich und tragen geflissentlich eine Hochachtung zur Schau. So beginnt gleich der erste Brief: „Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nötig, genialisch zu sein, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen, war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde, er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich sein würde."

Und kurz nachher begründet der Briefschreiber seine Ausführlichkeit mit der Reflexion: „Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Umständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher sein. Denn ich halte

dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man sich aber bald wieder zu sehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen."

Der Frankfurter Freunde, die die Absicht wohl verstanden, warum Christiane nach Frankfurt gesendet wurde, ward besonders herzlich dabei gedacht, z. B. Frau Esther Marie Margarete Stock. „Sie können leicht denken, werteste Freundin, daß seit dem 12. dieses, als dem Tage, wo meine kleine Frau zurückkam, Frankfurt unser beständiges Gespräch gewesen, und daß es mir fast zu Mute ist, als käme ich selbst daher. Haben Sie tausend Dank für alles Gute und Freundliche, das sie der Reisenden erzeigen wollen, für die eine lebhafte Erinnerung jener heitern Stunden ein kostbarer Schatz für die Zukunft bleiben wird."

Denn es war eine wirkliche Art der Firmelung Christianens, daß sie nun allein nach Frankfurt geschickt wurde, um sich dort zu präsentieren und die Goethes Gattin zukommenden Ehren in Empfang zu nehmen.

Hatte doch die Mutter, die alsbald Kunde von dem Ereignis erhielt, ihren warmen Segen dazu gegeben (27. Oktober 1806): „Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen. Da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte Euch, meinen Segen habt Ihr hiermit in vollem Maße, der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon für den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochpeinlichen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld! Die Wechselbriefe, die ich von unserem Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich dieses schreibe, die Sonne scheint. Darauf verlaßt Euch, Ihr sollt mit Eurem Teil zufrieden sein, das schwöre ich Euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirbel lebten."

Wie Christiane in Frankfurt aufgenommen, während ihrer An-

weſenheit und nach ihrem Weggange beurteilt wurde, lehrt das herrliche Zeugnis, das ihr Mutter Goethe ausſtellte (17. April 1807). „Ja, wir waren ſehr vergnügt und glücklich bei einander. Du kannſt Gott danken. So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeſchöpf findet man ſehr ſelten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich ſie genau kenne, über alles, was Dich angeht. Und was mir unausſprechlich wohl tat, war, daß alle Menſchen, alle meine Bekannten ſie liebten. Es war eine ſolche Herzlichkeit unter ihnen, wie nach zehnjähriger Bekanntſchaft nicht inniger hätte ſein können. Mit einem Wort, es war ein glücklicher Gedanke, ſich mir und allen meinen Freunden zu zeigen. Alle vereinigen ſich mit mir, Dich glücklich zu preiſen und wünſchen Euch Leben, Geſundheit und alles Gute, was Euch vergnügt und froh machen kann. Amen!"

Freilich konnte Chriſtiane das große Talent der Schwiegermutter, Märchen zu erzählen, nicht erproben und genießen, denn Frau Rat war während der Zeit von Chriſtianes Anweſenheit ſo von Katarrhen geplagt, daß ſie nur das Nötigſte ſprechen konnte.

Nach dieſem Zuſammenſein wird der Ton in den Briefen der Frau Rat noch inniger und zärtlicher, auch das Eingehen auf die eigenen Verhältniſſe dadurch vertrauter, daß ſie nun von Dingen und Perſonen berichten konnte, die der Korreſpondentin bekannt geworden waren. Die alte, noch immer lebensluſtige Frau ſchildert z. B. einmal ihre Pfingſtvergnügungen und fährt dann fort (16. Mai 1807): „Sie ſind bei Ihrer Nachhauſekunft recht in Tätigkeit geſetzt worden; da ich aber nun das Vergnügen habe, Ihnen genauer zu kennen, durch die Kriegstrubel, die Sie ſo meiſterhaft beſtanden haben, in meinem Glauben an Ihnen beſtärkt und befeſtigt, ſo haben meine Sorgen um alles, was in Ihrem Wirkungskreiſe liegt, von oben bis ganz herunter ein Ende. Das alles hat die nähere Bekanntſchaft mit Ihnen bewerkſtelligt, Gott erhalte und ſegne Ihnen für alle Ihre Liebe und Treue."

Gewiß hätte das häufigere Verweilen Auguſts im großmütterlichen Hauſe teils auf ſeiner Reiſe nach Heidelberg, teils von Heidel-

berg aus, dieſes Verhältnis der beiden ſo ungleichartigen Frauen noch mehr verſtärkt und vertieft; bald aber wurde Frau Rat aus dem Leben abberufen.

Die letzten Zeilen, die die gute Frau ſchrieb, ſind an Chriſtiane gerichtet, es war der dritte Brief an einem Tag voll glühender Hitze; das war für die alte Dame, die das Briefſchreiben auf eine Stufe mit Daumenſchrauben ſetzte, zuviel. Sie ſtarb am 13. September 1808. Chriſtianes Trauer um ſie war gewiß aufrichtig, — leider beſitzen wir keinen Brief der Schwiegertochter an die Schwiegermutter und auch keine Äußerung jener, die an andere gerichtet ſind. Die Trauer war gewiß ebenſo wahrhaftig, wie die Liebe und Verehrung für die Treffliche während ihres Lebens. War dieſe geſunde, klarblickende und bei allem Verſtande tief gemütvolle Frau doch die erſte geweſen, die Chriſtiane als ebenbürtig aufgenommen hatte, faſt die einzige, die nie an ihr gezweifelt und keiner Klatſcherei, an der es in Frankfurt ſo wenig wie in Weimar gefehlt haben mag, das Ohr geliehen hatte. Von ihr rührt das ſchöne Wort her, mit dem Chriſtiane als einem glänzenden Ehrenzeugnis ſich ſchmücken durfte. „Denn meine liebe Tochter verdient, daß man ſo viel es möglich iſt, ihr Freude und Vergnügen bereitet.“ (10. Auguſt 1804.)

Rigoriſten werden nun nicht mit Unrecht ſagen: gegen eine Frau, die nicht nur in guten Tagen ihre Pflicht treu übte, ſondern ſich in ſchweren Tagen ſo herrlich bewährt hatte, wäre unverbrüchliche Treue die erſte Pflicht geweſen. Eine ſolche Treue durfte aber nicht nur beſtehen in dem häufigen Ausdruck zärtlicher Geſinnung, ſie durfte ſich auch nicht zufrieden geben mit der äußeren Anerkennung der Stellung der Gattin, ſondern ſie hätte ſich bewähren müſſen in enger, ungeſtörter Gemeinſchaft.

Aber ein Genius iſt nicht mit demſelben Maßſtab zu meſſen, wie ein gewöhnliches Erdenkind. Soll man es dem ſchönheitstrunkenen Dichter, ſoll man es dem Manne verargen, der die zarte, weiche Hingabe edler Frauennaturen als unentbehrliche Lebensnahrung verlangte, der nicht obgleich, ſondern weil er über die Epoche wilder

Begehrlichkeit heraus war, frische Anmuth, jungfräuliche Ergriffenheit, süßes Lächeln lieblicher Mädchengestalten mit den Augen des Mannes und des Poeten einsog, daß er auch einmal und gerade damals an einem holden Mädchen Gefallen fand, ja sogar von einer vorübergehenden Leidenschaft ergriffen wurde?

Dies geschah Goethe mit Wilhelmine Herzlieb.

Der eigenartige Zauber dieses jungen Mädchens, das 1806—08 im Frommannschen Hause lebte, tat es ihm an. Er liebte sie, wie er selbst später einmal gestand, „mehr als billig". Nichts von einem Verhältnis im vulgären Sinne des Wortes. Männliches Wohlgefallen, geistige Schwärmerei, mit einer minimalen Dosis Sinnlichkeit gemischt auf seiten des älteren Mannes, eine Spur koketten Behagens an der ihr ungewohnten Huldigung, herzliche Verehrung für den berühmten Mann von seiten der Jungfrau. Die Anschauung, die man uns neuerdings auf Grund bisher ungedruckter Briefe hat einreden wollen, daß auch Wilhelmine für den alternden Dichter von einer starken Leidenschaft ergriffen worden wäre, muß gerade auf Grund dieser Aktenstücke als gänzlich haltlos zurückgewiesen werden. Ein Mädchen, das einer Freundin gegenüber einmal die Worte braucht: „Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch so weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Freundin, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist und damit Punktum", ist nicht von Liebe erfüllt. Sie fühlt nur Bewunderung, vermischt mit ein bischen Wehmut für den genialen Mann, der ihrer Meinung nach nicht das höchste Erdenglück genießt; alle Wünsche sind ihr entrückt; das Verlangen, ihm mehr sein zu

wollen als die Gaukelfigur eines ſchönen Märchens, bleibt ihr völlig fern.

Und auch Goethe löſte mit ſtarker Hand das Netz, das ſich über ihm zuſammenzuziehen drohte. Er griff zu dem bewährten Rezept, ſich durch eine poetiſche Beichte von der ſchweren Laſt zu befreien. Wie er in Werthers Leiden die Leidenſchaft für die Wetzlarer Lotte abgeſchüttelt, die ihn furchtbar gepackt, ja dem Selbſtmord nahe gebracht hatte, ſo entwand er ſich der bedrohlichen Neigung zu Wilhelmine durch ihre Verklärung in den „Wahlverwandtſchaften". Gewiß iſt Goethe nicht Eduard und Ottilie gleicht nicht in allem und jedem dem geliebten Mädchen, aber die Idylle im Fromsmannſchen Hauſe und deren Hauptakteure haben den Ereigniſſen ihre Grundlage und der Schilderung Licht und Farbe geliehen. Man mag es poetiſch ungerecht nennen, weil es auch der Wirklichkeit entgegengeſetzt iſt, daß Ottilie in den Tod geht und Eduard dem Leben, freilich einem freudloſen, erhalten bleibt, aber Poeſie und Wirklichkeit kamen gleichermaßen in dem Roman zu ihrem Recht. Denn es bleibt eine poetiſche Sühne und ein menſchlich erſchütterndes Faktum, daß die große Lehre der Entſagung gepredigt und wirklich geübt und daß der unglaublichen Verirrung der Leidenſchaft gegenüber die Heiligkeit der Ehe gepredigt wird.

Der Liebe und Verzeihung ſeiner Gattin war Goethe ſo ſicher, daß er ſie, vielleicht als der Zwiſchenfall ihn noch beſchäftigte, zur Mitwiſſerin ſeiner Lage machte und ihr ſpäter, am 6. November 1810 ſchrieb: „Geſtern Abend habe ich auch Minchen wieder geſehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zuſammenkommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nur eben um ein paar Jahre älter. An Geſtalt, Betragen, u. ſ. w. aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir garnicht übelnehme, ſie einmal mehr als billig geliebt zu haben."

Als Goethe in demſelben Jahre 1807, in dem Chriſtiane in Frankfurt geweilt hatte, nach Karlsbad ging, wo er länger als gewöhnlich verweilte, ſchickte er der Gattin außerordentlich viele kleine Geſchenke, für ſie ſelbſt, die Freunde und Freundinnen, und

begründete dies reichliche Spenden bei einer der Sendungen mit den Worten: „Dabei bleibt mein Hauptspaß, allerlei für Dich auszudenken. Denn ich muß Dir nur verraten, daß ich Dir noch eine Kopfkette machen lasse von künstlichen Steinen, die so schön sind, als die natürlichen nicht sein können und welche Dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerlei Weise ausstudiert und zusammengeschafft, so daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glaswesen kommt auch nach und nach herbei."

Auch darin zeigt sich der große Unterschied dieser späteren von der früheren Zeit, daß er nun die von ihm gemachten Bekanntschaften namentlich anführte und die neugewonnenen Freunde veranlaßte, die Gattin zu besuchen, wenn sie auf ihrer Rückreise Weimar berührten.

Zu den erfreulichsten Karlsbader Bekanntschaften gehörte K. F. v. Reinhard, ein Landsmann Schillers, bisher französischer Gesandter in Moskau, und seine Gattin, eine feine Hamburgerin aus vornehmster Familie. Beide werden am 16. Juli 1807 der Gattin angekündigt und folgendermaßen charakterisiert: „Resident Reinhard mit seiner Familie geht morgen ab, über Dresden, und kommt wahrscheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sei freundlich gegen sie, wenn sie Dich besuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu sehen und kennen zu lernen. An ihm wirst Du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern Du zu ihr einiges Verhältnis haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und tätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig; Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zusammenzutreffen."

Wirklich kamen die Genannten nach Weimar; Frau Reinhard hat einer nahen Verwandten gegenüber diesen Besuch beschrieben.

Sie hatte sich eine Vorstellung von Christiane nach einer Schilderung gebildet, die Goethe angeblich ihrem Gatten gab. Man muß sagen angeblich, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Goethe wirklich so, wie hier mitgeteilt wird, die jahrzehntelang

mit ihm Verbundene charakterisiert haben soll. Nach Frau Reinhards Bericht, 5. Juli 1807, soll Goethe folgendes gesprochen haben: „Ich will sie Ihnen schildern, aber nicht in Gegenwart Ihrer Gattin, die ist eine zu aristokratische Natur. Für meine Frau sind meine Werke tote Buchstaben; sie hat keine Zeile davon gelesen; die geistige Welt existiert nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschafterin; meine Häuslichkeit, die sie ganz allein leitet, ist ihr Königreich. Sie liebt Putz und Theater und ist dann völlig umgewandelt. Meine Gesellschaft hat ja sicher einen Einfluß auf ihren Verstand ausgeübt und das Theater ihren Ideenkreis erweitert."

Von Weimar aus berichtete Frau Reinhard am 9. August über den Eindruck, den Goethes Lebensgefährtin auf sie gemacht, mit folgenden Worten: „Ich hatte mir fest vorgenommen, die Bekanntschaft von Goethes Frau zu machen, um ihm zu beweisen, daß meine Natur nicht so exklusiv sei, wie er vermutete. Zu Gunsten seiner Frau, obgleich Goethe eine hervorragende Stellung einnimmt, obgleich alles von ihm abhängt, und man überall seinen Geschmack spürt, ist keine Abweichung von der Etikette gemacht worden. Der Zutritt zu Hofe ist ihr nicht gestattet und wenige Personen überschreiten ihre Pforte, außer den Fremden, die stets begierig sind, das Heiligtum dieses Mannes ohne Gleichen zu überschreiten. Das Äußere der Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen, gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen hervorrufen, die aus einer lange Zeit innegehabten niederen Stellung in vornehme Gesellschaft kommen. Sie drängte uns gutmütig, eine Mittagseinladung bei ihr anzunehmen. Goethes Wohnung ist ein wahrhafter Musenpalast, man meint in einen Tempel einzutreten, aber die darin wohnende Gottheit hat nichts Ätherisches. Ich könnte sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm. Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher. Es ist

ſeltſam, daß ein Mann von ſo erhabenem Weſen, der das Schöne verehrt, der in ſeinen Wohnräumen keine mittelmäßigen Kunſtgegenſtände duldet, eine ſo gewöhnliche Frau zu ſeiner Lebensgefährtin gemacht hat, daß er, der in Kunſtgegenſtänden ſo ſchwer zu befriedigen iſt, in Gefühlsſachen ſo beſcheiden war."

Reinhard ſelbſt meldete dem neugewonnenen Freunde über ſeinen Weimarer Beſuch (9. Aug. 1807): „Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunſtſchätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenſchen Hauſe zubrachten. Ich fürchte die Beſorgnis der Erſteren um Sie vermehrt zu haben; ich hatte Sie leiden geſehen und ich kannte Sie genug, um zu wiſſen, daß man in dieſem Fall nur ſieht, was Sie nicht verbergen können."

Über dieſen Bericht war Goethe ſehr erfreut, ſo daß er dem Freunde antwortete: „Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, iſt mir beſonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drei Mohren aufzuſuchen braucht."

Nach einem mehr als dreimonatlichen Aufenthalte in Karlsbad, während deſſen er zuletzt die Gattin ſehnlichſt zu ſich gewünſcht hatte, und als notwendig erklärt hatte, daß ſie das nächſte Jahr mit ihm zuſammen dorthin reiſe, kehrte er nach Weimar zurück.

Recht ereignisreich war das Jahr 1808. Auch in dieſem ging Goethe nach Karlsbad. Diesmal war Chriſtiane noch einſamer als ſonſt, denn Auguſt war in Heidelberg (ſiehe unten). Da wurde der Entfernten beſonders freundlich gedacht. Zahlreiche Briefe wanderten nach Weimar und den tagebuchartigen Berichten wurde manch herzliches Wort eingefügt. „Da hab' ich denn Zeit, allerlei zu überdenken und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird."

Sie ſchrieb wenig, was dem Gatten Anlaß zu leiſen Vorwürfen gab, der in anmutiger und liebevoller Art ihr, die nach Lauchſtedt gegangen war, Freude zu verſchaffen ſuchte. „Genieße nur des Guten ungetrübt, indem Du Deiner Lebensweiſe treu bleibſt, und wie es die Gelegenheit gibt, immer ein wenig vorwärts rückſt, ſo wirſt Du Dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchſtedt und richte es ein, daß ich wenigſtens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte.

Daß ich hier in Geſellſchaft der alten Äugelchen ein ſtilles Leben führe, dagegen haſt Du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirſt Du Dich zu entſchädigen wiſſen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht ſchön wäre es aber, wenn wir uns entſchlöſſen, auf den Herbſt eine kleine Reiſe zuſammen zu machen."

Da ihre Geſundheit zu wünſchen übrigließ, ſo erhielt ſie von dem um ihr Wohl zärtlich beſorgten Gemahl den Rat, nach Leipzig zu fahren, und den Dr. Kappe zu konſultieren. Doch unternahm ſie dieſe kleine Reiſe nicht; Goethe, der den genannten Arzt in Franzensbad traf, trug ihm den Fall vor, und riet auf ſeinen Vorſchlag der Gattin, den Dr. Schlegel in Merſeburg aufzuſuchen und um ſein Gutachten zu bitten. Dies geſchah, und auf Grund dieſes Gutachtens glaubte Kappe weder etwas Bedenkliches noch gar Gefährliches konſtatieren zu können, meinte vielmehr, daß durch Bewegung und Baden das Leiden (wie es ſcheint ein Darmleiden) leicht gehoben werden könne. Indeſſen ließ ſich das Unbehagen nicht ſo leicht zerſtören, wie der Arzt erwartete, es hatte im Gegenteil eine Art Hypochondrie zur Folge und auch hier wußte der Gemahl in liebreicher Weiſe zu tröſten: „Wenn die gute Laune ſich nicht einſtellen will, ſo denke nur, über welche ungeheuren Übel wir hinausgekommen ſind, und wie es uns vor Millionen Menſchen gut geht." Und auch ſonſt war er bemüht, ihr Selbſtvertrauen zu heben, und ſie zu waffnen gegen die Gerüchte, die nun einmal nicht zum Schweigen kommen wollten: „Daß ſie in Weimar gegen Frau v. Stael übels von Dir geſprochen, mußt Du Dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders,

keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er, oder leugnet sie, oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben hast und suche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unserer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andere zu bekümmern."

Dieselbe Gesinnung verrät ein hübsches Wort, mit dem sie bei der Rückkehr von Lauchstedt nach Weimar begrüßt wurde (19. August 1808). „Wenn die Leute Dir Deinen guten Zustand nicht gönnen, und Dir ihn zu verkümmen suchen, so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum; so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort."

Zur Stärkung ihres Selbstbewußtseins gehört auch die immer von neuem wiederholte Aufforderung, ihm über das Theater zu berichten, wo es not tat, zum Rechten zu sehen, ja geradezu eine Art von Schiedsrichteramt auszuüben. Goethe legte Wert darauf, zu konstatieren, der Gattin hier eine Art offizieller Stellvertretung zu gewähren. So schrieb er einmal (7. August 1808): „Du tust wohl, in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zusammenkommen, machst Du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen."

Und später, als sie in Frankfurt war, wurde diese ihre Tätigkeit als eine für ihn geradezu notwendige erklärt. (7. Nov. 1808): „So sind z. B. beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du da gewesen wärest. Doch hoffe ich, die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht's freilich nicht; doch will ich, solange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben."

1808 ging von ihr, nach Riemers ausdrücklichem Zeugnis, der Vorschlag aus, Oper und Schauspiel, auch das Personal für beide, vollkommen voneinander zu trennen.

Christiane aber hatte nicht nur die Schauspielerinnen mit ihrem männlichen Anhange gern um sich, sondern auch die Kinder. Die „prächtige Frau", wie einer von ihnen berichtete, galt den Kleinen als mütterliche Freundin. Sie freute sich an ihrer Munterkeit, konnte aber dem Lärm nicht immer steuern. Da half es nicht viel, wenn der alte Diener hinzulief und zornfunkelnd schrie: „Der Geheimbde Rat könne den verfluchtigen Spektakel nicht länger aushalten." Auch der Gewaltige erschien wohl selbst, um nach dem Rechten zu sehen, mußte aber lächeln, als er die Gattin erblickte, die wie eine gute Fee die Kleinen um sich geschart hatte und einen besonders wilden Unband mit mütterlichen Armen umfing.

Zur Belohnung für die mannigfaltige Tätigkeit und zum Zeichen seiner unveränderten liebevollen Gesinnung kaufte Goethe auch in jenem Jahre besonders viele zierliche und kostbare Geschenke für die Gattin und für den Haushalt und stellte ihr, wie auch im Jahre vorher, nun in sichere Aussicht, daß sie ihn das nächste Mal auf seiner Reise begleiten solle.

Nach viermonatlicher Abwesenheit, abwechselnd in Karlsbad und Franzensbad, kam Goethe nach der Heimat zurück. Voll Liebe und Sehnsucht. Er bestellte die Gattin, da er noch eine Weile in Jena zu tun hatte, nach Kötschau und gab seinem Verlangen durch die Worte Ausdruck: „Wie sehr wünsche ich, Dich wiederzusehen und Dir zu sagen, wie ich Dich liebe."

Am 13. September 1808 starb Frau Rat. Goethe selbst erhielt die Nachricht zu spät um zur Beerdigung zu kommen. Auch hielt er es für besser, wegen der Erbregulierung nicht selbst zu erscheinen, sondern Christiane zu senden, die sich in Frankfurt des Wiedersehens mit ihrem Sohne freute. Sie erhielt für das Geschäft eine sehr merkwürdige Instruktion (12. Oktober 1808): „Geh' in allem vorsichtig und sachte zu Werke, daß Du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Verteilung geschehen ist, schreibe mir, laß' nichts

verkaufen. Es könnte nichts ſchaden, wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gaſſe, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauſpielhauſe, nähme und es möblierte. Man muß auf allerlei denken. Du hätteſt einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine zeitlang zuſammen. Denn für mich wird Karlsbad, für Dich Lauchſtedt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße Auguſt und pflege ihn wohl."

Daß dies kein bloß plötzlicher Einfall war, geht aus den wenige Tage ſpäter wiederholten Worten hervor: „Wie ſehr wünſchte ich, daß Du für den nächſten Sommer Dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereiteteſt. Ich mag hingehen wohin ich will, in Weimar werde ich ſchwerlich ſein. Lauchſtedt iſt nichts mehr für Dich und das Theater wird ſich ſchon halten und finden."

Doch kam der Plan nicht zuſtande, und Chriſtiane ſcheint dem Gatten die Idee ausgeredet zu haben, wie aus deſſen Worten (25. Oktober) hervorgeht. „Viel wert iſt mir, daß Du ſchon fühlſt: für Dich und mich finde ſich dort kein Heil. Laß uns in Thüringen auf unſerer alten Stelle verharren und unſere Geſellſchaft nicht erweitern, ſondern ausbilden."

Auch der andere Plan, Auguſt in Frankfurt Bürger werden zu laſſen, wurde zunächſt aufgegeben, wenigſtens verſchoben, mit Hinweis auf das irreguläre Verhältnis, in dem die beiden ſo viele Jahre gelebt hatten. „Was ſollen wir Taufſcheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. ſ. w. Herrn Landrat Schloſſer ſchreibe ich beiliegend in gleichem Sinne."

Während Chriſtiane in Frankfurt die Erbſchaftsangelegenheit „nobel regulierte", um einen Ausdruck des Gatten zu gebrauchen, war Goethe mit Kaiſern und Königen zuſammen, und erlangte viele Ehren, von denen er der Abweſenden freudig Bericht erteilte. Als ihre Begleiterin, beſonders auch als Sekretärin, war damals ſchon Karoline Ulrich tätig, die gewandt die Feder zu führen wußte

und ſeitdem der Schreibungewohnten das für ſie ſo ſchwierige und peinliche Amt abnahm. Dem hübſchen und liebenswürdigen Mädchen wurden häufig freundliche Worte geſpendet, aber auch die Gattin wurde keineswegs vergeſſen. Ihr gilt einmal das Wort: „Liebe mich recht ſchön und ſei verſichert, daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätſchelſtündchen ſehne."

Chriſtiane beſuchte von Frankfurt aus ihren Sohn Auguſt, der unterdeſſen nach Heidelberg zurückgekehrt war, und ſollte nach der Beſtimmung des Gatten von dort aus zu ihrem Vergnügen und ihrer Erholung einige Ausflüge machen. Beſonders wurde ein Abſtecher nach Mannheim empfohlen. Die Art dieſer Empfehlung iſt für das Verhältnis der beiden Gatten ungemein charakteriſtiſch (7. November 1808): „An Auguſt habe ich nach Heidelberg geſchrieben und was ich dort von Euch wünſche; beſonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck beſucht. Es iſt mein Wunſch; Du weißt, daß ich nicht gerne ſage mein Wille. Auguſt drückt ſich von ſolchen Verhältniſſen weg, das nehm' ich ihm nicht übel. Aber Du mußt dieſe Perſonen mit ihm ſehen. Du fühlſt warum und die ganze Sache iſt ja nur eine Spazierfahrt."

Nach der Rückkehr wurde das früher ſchon gekennzeichnete Streben, Chriſtiane in die Geſellſchaft einzuführen, nur noch energiſcher als früher betrieben. So erhielt ſie am 28. Juli 1809 die folgende direkte Aufforderung: „Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an Dich, daß Du die Frauen von Schiller, Wolzogen, Egloffſtein, Schardt und wenn es nur auf eine Viertelſtunde wäre, beſucheſt und ihnen von mir freundliche Grüße bringeſt. Verſäume das ja nicht und ſage mir, wie Du es ausgerichtet haſt."

Dieſes Bemühen, ihr eine geſellſchaftliche Stellung zu gewähren, bekundet ſich auch darin, daß ſie im Jahre 1810 mehrmals aufgefordert wird, die Mad. Dillon aufzuſuchen und recht dringend gemahnt, die Ausführung dieſes Wunſches nicht zu verſäumen, oder daß Charlotte von Schiller 5. Mai 1810 gebeten wird „ſeiner Frau das Glück zu verſchaffen, Frau von Humboldt kennen zu lernen".

Auch zu einem anderen Besuche wurde sie allerdings mit einer gewissen Vorsicht ermuntert. In einem Briefe vom 12. September 1809 heißt es: „Wegen der Frau von Arnswald dächte ich, fragtest Du die Frau von Egloffstein, die Du doch einmal wohl siehst. Machte sich das aber nicht, so irrst Du gewiß nicht, wenn Du Dich, sobald sie die Nachfrage verbittet, bei ihr anmelden lässest und ihr einen Besuch abstattest."

Andererseits legte Goethe Wert darauf, der Gattin zu melden, daß sie Grüße von Korrespondenten empfange, z. B. von Frau von Schiller und Zacharias Werner (8. September 1809); er dachte ihrer ferner als einer gleichstehenden in Briefen an andere, an die Frankfurter Freunde, die sich ihrer früher freundschaftlich angenommen hatten. So meldete er am 19. Februar 1810 dem Frankfurter Vertrauten J. F. H. Schlosser: „Meine Frau, die sich bestens empfiehlt, wird nächstens selbst von sich hören lassen .... Sie dankt aber mit mir aufs herzlichste für alle freundschaftlichen Bemühungen und freut sich mit treuer Teilnahme an den gegebenen guten Nachrichten."

Gerade in jener Zeit war sie als Theaterberichterstatterin eifrig tätig. Am 1. August 1810 heißt es z. B.:

„Es ist mir von großem Wert, daß Du wieder in Lauchstedt warst. Denn gewöhnlich kochen sie im Sommer einen garstigen Hexenbrei, den ich im Winter schmackhaft machen soll."

Wirkliche Theaterreferate Christianens sind bisher nicht bekannt; nur eine Notiz läßt sich mitteilen. Sie meldete von Fräulein Maaß, die als Kathinka in Kratters „Mädchen von Marienburg" debütierte, man hätte gemeint, durch eine solche Rolle müsse sich ein kleiner Zwerg zugrunde richten, sie aber hätte durch Organ und Spiel sich als würdige Schülerin der Unzelmann gezeigt und „es kann sich auch einmal ein Zar in einen kleinen Schatz verlieben".

Wenn in Theaterdingen damals wie früher ihre Tätigkeit begehrt und ihre Vermittlerrolle gewünscht wurde, so wurde auch in andern Angelegenheiten „ihre Klugheit und Tätigkeit" angerufen, z. B. um einen Liebeshandel Riemers mit einer Frau Hirschel, deren Mann

mit Scheidung drohte, zu vermitteln. Seitdem Chriſtiane in Karoline Ulrich eine verſtändige und gebildete Gefährtin beſaß, las ſie eifriger als früher, oder bekam von der Freundin manches vorgeleſen. Infolgedeſſen wurde ſie auch geiſtig höher eingeſchätzt. Für eine ſolche größere Wertſchätzung iſt die Art charakteriſtiſch, in der der Gatte den weiblichen Hausgenoſſen die Wahlverwandtſchaften überſendet. Er ſchreibt: „Sodann ſchicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1) Daß Ihr es bei verſchloſſenen Türen leſet.
2) Daß es niemand erfährt, daß Ihr's geleſen habt.
3) Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4) Daß mir alsdann zugleich etwas geſchrieben werde, von dem was unter Euch beim Leſen vorgegangen.

Die Aufnahme der oft genannten Karoline in das Goetheſche Haus hatte ſich als notwendig ergeben, auch zu dem Zweck, um Chriſtianen Unterſtützung in der Führung des großen Haushaltes zu gewähren. Schweſter und Tante, die ihr früher bei dieſer Aufgabe förderlich geweſen, waren im Jahre 1806 geſtorben. Schon aus dieſem Grunde bedurfte Chriſtiane einer neuen Stütze; die Hilfe war um ſo notwendiger, als ſie ſeit ihrem letzten Wochenbett 1803 mannigfach kränkelte. Auch im Jahre 1810 gab ihr Befinden zur Beunruhigung Anlaß. Egerwaſſer wurde ihr reichlich geſendet. Zugleich erhielt ſie die Aufforderung, den ſchon einmal erwähnten Merſeburger Arzt aufs neue zu konſultieren.

Fehlen auch in jener Zeit die Liebesworte und Zärtlichkeitsbezeugungen, die in früheren Jahren ſo häufig waren, ſo hat man kein Recht, daraus auf eine Erkaltung des Verhältniſſes zu ſchließen. Vielmehr darf man die Fortdauer treuer Geſinnung aus der Tatſache entnehmen, daß der Abweſende am 3. Juli 1810 des Hochzeitstages mit den kurzen aber innigen Worten gedenkt: „Den 12. Juli wollen wir mit den beſten Wünſchen feiern."

Den ſtärkſten Ausdruck des innigen Zuſammenhanges mit der Entfernten kann man aber wohl in einem der eigenartigſten Gedichte

ſehen, das der Feder unſeres Dichters entſtammt, nämlich in der poetiſchen Erzählung „Das Tagebuch".

Es gibt ſich als den Bericht eines Reiſeabenteuers, iſt aber nicht auf der Reiſe, ſondern in Jena entſtanden, die erſte Idee dazu, gehört in das Frühjahr 1810, wie man aus der brieflichen Äußerung an Charlotte von Schiller 27. April 1810 ſchließen muß: „Denken Sie einmal, daß mir ſeit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu ſchreiben, die man nicht vorleſen kann! Das iſt denn doch, wenn man's genau beſieht, ein pathologiſcher Zuſtand, von dem man ſich je eher je lieber befreien ſollte."

Dieſes aus 24 wohlgebauten Stanzen beſtehende Gedicht wird noch heute von den meiſten Ausgaben ausgeſchloſſen, darf aber bei der Würdigung Chriſtianens nicht übergangen werden. Freilich die in neuerer Zeit mehrfach erörterte Streitfrage, ob der Dichter nur aus Caſtis „galanten Novellen" ſchöpfte, oder ob er auch Ovid und vielleicht Arioſt zu Rate zog, braucht hier nicht erörtert zu werden. Ebenſo wenig bedarf es einer Darlegung, ob wirklich ein Reiſeerlebnis des Dichters benutzt, oder der Vorgang mit dichteriſcher Phantaſie ausgeſchmückt iſt.

Das Gedicht erzählt kurz folgendes:

Der Reiſende befindet ſich auf der Heimfahrt „zu ſeiner Trauten". Er muß trotz der Eile, die er verrät, wegen eines Unfalles mit dem Wagen unterwegs noch eine Raſt machen. Beim Abendeſſen wird er von einem hübſchen Mädchen bedient, das ſich zwar den von dem Gaſt ihr zugewendeten Zärtlichkeiten aus Furcht vor der Herrin entzieht, aber ihm ihr Erſcheinen für die Nacht in Ausſicht ſtellt. Sie kommt wirklich, erklärt ſich errötend bereit, ihm alles zu gewähren, aber er vermag ſie nicht zu genießen. In dieſem ſeinem Unvermögen ergreift ihn die Scham, ſich der holden Genoſſin gegenüber unmännlich zeigen zu müſſen, und die ſelige, mächtig aufwallende, in ſtark erotiſchen Ausdrücken geſchilderte Erinnerung an die zahlloſen Freuden, die er der zu Hauſe ſeiner harrenden Geliebten verdankte. Dieſes Gedenken wird in ihm ſo mächtig, daß er auch nach wiedererlangter Kraft das Mädchen nicht zu berühren

wagt. Als eine Art Sühne entwindet er ſich dem Lager und ſchreibt der entfernten Genoſſin das reuevolle, der Angeredeten aber ſchwer verſtändliche Bekenntnis:

— — ich nahte mich der heimiſchen Pforte,
Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
Da hab' ich nun am ſonderbarſten Orte
Mein treues Herz aufs neue Dir verbunden.
Zum Schluſſe findeſt Du geheime Worte:
Die Krankheit erſt bewähret den Geſunden.
Dies Büchlein ſoll Dir manches Gute zeigen,
Das Beſte nur muß ich zuletzt verſchweigen.

Nachdem der Dichter erzählt, wie das Mädchen erſtaunt und beſchämt das Zimmer verläßt, ſchließt er:

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweiſe
Moralien uns ernſtlich fördern ſollen,
So will auch ich in ſo beliebtem Gleiſe
Euch gern bekennen, was die Verſe wollen:
Wir ſtolpern wohl auf unſerer Lebensreiſe,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdiſche Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

So war das bedeutſame Jahr 1811 herangekommen. Man muß es bedeutſam nennen, wegen des Stimmungswechſels der Frau Geheimrätin, wegen ihres gemeinſamen Auftretens mit dem Gatten vor der großen Welt und wegen eines Ereigniſſes, das, wie es ihre Stellung nach außen zu feſtigen ſchien, ſie in den Augen vieler herabſetzte.

Nicht ohne Grund iſt Chriſtiane eben als Frau Geheimrätin bezeichnet worden. Denn ſie begann ſich zu fühlen. Darüber darf man ſich keineswegs wundern. Ihr Sohn fing eben an eine Perſönlichkeit zu werden, zunächſt durch einen Titel, mit dem weder eine amtliche Tätigkeit noch eine Beſoldung verbunden war; ſie ſelbſt wurde gefliſſentlich von dem Gemahl in den Vordergrund ge-

drängt, sie sollte als seine Gattin auftreten, als solche respektiert werden. Da aber der geforderte Respekt sich nicht einstellte, namentlich bei denen, von denen man es am ehesten wünschte, so begann Christiane eine gewisse Widerborstigkeit zu entwickeln und die ihre Macht fühlen zu lassen, die sich ihr widersetzten. Ein Opfer dieser energischen Abwehr, vielleicht das einzige, wurde Charlotte von Schiller. Wie sie in früherer Zeit die Depositarin der üblen Darlegungen von Charlotte von Stein gewesen war, so wurde sie in späterer Zeit das Sprachrohr alles weimarischen Klatsches für die mecklenburgische Erbprinzessin Karoline. Freilich geschah das alles in vertraulichen Äußerungen. Aber wie das in geheimen Sitzungen Verhandelte eher allgemein bekannt zu werden pflegt, als das in öffentlichen Sessionen Beratene, so sickert gerade aus vertraulichen Bekenntnissen manches durch und wird am ersten dem bekannt, dem es verborgen bleiben sollte. Christiane nahm — wer wollte ihr das verargen? — keine besonders vornehme Rache, indem sie Charlotte den Platz in Goethes Loge entziehen ließ, den diese jahrelang eingenommen hatte. Vielleicht ist dieser Entschließung eine kleine Szene vorangegangen, von der Charlotte in folgendem Briefe an die Erbprinzessin eine Andeutung gibt (Januar 1811): „Gestern war ich recht erstaunt. Als ich in des Meisters Loge komme, wo noch niemand war, finde ich — raten Sie, was? Vier brennende Lichter und einen Teetisch. Die Lichter und das Öffnen der Türe hatte Sensation gemacht; alle Köpfe waren nach der Loge gerichtet, wo ich ganz betroffen und bescheiden stand.

Der Meister kam und die Gemahlin, die einen heftigen Katarrh hatte und deswegen waren diese Anstalten getroffen; die vielen Lichter waren aber ohne Befehl hingestellt, und ich war recht froh, als nur eins blieb. Heute ist die Frau Gemahlin so krank, daß sie zu Bette liegt, doch waren wir dort, wo prächtige lateinische Gesänge erschallen, und ganz ernsthaft.

Ich darf es manchmal gar nicht sagen, wie mich doch des Meisters Lage einengt und im Innern schmerzt; denn mir deucht, ich fühle zuweilen in seiner Seele, daß er irre in sich ist. Welcher Dämon

hat ihm dieſe Hälfte angeſchmiedet? Es gehört zu den Rätſeln der Menſchen-Beſtimmung."

In demſelben Jahre 1811 reiſte Chriſtiane zum erſten Mal mit ihrem Gatten nach den böhmiſchen Bädern. Auch dies Zuſammenſein wurde von Charlotte von Schiller mit einem mißgünſtigen Kommentar begleitet. „Unſer Meiſter wird nicht lange in Karlsbad bleiben, ſondern nach Töplitz gehen, ſo hat mir Meyer geſagt. Die dicke Ehehälfte hauſt ſchon dort, und ich bin ordentlich beſorgt, daß die hohe Idee der Verehrung der dortigen nachbarlichen Welt vor den Meiſter nicht leidet, wenn ſie dieſes Bild des Lebens erblicken, das ſo ganz materiell iſt, und an das ſich alles Gleichartige auch hängt."

Während er in ſeinen Briefen, die er von dort aus ſchrieb, der Gattin nicht gedachte, bedauerte er nach ſeiner Abreiſe — ſie blieb noch eine Weile dort — in einer Epiſtel an den Chevalier O'Hara, daß „ſeine kleine Frau" ſich mit ihm nur per Dolmetſch habe unterhalten können. Während dieſer Zeit ihres Alleinſeins lernte ſie Körners, die Freunde Schillers, kennen. Dieſe müſſen recht freundlich der Einſamen begegnet ſein, wie aus folgenden Worten Goethes (4. Auguſt 1811) an die Genannten hervorgeht: „Meine Frau rechnet es unter die vorzüglich glücklichen Ereigniſſe dieſes Sommers, Sie und die lieben Ihrigen in Karlsbad kennen gelernt zu haben. Wir empfehlen uns beide zum ſchönſten und hoffen nichts ſo ſehr, als einmal in dem ſchönen Dresden einen Beſuch abzuſtatten, oder Sie hier bei irgend einem günſtigen Anlaß in Weimar zu ſehen. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundſchaftliches Andenken."

Wie Körners, ſo wurde auch einer hochgeſtellten Frau, der Eliſe von der Recke, gegenüber das Andenken der Gattin hervorgehoben. „Meine Frau, die ſich Ihnen angelegentlichſt empfiehlt, iſt noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unſerm kleinen Familienkreiſe wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt."

Das Hauptereignis aber iſt folgendes: Eine wirkliche Störung

des ehelichen Friedens befürchtete Chriſtiane durch Bettine v. Arnim. Im Jahre 1811 kam es zum Bruche zwiſchen den beiden Frauen, der auch die Entfernung Bettinens von Goethe nach ſich zog.

An und für ſich kann man ſich Chriſtianens Aufregung wohl denken. Was Goethe auswärts trieb, ſeine kleinen Verfehlungen oder Galanterien blieben ihr entweder unbekannt oder wurden, wenn ſie ihr etwa durch Klatſch zukamen, durch des Gatten vertrauliche, mündliche oder ſchriftliche Nachrichten aufgeklärt oder als nichtig dargeſtellt. In Bettine dagegen mußte ſie den Eindringling ins eigne Haus ſehen und ſich ihrer Haut wehren.

Zwei unähnlichere Frauen laſſen ſich kaum denken: Hier die gutmütige, ſtarke, etwas philiſterhafte Frau, die von Lebensfreude ſtrahlte, es mit ihren Hausfrauenpflichten ſehr ernſt nahm, für die geiſtige Bedeutung ihres Gatten aber kein tiefgehendes Verſtändnis beſaß; dort das anmutige, leidenſchaftliche, geiſtſprühende, in den Traditionen des Goethekultus aufgewachſene Mädchen, dem Leben entfremdet und nur in einer eingebildeten oder von ihr ſelbſt erſchaffenen Welt ſich wohl fühlend.

Sie war zuerſt nach Weimar gekommen, um in Goethe und mit ihm zu leben, überſchüttete den älteren Mann, der, an manche Huldigung gewohnt, ſolchem ſtürmiſchen Liebeswerben gegenüber wehrlos war, dermaßen mit der Rieſenkraft weiblicher Zauberei, daß Goethe, auf den der Reiz der unvergeſſenen Mutter Bettinens, Maximiliane la Roche und die Erinnerung an die eigene von Bettinen nach den Erzählungen von Frau Aja aufgefriſchte Jugendzeit anſtachelnd wirkte, ſich ein ſolches Gewitter wehrlos gefallen ließ.

Gewiß waren jene Tage von 1808 für Bettinen das Hauptereignis ihres Lebens, für Goethe ein Höhepunkt nicht ſeines Sinnen-, ſondern Phantaſielebens. Für ihn war Bettine ein Sonnenblick aus der Jugendzeit, für ſie war das Zuſammenſein mit Goethe die Erfüllung ihrer ſchönſten Träume. Ihr war Goethe der Gott, den ſie anbetete, kein gutmütiger Ehemann, ſo daß ihr nie ein Gedanke an Chriſtiane kam; er ſah in dieſem Verhältnis nichts Irdi-

sches, das in seine Lebenskreise störend hätte eingreifen können. Und so bildete sich eine der poetischsten Beziehungen zweier Menschen. Nicht einen Moment trübte Sinnenreiz diesen Verkehr zwischen Mann und Weib; der Gedanke an eine mehr als geistige Verbindung hat diese beiden Menschen nie auch nur von ferne beschlichen.

Ein Briefwechsel knüpfte sich an und wurde jahrelang geführt, in dem die Jüngere überschäumende, durch den Reichtum ihrer poetischen Schilderungen, durch die Glut ihrer Begeisterung, durch die tief eindringende, verständnisvolle Darstellung seiner Wirksamkeit die reichgebende war und in dem der ältere Mann die Schwärmerin freundlich duldete, den süßen Ton ihres elementaren Enthusiasmus wonnevoll schlürfte und mit freundlicher Anerkennung nicht zurückhielt.

In diesem Briefwechsel wurde von beiden Seiten gelegentlich Christianens gedacht. So werden Grüße von beiden Seiten mitgeteilt. Am 7. April 1808 werden von Bettine Granaten und ein Röckchen geschickt, das sie selbst genäht hatte. Goethe dankt dafür im Namen seiner Frau. Im Laufe desselben Jahres berichtete er, daß Christiane in Lauchstedt an Theater und Tanzsaal Freude hätte, Bettine ihrerseits verspricht, bei ihrem Münchener Aufenthalt der Weimaranerin zu gedenken. Dies tat sie mit einem liebenswürdigen Briefe, so daß Christiane in einem formellen Schreiben vom 1. Februar 1809 dankte, in dem sie über ihre Frankfurter Reise berichtet, vom Befinden des Geh. Rats redet und den in Aussicht gestellten Besuch Bettinens in Weimar freudig begrüßt. Wie im Jahr 1809 so wurden auch im folgenden Geschenke nach Weimar geschickt und Dankesworte im Namen der Frau von Goethe gemeldet. In demselben Jahre (10.—12. August) fand eine Zusammenkunft zwischen Goethe und Bettinen in Teplitz statt. Von diesem Zusammentreffen berichtete Goethe, daß Bettine mit Arnim versprochen sei und äußerte sich erfreut über ihre Lebhaftigkeit und ihrer mannigfachen Erzählungen. Einmal meldete er: „Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da

geht die Tür auf und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich denke, es hat sich jemand von unseren Mitbewohnern verirrt, aber siehe, es ist Bettine, die auf mich zugesprungen kommt und noch völlig ist, wie wir sie gekannt haben". Ein anderes Mal berichtete er, daß sie „hübscher und liebenswürdiger sei als sonst". Auch das Tagebuch gedenkt ihrer und Savignys, mit denen sie reiste. Zum 11. wird notiert: „Mit Bettinen im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein von Günderrode und Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod."

Es wäre nun doch möglich, daß, trotz aller mündlicher und schriftlicher Beruhigungsversuche Goethes, gerade dies Zusammensein mit Bettine Christianens Eifersucht besonders erregt hätte. Mochte auch Bettine noch Anfang 1811 „der Frau" ein Andenken mit einem Neujahrsglückwunsch schicken und an Goethe schreiben: „Grüß doch die Frau recht herzlich von mir, es ist ihr doch niemand so von Herzen gut, wie ich", so daß Goethe antworten konnte: „Meine Frau grüßt und dankt schönstens", so lag doch in der Luft etwas wie Gewitterschwüle, als Bettine, die sich unterdessen mit Achim von Arnim verheiratet hatte, nach Weimar kam.

Was ging denn nun eigentlich im September 1811 in Weimar vor? Goethes Tagebuch meldet am 26. August: „Kamen Arnims", konstatiert ihre Anwesenheit am Mittag und Abend, verzeichnet am 28. ihre Anwesenheit als Mittagsgäste, ebenso am 29. abends, am 30. mittags. Am 1. September war Goethe mit ihnen im Römischen Hause zusammen, am 2. heißt es: „Bettine blieb und erzählte in ihrer Weise". Am 4. wird ein Besuch von ihnen, am 5. ein solcher bei ihnen gebucht. Am 6. heißt es: „Abends Frau von Arnim, Erzählungen von meiner Mutter"; am 7.: „Abends Frau von Arnim, ihre Geschichte mit Tieck"; am 8.: „Nach Tische Frau von Arnim" — weiter aber kein Wort. Das würde darauf schließen lassen, daß die vielbesprochene Szene zwischen Bettine und Christiane in der Ausstellung an dem letztgenannten oder dem folgenden Tage stattgefunden hat. Es soll nämlich nach dem Berichte von Lewes, der sich auf Weimarer Zeugen beruft, in dieser Aus-

ſtellung zwiſchen beiden Frauen zu einer erregten Debatte gekommen ſein, die vielleicht durch die heißblütige und eiferſüchtige Chriſtiane vom Zaun gebrochen wurde, eine Debatte, während deren ſich die leidenſchaftliche Bettine zu dem Ausrufe: „Sie wahnſinnige Blutwurſt“ habe hinreißen laſſen.

Dieſem 40 Jahre nach den Ereigniſſen aufgezeichneten Bericht läßt ſich nun keine authentiſche Erzählung über die Szene zur Seite ſtellen. Von dem Arnimſchen Ehepaare ſind nur ein paar Äußerungen bekannt, die an andere gerichtet ſind. Arnim ſpricht von einem „abſcheulichen Ausſchimpfen meiner Frau auf der Gemäldeausſtellung“, er ſchreibt ferner an Riemer: „Daß es Goethe leicht geweſen wäre, ohne ſeiner Frau etwas zu vergeben, meine Frau für ihre langgehegte fromme Anhänglichkeit tröſtend zu belohnen und mit ein paar Worten für die erlittene Kränkung zu entſchädigen, wird Ihnen eingeleuchtet haben, vielleicht iſt es aber ſchön in ihm, daß er die Kraft ſeiner Worte nicht kennt, die ſo vieles gut machen können.“ Bettine ihrerſeits, die Weimar ohne Abſchied verlaſſen mußte, nach 4 Monaten wieder durch die Ilmſtadt kam, ſich bei Goethe anmeldete und nicht einmal eine Antwort erhielt, ſchrieb gleichfalls an Riemer: „Einen ſolchen Fall habe ich mir nie als möglich gedacht und gar bei einer Reiſe, die aus Liebe zu ihm gemacht wurde. Jetzt, da ich nicht mehr tun kann was ihn freut, ſo muß ich doch unterlaſſen, was ihm leid tun könnte, daher werde ich Weimar gewiß nicht wiederſehen außer auf ſein Geheiß“.

Goethe hüllte ſich in Schweigen. Weder in ſeinem Tagebuche noch in ſeinen Briefen findet ſich über die Szene irgendwelche Bemerkung. Etwa ein Jahrzehnt ſpäter in ſeinen Annalen äußerte er ſich folgendermaßen: „Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeitlang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie unbedingte Mitteilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Übereinſtimmungen aufgelöſt hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklicheren Annäherung“. Man erkennt leicht, daß dieſe ganze, für die

Öffentlichkeit bestimmte Darstellung die Tatsachen verschleiert, ja man darf sagen, daß sie den wirklichen Vorgängen geradezu widerspricht.

Vertrauliche Äußerungen der Christiane sind uns überhaupt nicht bekannt und so sind wir, um die wirklichen Vorgänge zu erkunden, auf einzelne Berichte von Weimaranern oder solchen, die mit Weimar nahe Beziehungen unterhielten, angewiesen. Da berichtet zunächst Pauline Gotter: Goethe wolle von Bettinen „nichts mehr hören und sehen, nach einem heftigen und pöbelhaften Streit, der sich zwischen ihr und Frau von Goethe an einem öffentlichen Ort begeben hat. Daß die Gemeinheit nur von Einer Seite obwaltete, hoffe ich zu Bettinens Ehre."

Von besonderer Wichtigkeit ist die Erzählung der Charlotte von Schiller (19. September 1811). Nach einer Charakteristik des Arnimschen Ehepaares heißt es: „Bettine liebt den Meister auf eine rührende Weise, aber denken Sie nur, daß ihr die dicke Hälfte das Haus verboten, de but en blanc eine Zänkerei in der Ausstellung angefangen und ihr gesagt hat, sie würde sie nicht mehr sehen u. s. w. Die Bettine ist eigentlich nur des Meisters wegen hier, freute sich auf ihn, sehnte sich ihn zu sehen, und seit diesem Wortvorfall nimmt er auch keine Notiz von ihr. Sie hat ihm vorgestern geschrieben, gesagt, sie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergessen, er würde ihr immer lieb bleiben und er antwortet nicht, kommt nicht ..... verteidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen." Und noch einmal kam sie am 3. Oktober 1811 auf die Sache zurück: „Ich sage meiner geliebten Prinzeß" (Adressatin ist die Prinzessin Karoline), „alles wie es in mir vorgeht, aber ich warte ordentlich sehnlich auf eine Ebbe, denn die Flut des Klatschens ist ungeheuer, die ganze Stadt ist in Aufruhr und alles erdichtet und hört Geschichten über den Streit mit Arnim. Da die Bettine mit der dicken Hälfte doch viel war im Anfang und mit einer anderen Macht (vielleicht Frl. Ulrich oder Frl. Engels) auch, so mag eine unendliche Tiefe des Klatsches entstanden sein ... Wer da alles hineinverflochten ist, weiß der Himmel. Ich kann nichts

tun als ſchweigen und dem Meiſter dadurch zeigen, daß ich in kein unwürdiges Licht gegen ihn mich ſtellen mag, aber auch mir nichts vergeben kann. Zuweilen denke ich, die Frau will ihn ganz iſolieren, um ihr Weſen mit ihren Kindern (das ſind die Schauſpieler) nach Luſt zu treiben und ſie fürchtet einen jeden Umgang, wo ſie nicht in Anſchlag kommen kann. Auch habe ich ſie zuweilen geſtört, wenn er nicht in der Loge war und ſie hatte Beſuch dorthin beſtellt."

Die angeredete Fürſtin antwortete auf dieſe Auslaſſungen folgendes (10. Oktober): „Die Geſchichte von unſeres Meiſters Hälfte und der Bettine hat hier in der Kolonie Zwiſtigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meiſters Verfahren zufrieden, wundere mich aber nicht darüber, und verkenne ihn deswegen nicht und lieb' ihn deswegen nicht weniger, denn ich ſage: wer Dreck anfaßt, beſudelt ſich (wie Sie wiſſen, ein Lieblingsſprüchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich ſchon lange und habe ihn trotzdem doch immer friſch zu geliebt .... Frl. Knebel aber will mir das Tun in ſich ſelbſt entſchuldigen, will gar finden, daß Goethe Recht habe und daß ſie es ſehr natürlich fände, ſich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettine, vom Halſe zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht Recht und bedaure nur die arme Bettine, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid tut; ich bedaure den Meiſter, der ſich dem Teufel ergeben hat; bedaure die arme Lolo (Charlotte von Schiller), die notwendigerweiſe um ihn leiden muß und bedaure von uns einen jeden der Eidgenoſſen des Schutz und Trutzes, die nun doch ins Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht ſo ganz zu unſerm Bündnis und wenns auf Schutz und Trutz ankommt, mögen ſie und können nicht vom loſen Maule laſſen."

Man wird, wenn man Bettine auch noch ſo hoch ſtellt, doch Henriette von Knebels geſundem Urteil recht geben müſſen. Bei einem Zwiſte ſeiner Frau mit einer anderen mußte Goethe die erſtere ſchützen. Er durfte ein von jener erlaſſenes Verbot, das Haus am Frauenplan zu betreten, ein Verbot, das gewiß nicht aus

einer bloßen Laune, ſondern infolge einer ſtarken Beſchimpfung ausgeſprochen war, nicht ohne weiteres ignorieren; er konnte, wenn Bettine nicht um Entſchuldigung bat, und das tat ſie gewiß in jenem von Charlotte angedeuteten Billet nicht, das ſich übrigens in dem gedruckten Briefwechſel nicht findet — der Gegnerin ſeiner Gattin, ſelbſt wenn jene ſich als die Beleidigte fühlte, nicht die Türe ſeines Hauſes öffnen. So ging aus dieſem merkwürdigen Streite zwar Chriſtiane augenblicklich als Siegerin hervor, aber durch ihr kräftiges, vielleicht mehr als energiſches Auftreten hatte ſie ihre Stellung in der Weimarer Geſellſchaft keineswegs gebeſſert.

Dem Sturme im Waſſerglaſe folgte für die letzten Jahre völlige Ruhe.

Nur eine ſtarke Widerwärtigkeit gehört etwa in dieſe Epoche. Chriſtiane war nämlich unökonomiſch; da ſie vermutlich über Goethes Einnahmen und ſeine perſönlichen, ſehr großen Ausgaben, die zur Gewährung von Unterſtützungen und zur Fortführung ſeiner Sammlungen erforderlich waren und andere, gar keinen Beſcheid wußte und, wie das bei Frauen oft vorkommt, die aus beſchränkten Verhältniſſen unvermittelt in reiche und behagliche gelangen, den rechten Maßſtab für die neue Situation nicht beſaß, gab ſie gewiß mehr aus, als ihr zukam. Man braucht nicht eben an das Märchen zu glauben, daß ſie den Verkauf einer Equipage einleitete, um einen Ball zu geben, aber von einem einwandfreien Zeugen wird beſtätigt, daß Goethe 1812 auf einer Reiſe einmal die Nachricht von der Zerrüttung und den pekuniären Verlegenheiten ſeines Hauſes erhielt, die ihn tief erſchütterte.

Selbſtändige Verfügung über Gelder beſaß ſie nicht. Als Nik. Meyer einmal eine Forderung erhob, die Goethe nicht anerkennen wollte, hätte ſie am liebſten dem Vertrauten, dem ſie mannigfach verpflichtet war, ſich gefällig erwieſen, aber ſie mußte naiv bemerken: „Ich kann es Ihnen aus meiner Kaſſe nicht geben, weil ich keine Kaſſe habe.“

Auch im Sommer 1812 war Chriſtiane mit dem Gatten zuſammen. Die Freunde Goethes benahmen ſich ſehr freundlich

gegen sie: Frau v. d. Recke, Graf und Gräfin Stolberg, Graf Keßler, vorzüglich aber Prinz Friedrich von Gotha. Während des Aufenthaltes der Gattin in Karlsbad reiste Goethe nach Teplitz, um der Kaiserin von Österreich seinen Respekt zu bezeugen, verfehlte aber auch von dort nicht, von den zarten Rücksichten zu berichten, die die Gesellschaft auf die Abwesende nahm: „Prinzessin Marianne hat nach Dir gefragt und einen Gruß an Dich mir aufgetragen". Auch ihren Geburtstag vergaß er nicht. „Zum 6. August wünsche ich das beste Glück. Es tut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mitfeiern zu können, ich will es in der Ferne tun". Auch die kurze Notiz „von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin", mußte ihr besonders gefallen.

Bei seiner im Spätherbst erfolgten Übersiedlung nach Jena empfing er einmal (November 1812) ihren und der Gefährtin Besuch mit halber Freude und halbem Unmut. „Da man Euch liebenswürdige, unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man will, so soll es mir recht angenehm sein zu hören, daß ihr in der Sonne glücklich angekommen seid."

Der Besuch war wohl eine kleine Rache dafür, daß Goethe, dem es mit der Ernährung in Jena meist recht schlecht ging, diesmal die Köchin mitgenommen hatte und die Frauen allein wirtschaften ließ. Von seinen kulinarischen Verhältnissen wußte er recht anmutig zu erzählen.

„Da Ihr indessen bis dahin, daß diese goldene Zeit eintritt, durch meine Entfernung ziemlich leidet, und sehr gut empfindet, daß die Stelle der Köchin in Eurem Hause unbesetzt ist, so will ich nur zu einigem Ersatz versichern, daß hier alles vortrefflich geht. Heute früh gab es große Händel über ein Feldhuhn, welches Heinrich ohne anzufragen vom Rentbeamten für 5 gr. angenommen hatte. Diesen Prozeß schlichtete ich Salomonisch dadurch, daß ich bezahlte und mir dieses Huhn außerordentlich zum Frühstück vorbehielt. Ferner hat die Köchin mir den morgendlichen Weinschaum für heute abdisputiert, und mir dafür ein ganz vortreffliches Zwischenessen, welches sie künftig auf gleiche Bedingungen wiederholen soll,

bereitet. Genug, es ist an dem ganzen Zustand nichts auszusetzen."

Dieser neckische Ton wird dann auch in der Korrespondenz weiter beibehalten, und so macht der in Jena Weilende auch seinem Unmut wegen einer gewissen Vernachlässigung mehr in launigen als in ernsten Worten Luft. „Ich weiß recht wohl, daß Ihr ein so rasches Leben habt, daß Ihr an Abwesende nicht denken könnt; aber daß Ihr, so wie der Assessor, von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Augelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn Ihr gar zu sorglos seid. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten."

Bei den Unruhen des Jahres 1813 bewogen ihn die Hausgenossen, Weimar früher als sonst zu verlassen und Teplitz aufzusuchen, das ihm das Jahr zuvor so gut getan hatte. Seine Briefe, die nun auch der Hausgenossin Karoline Ulrich mitgelten, über die es einmal heißt: „Wenn Du meinen Brief nicht lesen kannst, so wird Uli aushelfen. Ich gewöhne mir fast ihre Hand an. Es sieht fast aus, als wenn ich in sie verliebt wäre", sind besonders ausführlich. Mancherlei freundliche, zärtliche Wendungen kommen vor: „Daß Du das Mögliche tust, weiß ich und erkenne es, fahre so fort und vergnüge Dich dazwischen, bis wir uns wieder in der Gegenwart einer treuen Liebe erfreuen können."

Gerade dieses Jahr war für Goethe ein an Erinnerungen reiches. Es war ein Vierteljahrhundert her, seit er sich mit Christiane verbunden hatte. Gewiß wäre es geschmacklos gewesen, den Tag der silbernen Hochzeit mit großem Prunke zu begehen. Aber eine stille Feier und eine merkwürdige Nachfeier veranstaltete der Liebende und der Dichter. Jener berichtete am 16. Juli: „Den 12. habe ich bei einem großen Gastmahl im Stillen gefeiert." Dieser nahm das alte Gedicht „Gefunden" vor, in dem er die erste Begegnung verklärt hatte, arbeitete es ein wenig um und fügte folgende Verse

hinzu, die ſein volles Behagen an der Gegenwart, die entzückende Erinnerung an die Vergangenheit, ſein Vertrauen auf die Zukunft zum Ausdruck bringen:

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter
Wollt' immer weiter,
Das war mein Sinn.

Das war Goethes ſtille, ſinnige Feier der ſilbernen Hochzeit.

Die Teplitzer Wochen waren diesmal weniger befriedigend als die früheren. Die Leiſtungen des Schreibers waren ungenügend. Goethe beriet mit der trauten Gefährtin, ob er nicht einen gewöhnlichen Sekretär für die Morgenſtunden nehmen und mit Hilfe Auguſts ſelbſt ſeine ſchriftlichen Arbeiten beſorgen ſollte. Nach der Lebhaftigkeit des vorigen Sommers war die Einſamkeit des diesmaligen doppelt fühlbar und drückend. So wurde manch ſehnſüchtiger Blick nach Hauſe geworfen, Ausdrücke fortdauernder Liebe geſpendet und die lebhafte Anerkennung von Chriſtianens Tätigkeit ausgedrückt. „Ich kann Dir, mein allerliebſtes Kind, nicht genug danken, daß Du Dich ſo ruhig, gefaßt und zugleich tätig erhälſt, alles gut einrichteſt und Auguſt und Uli wieder aufquäkelſt. Wir wollen, hoffe ich, geſund wieder zuſammentreffen."

Manchem blüht nach einer 25jährigen Ehezeit ein neues Glück; Goethe war dieſes in ſeinem Zuſammenleben mit Chriſtiane nicht mehr beſchieden. Ihre Kraft war zu Ende, die Jahre des Leidens begannen. Es ſchien von Anfang an durchaus kein hoffnungsloſer Zuſtand, ſo daß der gewiſſenhafte Gatte es für nötig hätte halten müſſen bei der Leidenden zu verbleiben. Kamen keine ſchweren Anfälle, ſo war Chriſtiane heiter und tätig und ermunterte in ihrer Selbſtverleugnung gewiß ſelbſt den Meiſter, eine Reiſe zu tun, die, wie ſeiner Stimmung zuträglich, ſo für ſeine Geſundheit unentbehrlich war.

Diesmal ging der Zug nach Weſten, ſtatt nach Oſten: Wiesbaden,

Frankfurt, Heidelberg wurden 1814 und 15 längere Zeit das Stammquartier des Reisenden. Wiesbaden als Heilort, Heidelberg als Kunststätte, wo ein eindringliches Studium der Boisserées'schen Gemälde vorgenommen wurde, Frankfurt, die Vaterstadt, diente zur Auffrischung alter Beziehungen und zur Anknüpfung neuer. Für den Dichter wurde Frankfurt ein Jungbrunnen.

Denn damals zeigte sich dasselbe Phänomen wie im Jahre 1807. Schlug in jenem Jahre unmittelbar nach der Eheschließung das Herz des fast 60jährigen höher für ein anmutiges Mädchen, so ergriff nun den, der mit raschen Schritten den 70 zueilte, eine neue Leidenschaft. Marianne Jung, die fast unmittelbar nachher den alternden Frankfurter Patrizier Herrn v. Willemer heiratete, eine anmutige Frau, eine treffliche Sängerin und hochbegabte Dichterin, tat es mit ihrer Kunst und ihrem Wesen dem Meister an, der wochenlang in ihrer gemütlichen Häuslichkeit auf der Gerbermühle bei Frankfurt weilte. Nur mit dem Unterschied, daß, während Wilhelmine schüchtern und jungfräulich sich die Leidenschaft gefallen ließ und sie mit mädchenhafter Verehrung erwiderte, Marianne, mit dem glühenden Temperament der Künstlerin und der geweckten Sinnlichkeit der jungen Frau die begeisterten Huldigungen erwiderte, und in unsterblichen Gesängen ihre Liebe verklärte. Und doch wird man auch in diesem Falle nicht pedantisch und noch weniger ketzerrichterlich von Treubruch sprechen dürfen. Für Goethe war es im Grunde nur eine Phantasieliebe. Noch einmal und nicht zum letzten Male bei diesem Unverwüstlichen des Gefühls und der Lebenskunst ward der Zauber weiblicher Anmut und Jugend lebendig. Und doch entwand er sich auch hier den Sirenentönen, erinnerte sich an seine Pflicht, an die Freuden der stillen Häuslichkeit und kehrte in sein Heim zurück, das, nachdem es lange von lauten Freuden widergehallt, nun ein Platz der Trauer werden sollte.

Von Wiesbaden, Frankfurt und Heidelberg aus erhielt Christiane tagebuchartige Briefe. Sie wurde mit den Persönlichkeiten bekannt gemacht, die Goethes Umgang auf der Reise bildeten, aber ihrer wurde auch bei diesen gedacht, so daß manche Frankfurter Damen

ihr Geschenke schickten und zu Weihnachten von ihr gebeten werden konnten, Leckerbissen und Stoffe für Weimar zu besorgen.

Eine große Lücke trat ein, als Karoline Ulrich das Haus verließ und Riemer heiratete. Vielleicht hat gerade diese Trennung von der sorglichen Freundin, die der kränklichen, alternden und doch ein wenig unbedachten Frau manche Mühe abgenommen hatte, ihren Zustand verschlimmert und ihren Tod beschleunigt. Anfang 1815 wurde Christiane recht krank. Für die Karlsbader Reise, die auch diesmal für sie nötig war, wollte Goethe ihr eine Freude bereiten und bestellte Kleider für sie aus Frankfurt. Sie konnte im März 1815 zur Erholung auch Jena gehen, Goethe freute sich ihrer scheinbar fortschreitenden Besserung, als sie im April nach Hause zurückkehrte; aber die Besserung hielt nicht lange an, und auch die dann angetretene Reise nach Karlsbad brachte keine heilsame Veränderung des Zustandes hervor.

In Karlsbad wurde Christiane von zahlreichen Berichten des Gatten aufgesucht, der wieder nach Wiesbaden ging. In einem von diesen heißt es einmal: „Die Liebe, das Beste." Aber im allgemeinen ist der Briefwechsel jener Monate von beiden Seiten ein sehr dürftiger. Nur ist immer weiter das Streben erkennbar, Christiane nach außen eine würdige Stellung zu verschaffen und ihr namentlich in Weimar Achtung und Ansehen zu bereiten. So schrieb Goethe einmal 12. September 1815: „Suche die Mutter (gemeint ist Frau v. Stein) und übrige Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich in das Hofwesen so gut findet, ist unschätzbar."

Von den zarten Banden, die Goethe mit Marianne von Willemer verknüpften, erfuhr die Gattin nicht viel: für solches Schwärmen, für derartige feine, geistige Genüsse, bei denen die Phantasie viel geschäftiger war als Sinnenlust oder erotisches Verlangen, hatte Christiane kein richtiges Verständnis. Gelegentlich wurde, um ihre Eifersucht nicht hervorzurufen, ein Gruß der „guten Frauen" an sie

gemeldet, und die kurze Notiz angefügt, daß ſie zu den Genüſſen herbeigewünſcht werde.

Im letzten Winter hört man wenig von ihr. Sie war zwar geſund genug, um einmal nach Jena zu fahren, wo ſie Knebels beſuchte, aber unvermeidlich nahte das ſchreckliche Ende.

Mit Gewalt ſuchte der Beſorgte den düſteren Winter wegzubannen. Am 15. März 1816 entſtand das Gedicht „Frühling übers Jahr", eine hochpoetiſche Darſtellung des Lenzes im allgemeinen, bedeutſam hauptſächlich dadurch, daß der Dichter in düſterer Vorahnung dieſes Frühjahr für das letzte der Geliebten zu halten ſcheint, aber bemüht iſt, die entſetzliche Vorſtellung zu verſcheuchen. Nachdem er ſich mit der Kunde zu beruhigen geſucht:

Genug der Frühling,
Er wirkt und lebt

ſchließt er eine entzückend ergreifende Schilderung der Geliebten an:

Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen
Ein Blütenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Allerdings ging Goethe Mitte Mai zur gewohnten Inſpektion nach Jena. Daß die Gattin krank war, deutete er nur in den

Zeilen an, in denen er Frau Riemers Teilnahme erbat: „Ich werde es ihr von Herzen danken, wenn ſie der meinigen in dieſen Momenten beiſteht".

Aber Teilnahme und Pflege nützten nichts mehr; durch ſchlimme Botſchaften wurde er am 30. Mai 1816 nach Weimar zurückberufen. Er ſuchte ſich durch äußerſte Geſchäftigkeit aus den ſchweren trüben Stimmungen zu befreien, fügte aber einem der Briefe jener Zeit hinzu: „Mehr ſage ich nicht, verhindert von häuslichen ſchweren Unbilden".

Während die Briefe ſchweigen, redet das Tagebuch, und gerade deſſen ſchlichte Notizen ſind ungemein ergreifend.

29. Mai. „Gefährlicher Zuſtand meiner Frau". 30. „Meine Frau wieder außer Bett". 31. „Rückfall meiner Frau". 1. Juni. „Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht". 2. „Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau". (Zweimal dieſelbe Notiz an einem Tage.) 3. „Eine unruhige, ſorgenvolle Nacht verlebt. Frau von Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr". 4. „Meine Frau noch immer in der äußerſten Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben". 5. „Meine Frau noch immer in der äußerſten Gefahr. Kräuter die vergangene Nacht bei mir". 6. „Nahes Ende meiner Frau. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir. Meine Frau um 12 Uhr nachts ins Leichenhaus". 8. „Meine Frau um 4 Uhr begraben. Um 3 Uhr Kollekte meiner Frau von Vogt".

Nach einer authentiſchen Mitteilung des Arztes Huſchke ſei Goethe, als er den Tod erfuhr, weinend in die Knie geſunken und habe ausgerufen: „Du ſollſt, Du kannſt mich nicht verlaſſen".

Den einzigen Bericht, den wir über den Tod beſitzen — denn die Zeilen von Vulpius an Knebel ſind nur eine Meldung des Faktums — ſandte Johanna Schopenhauer an Eliſe v. d. Recke (25. Juni 1816). Er lautet: „Der Tod der armen Goethe iſt der furchtbarſte, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloſer Krankenwärterinnen iſt ſie, faſt ohne Pflege geſtorben, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigener

Sohn iſt nicht zu bewegen geweſen, zu ihr zu gehen, und Goethe ſelbſt wagte es nicht ... reden konnte ſie nicht, ſie hatte ſich die Zunge durchgebiſſen ... Ihre Unmäßigkeit in allen Genüſſen zu einer ſehr böſen Periode für unſer Geſchlecht, hatte ihr das fürchterlichſte aller Übel, die fallende Sucht, zugezogen ... Auf allen Fall hat ſie die kurze Freude furchtbar gebüßt, und es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele gute, welches doch in ihr lag, vergeſſen iſt, und nur ihre Fehler erwähnt werden, ſelbſt von denen, welchen ſie wohl tat und die ihr im Leben auf alle Weiſe ſchmeichelten".

War die Todesſtunde der Armen wirklich ſo einſam? Man kann es kaum glauben. Allerdings war Goethe in dieſen Tagen ſelbſt krank; ſeine ſtarke Abneigung vor allem Schmerzlichen ließ ihn Manchen gegenüber fühllos erſcheinen. Aber man kann ſich kaum denken, daß er, der von dem bitterſten Schmerze erfüllt war, bei dieſem entſetzlichen Leide nicht auch durch ſeine Gegenwart ſeine Teilnahme gezeigt hätte. Tiefen Schmerz bei aller männlichen Faſſung bekundete er in ſeinen Briefen. Den Frankfurter Freunden wurde die traurige Nachricht durch den Sohn gemeldet; Boiſſerée, Zelter, Reinhard, Schopenhauer, Cotta, Wilhelm von Humboldt erhielten von dem Gatten ſelbſt die Nachricht: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdenſohn", ſo hieß es in einer Epiſtel an Zelter, „vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo weißt Du, was es heißen will". Nur ſelten ein Wort der Charakteriſtik oder eine Äußerung ſeines Schmerzes. Nur an Cotta ſchrieb er: „Meine Frau, deren Anmut Sie kannten", und Boiſſerée gegenüber bekannte er: „Läugnen will ich Ihnen nicht, und warum ſollte man groß tun, daß mein Zuſtand an die Verzweiflung grenzt".

Der Verſtorbenen widmete Niemer eine nicht allzu würdige Grabrede: „Sie werden unmittelbar unterrichtet worden ſein von dem Schickſal, was unſern teuren Geheimrat betroffen hat. Der Tod gleicht alles aus, und ſo müſſen wir mit Anteil und Bedauern geſtehen, daß es ein hartes und ſchreckliches Ende war, welches die

Frau genommen, ob man gleich voraussehen konnte, daß es über kurz oder lang so kommen müßte.

Das Detail weiß G. selber schwerlich so wie wir, und zu seinem Glücke bleibe es ihm ferner verhüllt. Bei seiner Art zu sein und zu leben wird er sie nur zu oft vermissen. Ob er gleich gefaßt erscheint und von allem andern spricht; so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Tränen er umsonst zurück zu drängen strebt."

Unter den Freunden Goethes sprechen einzelne wie Boisserée und Zelter zwar von der Trauer, ohne aber der Verstorbenen ein Wort zu gönnen.

Auch die Großherzogin Luise drückte ihr Beileid aus. „Ich bedaure recht sehr", so schrieb sie am 10. Juli 1816, „Sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen zu haben. Es war aber in Wahrheit unmöglich, so sehr ich auch wünschte, selbst meiner Teilnahme an Ihrem Verlust Sie zu versichern".

Nikolaus Meyer richtete, freilich erst am 25. November 1816, warme Worte über Christianens Tod an den alleinstehenden Gatten.

Der einzige Knebel, gedachte ihrer alsbald mit einiger Wärme: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Bester, in diesen Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig erschien". Wie Knebel, der Christiane gut gekannt hatte, so äußerte sich auch Elise v. d. Recke, die mehrfach mit Christiane zusammen gewesen war, über sie in günstigem und wohltuendem Sinne. Sie schrieb an Johanna Schopenhauer am 3. Juli 1816: „Mit schmerzhafter Rührung, liebe Teure, habe ich Ihre Darstellung der traurigen Verlassenheit der guten Goethe, in ihrem schreckhaften Todeskampfe, gelesen. Wahrlich, diese gutmütige Frau hätte wohl verdient, daß dankbare Herzen ihren letzten bittern Kampf erleichtert, und die unter furchtbaren Krämpfen Sterbende nicht verlassen hätten. Im Leben tat sie vielen wohl! und aus meiner Erfahrung weiß ich es, daß das Bewußtsein uns

bei heftigen Krämpfen, und todesähnlichen Erstarrungen bleibt ..... Der furchtbare Tod der noch im Grabe verfolgten Goethe hat mich schmerzhaft erschüttert! Sie haben Recht, teure Frau! Die im Leben auf einer Seite so glückliche — im Sterben aber höchst unglückliche Goethe hatte doch viele guten Seiten! Warum richten die Menschen denn immer ihre Blicke nur auf die Fehler der andern, statt diese nur stille für sich als Warnungen zu betrachten, die uns vor Fehlern schützen? — Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, immer so, daß ich mir es wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte, ‚Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe'. — Die Frau, welche von ihrem Gatten ein solches Zeugnis erhält, über deren Fehler werden alle diejenigen, welche den Gatten schätzen, einen Schleier zu werfen suchen. Wir, liebe Teure! wir wollen immer der guten Seiten der Verstorbenen gedenken, und ihre Schwächen in Vergessenheit zu bringen uns bemühen!"

Goethe selbst, der nicht nur im Augenblick durch das schmerzliche Ereignis betäubt war, der z. B. am 26. Juni 1817 schrieb: „Das vorige Jahr war eins der ungünstigsten meines Lebens, dessen Folgen ich noch kaum verwinde" und der, wie Frau von Knebel 4 Jahre später berichtete, noch immer den Verlust nicht verschmerzen konnte, widmete ihr, die 27 Jahre an seiner Seite gelebt hatte, folgende Verse, die sein volles Glück und sein tiefes Leid ausdrücken:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch düstre Wolken zu scheinen,
Der einz'ge Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Bei einem Überblick über dies Leben kann man nicht leicht zu einem Gesamturteil gelangen. So viel steht fest: die höhere Bildung ging Christiane von ihrem mangelnden Jugendunterricht her ab und sie suchte die Lücken ihres Wissens, oder wie andere sagen, ihrer völligen Unbildung nicht durch ein systematisches Lernen auszufüllen.

Sie war lebenslustig und heiter. Diese Heiterkeit paßte vortrefflich zu dem ernsten, beschäftigten Manne, der nach Niemers Zeugnis einmal gesagt haben soll: „Ein ernsthafter Mann ist nicht übel daran mit einer lustigen Frau"; sie erfreute ihn mehr, als daß sie ihn störte, wenn auch der überschäumende Frohsinn ihn gelegentlich belästigte. Die Lebenslust verführte sie zu einer Art Tanzwut und, wie es scheint, in den letzten Jahren zu einer übermäßigen Liebe zu geistigen Getränken, die, ohne ihrer Weiblichkeit zu schaden, ihre Gesundheit untergrub, gewiß aber niemals so weit ausartete, daß sie sie zu einem Scheusal machte.

Der Umstand, der ihrem Andenken am meisten geschadet hat, ist der, daß sie sich Goethe hingab ohne kirchliche und gesetzliche Sanktion, ja ohne daß sie wissen konnte, ob sie nicht einfach von ihm fortgeschickt werden würde. Wäre sie nach ihrer Entehrung sitzen gelassen worden, so hätte sie von denselben feinen Damen Unterstützung oder Ausdrücke des Mitleids erhalten, die nun darüber die Nase rümpften, daß sie es wagte, bei Goethe auszuharren. Jene stolzen Tadlerinnen, ebenso wie ihre Gefolgsippe der späteren Zeiten, vergaßen und vergessen bei diesen Vorwürfen nur völlig, daß gar nicht sie, sondern Goethe die größere oder einzige Schuld trägt nicht die Schuld, daß er das Mädchen nahm, sondern daß er so lange zögerte, ihr eine würdige Stellung zu geben. Dieses Verharren in irregulären Verhältnissen tat Gothe gewiß manchmal leid. Freilich findet sich einmal eine Beschönigung eines solchen Verfahrens. Dem Freunde, Knebel, der ähnlich wie Goethe gehandelt hatte, schrieb er nämlich: „Zu der Bestätigung Deines häuslichen Glücks durch die gesetzlichen Formen empfange hier abermals meine besten Wünsche. Es ist freilich so um vieles sicherer, als wenn man erst seine Zufriedenheit von den Formen erwarten soll".

Aber er, der im allgemeinen das Nutzlose der Reue einsah, gab am 7. November 1821 eine Art Prosakommentar zu den Begleitversen des Werther: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach.“ Ein jüngerer Freund nämlich, K. E. Schubarth, hatte dem Meister mitgeteilt, er werde bald heiraten, obgleich er es für erlaubt hielte, sich antik zu bewegen und wohl geneigt wäre, das Beispiel nachzuahmen, das Goethe gegeben, wenn er nicht eben als Untergeordneter die gewöhnlichen Wege zu gehen sich verpflichtet fühlte. Goethe antwortete darauf: „Zuvörderst aber will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend einhergehen und doch zugleich mit uns selbst, mit anderen und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden.“

Der zweite Vorwurf, der gegen Christiane erhoben wurde, ist der, sie sei des Mannes, dessen Namen sie später trug, unwürdig gewesen. Zur Begründung solcher Anklagen wurden nicht nur die sattsam hervorgehobenen ihrer übermäßigen Tanzlust und Trunksucht laut, sondern auch die, sie habe durch unverständiges Betragen Goethes Gesundheit geschädigt und seinen Ruf untergraben. Zum Sprachrohr solcher Anklagen machte sich Riemer. Als sie 1805 sehr vorsichtig in der Auswahl von Goethes Nahrung sein mußte, schrieb er: „Aber lange wird es wohl nicht dauern; denn der Hausgeist wird ihm wohl so lange zureden, daß der Tee ihn schwäche und er etwas Ordentliches essen müsse, wie wir es schon erlebt haben.“ Oder er redet entrüstet über ihre Tanzlust (1814): „Goethes tanzlustige Damen werden heute nach Jena gekommen sein, denn sie ziehen wie die Geier und Raben immer der Armee nach. Das ist ein

wahres Schlaraffenleben, das dieſe führen: vielleicht die einzigen in Deutſchland, denen es wohl iſt."

Zu der Unwürdigkeit, die ihr ſchuld gegeben wird, gehört aber auch ihre ſittliche Inferiorität. Hier tritt Charlotte von Schiller als Wortführerin auf. Sie meldet ihrer vertrauten Korreſpondentin, der Prinzeſſin Karoline (am 30. Juni 1811 folgendes): „Ich muß Ihnen doch auch berichten, wie klug der Meiſter iſt. Da er einmal ſeine dicke Hälfte im Bad mit ſich hatte, ſo empfahl er ſie der Obhut der Frau v. Reck, der berühmten nämlich. Dieſe und ihre Nichte, die Fürſtin Hohenzollern, haben ſie protegiert und an alle öffentlichen Plätze eingeführt. Unter dieſer Ägide iſt ihr Anſehen und Ruf trefflich geblieben, und der Meiſter weiß ſeine Freude zu brauchen. Jetzt hat ſie hier keine brillante Bekanntſchaft und ging neulich mit einem ruſſiſchen Courier und Sekretär, der überhaupt der Cicisbeo iſt, während der Mann bei der Geſellſchaft war, auf dem Schießplatz. Seinetwegen würden wir ſie gut aufnehmen, verſteht ſich, wenn ſie ſich aber ſelbſt ihren Platz in der Geſellſchaft ſucht, wer kann das hindern? Wenn er nur nicht gekränkt wird. Das iſt Alles, was wir wünſchen können."

Von derſelben Anklägerin wird einmal auch geradezu der Name eines ſonſt unbekannten Mannes, des Ruſſen Lewandofsky, genannt. Auch gegen ſolche Inſinuationen iſt die Abwehr leicht, ohne daß man ſich irgendwelcher apologetiſchen Tendenz hinzugeben braucht. Die Frau, die in die gute Geſellſchaft nicht völlig aufgenommen wurde, die zu indolent war, um beſtändig für Anerkennung ihrer Rechte zu kämpfen, die Frau, die, ohne alle Vorgänge des Liebeslebens ihres Gatten zu kennen, doch von gar manchen ſeiner Galanterien wußte und ſie verzieh, beſuchte, ohne damit ein Vergeltungsrecht üben zu wollen, gern in Begleitung anderer, da ihr Gatte mit ihr zu gehen weder Zeit noch Luſt hatte, öffentliche Vergnügungsſtätten und erluſtigte ſich dort mit Perſonen, die vielleicht minderwertig waren. Aus dieſer Tatſache aber, daß ſich gleich mit gleich geſellte, eine Angeklageakte zu ſchmieden, geht nicht an. Einer lebensluſtigen Frau aus dem

Umſtande, daß ſie mit tanzgewandten Gefährten zu Bällen geht, einen Strick zu drehen, iſt nur das Gebaren böſer Klatſchmäuler, die jeden harmloſen Verkehr zu einem Sittlichkeitsverbrechen ſtempeln. Dann könnte man ebenſogut aus dem naiven Geplauder der guten Chriſtiane mit Nikolaus Meyer, einem dichteriſch beanlagten jungen Mediziner, der eine Zeitlang in Weimar lebte, und zu den Vertrauten des Goetheſchen Hauſes gehörte, aus ihren vertraulichen Äußerungen und Freundſchaftsverſicherungen, aus den Sehnſuchtsgeſtändniſſen, das Vergehen eines unerlaubten Umganges formulieren.

Der ungerechtfertigtſte Vorwurf gegen Chriſtiane iſt aber der, daß ſie Goethe geiſtig herabgedrückt, daß der Dichter durch das beſtändige Zuſammenleben mit einem inferioren Weſen ſeinem Genius geſchadet, daß er durch das offene Zurſchautragen einer freien Liebe ſchweres Ärgernis gegeben und daß er ſich ſelbſt um die Wonne einer harmoniſchen Gemeinſchaft mit einer ebenbürtigen Frau gebracht habe. Solchen Anklagen könnte man zunächſt die landläufige Bemerkung entgegenhalten, daß einem ſo hochſtehenden Genius manches erlaubt ſei, was einem gewöhnlichen Menſchen verſagt iſt. Freilich kommt man damit nicht weit; denn man könnte trotz aller Vorrechte, die man dem Genius einräumt, auch auf die größere, ihm als dem Höherſtehenden notwendige Verpflichtung hinweiſen, die er der Menſchheit, namentlich deren ſchwächeren Teile ſchuldig iſt, und es wäre leicht auseinanderzuſetzen, daß, je höher einer in der Stufenleiter der Weſen ſteht, er um ſo mehr verpflichtet iſt, die Sittengeſetze zu wahren und durch ſein erlauchtes Beiſpiel für Andere zu heiligen.

Völlig unbegründet aber iſt der Vorwurf, daß Goethe durch das Zuſammenleben mit Chriſtiane ſeinem Genius geſchadet hat. Dieſe Anklage ſteht auf derſelben Stufe wie der törichte Vorwurf, Goethe habe durch ſein Leben, durch das tolle, luſtige Treiben der zwölf erſten Weimarer Jahre ſich heruntergebracht. Wie man bei dieſer letzteren Beſchuldigung Egmont, Iphigenie, die erſten Faſſungen des Taſſo und Wilhelm Meiſter überſieht oder als nichts achtet,

als genügten dieſe Werke nicht, um den Ruhm eines ganzen Menſchenlebens zu begründen, geſchweige den eines Jahrzehnts, — ſo ſprechen die wunderbaren Erotica und der Taſſo, die in den Flittermonaten entſtanden, die wiſſenſchaftlichen Glanzleiſtungen der erſten, voll beglückten Jahre, die Balladen, Xenien, Fauſt und Wilhelm Meiſter in den nächſtfolgenden Zeiten laut genug dafür, daß gerade in der Zeit, in der die Nörgler Goethe ganz in den Banden Chriſtianens verſtrickt wähnen, die herrlichſten Produktionen entſtanden ſind.

Und ſo wird man zu folgendem Schlußurteil gelangen: Es war ein Zuſammenleben, das unſere Teilnahme fordert und unſere Achtung. Gewiß war Goethe kein Muſterehemann und Chriſtiane nicht das Urbild einer deutſchen Hausfrau. Aber ſie ſteht gereinigt da von all den Fehlern und Schlacken, die Böswilligkeit und Klatſchſucht der Zeitgenoſſen, beſonders der weiblichen, auf ſie warfen und ſie darf als die bezeichnet werden, die Goethe alles das gewährte, was er von einem Weibe verlangte und bedurfte.

Wie ſie in Wirklichkeit war, das geht am beſten aus folgender Äußerung von Frau von Knebel hervor, die ſie 1820 einer ganz unbeteiligten Frau gegenüber tat. Schon der Umſtand, daß die Berichterſtatterin den Weimarer Verhältniſſen völlig fern ſtand, auch nicht etwa Schriftſtellerin war und nicht in dem Verdacht ſtehen konnte, das Gehörte anderen mitzuteilen, ſtempeln dieſes Dokument zu einem höchſt wichtigen. Gegen ſeine Glaubwürdigkeit könnte man allenfalls einwenden, daß Frau v. Knebel ſich in der gleichen Lage befand wie Chriſtiane, d. h. daß auch ſie längere Zeit als Geliebte mit ihrem ſpäteren Gatten zuſammengelebt und ihn erſt nach der Geburt eines Sohnes geheiratet hatte. Doch hieße das die Zweifelſucht zu weit treiben und ſo darf man in der Tat dieſen Äußerungen das unbedingteſte Zutrauen entgegenbringen.

Die Mitteilungen von Frau von Knebel lauten ſo:

„Die Frau iſt ſehr beneidet worden und deshalb viel angefeindet und verleumdet". Sie habe einen vortrefflichen Charakter, das

beſte Herz gehabt, ſo daß alle überzeugt wären, daß Goethe nach ſeiner Eigentümlichkeit nie eine paſſendere Frau für ſich hätte finden können, daß ihr ganzes Leben nur ihm geweiht geweſen ſei, daß ſie ihm gegenüber nie an ſich ſelbſt gedacht, ſondern immer nur bemüht geweſen ſei, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte ſie eine ſehr heitere Laune, verſtand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn ſo genau, daß ſie immer wußte, welchen Ton ſie anſchlagen mußte, um wohltuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine ſehr gebildete Frau, aber ſie hatte ſehr vielen natürlichen, hellen Verſtand. Goethe hat uns oft geſagt, daß, wenn er mit einer Sache in ſeinem Geiſte beſchäftigt wäre und die Ideen zu ſtark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und er ſelbſt ſich nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erſtaunen müßte, wie ſie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wiſſe und er ihr in dieſer Beziehung wohl Manches verdanke."

Und man darf auf Chriſtiane den Ausſpruch anwenden, den Goethe in den Tagen ſeiner offiziellen Vermählung gelegentlich einmal gebrauchte: „Was echt iſt, muß ſich eben in einem ſolchen Läuterfeuer bewähren."

2. Auguſt, Ottilie, die Enkel.

I.

Auguſt. 1789—1816.

Julius Auguſt von Goethe wurde am 25. Dezember 1789 geboren. Die erſte Erwähnung des Knaben, der der Pathe des Herzogs war und deſſen Namen erhielt, findet ſich in den Briefen unter dem 6. Januar 1790: „Mit Vergünſtigung der Göttin Lucina hat man auch der Liebe wieder zu pflegen angefangen. Der kleine Pathe wird mager, die Frauen ſagen aber, bei dieſer Diät geſchehe es ſo; bis in die zwölfte Woche müſſe man Geduld haben."

Bei der Geburt Auguſts gab es in Weimar furchtbaren Lärm. Karoline von Dachröden, die Braut Wilhelms von Humboldt, die damals in Weimar lebte, und an Goethes Geiſt, Offenheit und Herzlichkeit, ſobald ſie mit ihm allein war, die größte Freude hatte, meldete ihrem Bräutigam am 19. Dezember 1790: „Die Weimaraner plagen und ſchrauben ihn auf. Was für ein Lärm über das Kind iſt, iſt unglaublich. Die regierende Herzogin iſt indelikat genug geweſen ihm ſagen zu laſſen, ſie fände es ſonderbar, daß er ihr ſein Kind alle Tage vor der Naſe herumtragen laſſe." Man kann dieſe Meldung, an deren Authentizität man zweifeln muß (ſ. oben S. 23) nur mit der Bemerkung der Schreiberin begleiten: „wie albern!"

Eine ins einzelne gehende Biographie des Knaben läßt ſich nicht ſchreiben, da die Weimarer Jugendgenoſſen nichts, die älteren Hausfreunde wenig von ihm erwähnen; die genaueren Notizen, die wir über ihn beſitzen, gehören der ſpäteren Zeit ſeines Lebens an. Für die Jugendzeit ſind wir auf das Tagebuch des Vaters angewieſen, das über den Knaben mehr als lakoniſch iſt, während es ſpäter über die Enkel ſich einer höchſt wünſchenswerten Ausführlichkeit befleißigt, ſodann auf Goethes Briefe, die mancherlei enthalten, endlich auf die wenigen Berichte der Zeitgenoſſen, von denen freilich einzelne in das Gebiet des Klatſches verwieſen werden müſſen.

Das Verhältnis zwiſchen Vater und Kind war ein außerordentlich zärtliches. Dies geht zwar weniger aus Ausdrücken des Vaters

ſelbſt hervor, denn in ſolchen war er ſparſam, wohl aber aus Erzählungen anderer. So berichtete z. B. Wilhelm von Humboldt an ſeine Gattin (Frühſommer 1795): „Als wir geſtern ankamen, kam der Auguſt Goethen entgegengeſprungen und Du hätteſt nur ſehen ſollen, wie der Junge ſo lieb tat mit ſeiner heftigen Zärtlichkeit und der alte Goethe ſo herzlich froh dabei war."

In demſelben Jahre unternahm Auguſt die erſte Reiſe mit dem Vater und zwar nach Ilmenau. Für die frühe Entwicklung des 6jährigen Knaben ſind die Berichte des Vaters ein ſehr rühmliches Zeugnis (29. Auguſt 1795): „Ich behalte den Kleinen bei mir, er iſt ſo artig als ſich nur denken läßt. Er hat ſchon vieles geſehen: den Schacht, das Pochwerk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden und überall hat er etwas mitgenommen und ſpricht gar artig von den Sachen. Dann hält er ſich zu allen Leuten und iſt ſchon überall bekannt. Hier ſchickt er Dir einen weißen Pfefferkuchen, den er ſelbſt gern gegeſſen hätte. . . . Guſtel grüßt Dich recht ſchön, er ſitzt eben auf dem Canapee, ich habe ihn ausgezogen und wir ſind die beſten Freunde."

Eine zweite Reiſe mit dem Knaben, wiederum nach Ilmenau war nicht ganz ſo friedlich; der Aufenthalt im Wirtshauſe war ungemütlich und auch die Lebhaftigkeit des Knaben war ſtörend, ſo daß der Vater bemerken mußte: „Noch wills mir nicht recht behagen, denn der Kleine, ſo artig er auch iſt, läßt mich die Nächte nicht ruhig ſchlafen und morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren, denn ich habe noch nicht das Mindeſte tun können." Nach dem Umzuge zum Oberforſtmeiſter von Fritſch wurde es angenehmer: „Der Kleine iſt ſehr vergnügt und findet den ganzen Tag etwas zu ſchreiben und zu ſpielen; Bergrats Fritz, der nun auch ſein Nachbar iſt, iſt nun auch geſetzter und verſtändiger geworden."

Im Jahre 1797 begann der Unterricht Auguſts durch einen jungen, den Schülerjahren kaum entwachſenen Menſchen namens Eiſert. Goethe berichtete ſeinem jungen Freunde Fritz von Stein

(12. August 1797): „August ist recht hübsch und artig geworden, jetzt wird er unter Herr Prof. Käſtners Aufſicht von einem jungen Eiſert unterrichtet." Dieſer Unterricht wurde jedoch bald unterbrochen. Der Knabe begleitete ſeine Eltern nach Frankfurt, benahm ſich dort recht wacker, hatte aber bei ſeiner Rückkehr nach Weimar manches Unwohlſein zu beſtehen, ſo daß der Vater nach Weimar die Mahnung ſchickte, nachdem er gehört, der Kleine ſei wieder auf gutem Wege: „Herr Eiſert mag auch in Abſicht aufs Lernen mit ihm nur ſpielen und die Zeit hinzubringen ſuchen, damit er bald wieder zu Kräften komme."

In dieſen erſten Zeiten des Unterrichts ſcheint Auguſt, ſo ſeltſam dies auch bei dem jugendlichen Alter des Zöglings erſcheint, nicht in des Vaters Hauſe gelebt zu haben. Wahrſcheinlich war er wie ſein Präzeptor ſelbſt in Penſion bei dem genannten Prof. Käſtner. Dies geht aus einer Briefſtelle an J. H. Meyer hervor (3. März 1799): „Wollte ich Eiſert und Auguſt ins Haus nehmen, ſo könnte das entweder geſchehen, daß ich das Nachbarhäuschen kaufte, oder die Seite des Muſeums einrichten ließe, indem ich eine Treppe von drüben herauf breche."

Mit der Entwicklung des Knaben war der Vater zufrieden und äußerte ſich darüber, wie über die Erziehungspläne, die er mit ihm hatte, folgendermaßen (an Knebel 17. September 1799):

„Mein Auguſt wächſt und hat zu gewiſſen Dingen viel Geſchick, zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem was angeſchaut werden muß, ſo wie er auch ein ſehr gutes Gedächtnis hat. Meine einzige Sorge iſt bloß, das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt und alles was er lernt, ihn gründlich erlernen zu laſſen. Unſere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach ſo viel Seiten hin und iſt ſchuld an ſo viel falſchen Richtungen die wir an Erwachſenen bemerken."

Einige Jahre ſpäter begleitete Auguſt den Vater (1801) nach Pyrmont und Göttingen, wo das frühreife Kind die Profeſſoren mitbeſuchte und ein lebhaftes Intereſſe für Naturwiſſenſchaft zeigte. Der Vater ſchrieb 31. Juli 1801: „Auguſt hat ſeine Glückſeligkeit

an Versteinerungen, die er auf einem nahegelegenen Berge aufsucht. Auch hat er angefangen Schach zu lernen und es geht schon ganz artig damit."

Auch nach Kassel wurde er mitgenommen, wo er in seiner Art am Genuß der Kunst- und Naturwerke teilnahm.

Schon vor der Göttinger Reise hatte August von dem Vater das Album empfangen, dessen Inschriften neuerdings abgedruckt worden sind. Der Vater, der auch später noch zweimal Verse hineinschrieb, gleichsam um das etwas schlapp gewordene Schifflein wieder flott zu machen, hatte das Stammbuch mit den herrlichen Zeilen eröffnet:

Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund' und Gespielen,
Reich' es dem Eilenden hin, der sich vorüberbewegt.
Der des freundlichen Worts, des Namens Gabe dir spendet
Häufet edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

Schiller, Wieland und Herder hatten sich gleichfalls eingeschrieben; nun auf der Reise erhielt das Stammbuch die Weihe auswärtiger Freunde, indem Blumenbach, Sartorius, Hoffmann, Hugo, Meiners und andere Zierden der Georgia Augusta ihre Namen unter bedeutungsvolle Inschriften setzten.

August folgte der väterlichen Weisung und legte sein Buch den bedeutenden Männern Weimars und allen denen vor, denen er auf seinen Reisen begegnete. Von Weimarer Gönnern sind Günther, Fernow, H. Meyer, Knebel, Riemer, Bertuch vertreten. Von vorübereilenden Fremden, Gelehrten, jungen oder älteren Dichtern, Professoren aus Jena und Halle, seien folgende genannt, die wenigstens einige Blüten aus dem großen Kranze darstellen: F. A. Wolf, W. von Humboldt, Chladni, Denon, Leo von Seckendorf, J. L. Stoll, F. H. Jacobi, Hegel, Fichte, Schleiermacher, Werner. Einen ziemlich breiten Raum nehmen Gespielen und Freunde ein, von denen nur H. Voß, der junge August von Staël, die Brüder Ernst und Karl von Schiller, C. G. Berger, C. von Holtei hervorgehoben sein mögen. Auch in Frankfurt wurde das Buch fleißig

Auguſt
Ölbild von E. Grünler
(Goethenationalmuſeum in Weimar)

präsentiert: Außer der Großmutter und den Mitgliedern der Familie Stock trifft man auf die Namen: J. von Schwartzkopf, M. Bethmann, Philipp N. Schmidt, Schlosser, Willemer und Marianne Jung, sowie die der Jugendfreunde des Vaters, Horn, Riese, Moors.

Die meisten dieser Inschriften, Prosa und Poesie, beziehen sich weniger direkt auf den Sohn, enthalten vielmehr Sprüche und Betrachtungen allgemeinen Inhalts, geben Hinweise auf den Vater, sprechen gute Wünsche aus. Wenige prophezeiten dem Jüngling eine große Zukunft, wie der Bremer Nikolaus Meyer mit seinen Versen:

Du wirst dem Adler gleich zur Sonne fliegen,
Dich groß auf ihren Strahlen wiegen.

Grausam war nur der Spruch eines französischen Beamten 1807, der die Lehre verkündete, die sich ja auch bei August bewährte: „Selten zählen die Söhne eines großen Mannes in der Nachwelt."

Es ist fraglich, ob August erst nach Professor Meyers Wegzug wieder in das väterliche Haus kam; sicher ist es, daß er dessen Zimmer bezog und nun so glücklich war, seine Naturaliensammlung ordentlich ausbreiten zu können. „Er ist noch immer passioniert für dieses Fach, und ich bin neugierig, ob er einmal Ernst aus diesem Spiele machen wird." Außerdem jedoch studierte er römische Antiquitäten, wie aus einer gelegentlichen Notiz des Vaters an Wilhelm von Humboldt (27. Januar 1803) hervorgeht; doch wendete er sich in Jena, wo er einige Tage mit dem Vater zubrachte, wieder der Mineralogie zu.

14 Jahre alt war der Knabe geworden, hatte mancherlei gelernt und noch mehr gesehen, aber einen wirklich systematischen Unterricht noch kaum erhalten. Da brachte ein günstiger Zufall ihm Hilfe. Riemer kam nach Weimar und ins Goethesche Haus, so daß Goethe an F. A. Wolf melden konnte: „Herr Riemer, der mit Herrn Prof. Fernow aus Rom gekommen, hat sich entschlossen, diesen Winter bei uns zu bleiben und besonders den Unterricht meines Knaben im Griechischen und Lateinischen über sich zu

nehmen. Sie kennen den lebhaften Knaben und wiſſen, daß es mit ſeiner Kenntnis der alten Sprachen nicht ſonderlich ausſah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich geborgen zu ſein."

Im Jahre 1802 kam es zu einem Auftreten Auguſts, das ein unliebſames Aufſehen machte. Darüber berichtet Sophie von Schardt ihrem Neffen Fritz von Stein: „Ferner gibt's Redouten, wo man der Herzogin gratuliert: ein Kind der Liebe ſtellte den Amor dar, der der Herzogin Verſe brachte. Die Leute ſagen, das ſei unrecht geweſen, ein Kind der Liebe hätte nicht dürfen als Amor unter honetten Leuten erſcheinen. Der arme Wurm wird doch nicht dem berühmten Edmund, dem Sohn des King Lear nachſchlagen, er iſt ein gutes Kindel."

Dasſelbe Jahr brachte auch den erſten ernſten Lebensakt, die Konfirmation. Kurz bevor dieſe ſtattfand, unternahm es der Vater, den Sohn legitimieren zu laſſen. Dies geſchah in folgendem, ſehr merkwürdigen Schreiben an den Herzog Karl Auguſt: „Ich habe einen natürlichen Sohn Auguſt, deſſen Wohlfahrt ich auch in Anſehung ſeiner bürgerlichen Exiſtenz in Zukunft gern ſichern möchte. In dieſer Betrachtung halte ich mich ſogar verpflichtet, Ew. p. hierdurch untertänigſt zu bitten, denſelben propter natales mit einem Legitimations-Decret zu begnadigen. Höchſtdieſelben werden dadurch eines jungen Menſchen Glück auf die Zukunft beſtätigen, und die tiefſte Dankerkenntlichkeit von neuem beleben, in welcher ich mich ehrerbietigſt unterſchreibe."

Auguſts Konfirmation, nicht durch Herder, wie man aus dem folgenden Brief ſchließen ſollte, ſondern durch Konſiſtorialrat Günther, fand am 13. Juni 1802 ſtatt, freilich zu einem ungewöhnlich frühen Termin, da der Knabe das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. „Du willſt, verehrter alter Freund," ſo hatte Goethe an Herder am 26. April 1802 geſchrieben, „die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die chriſtliche Verſammlung einzuführen, auf eine liberalere Weiſe als das Herkommen vorſchreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich, daß er dem für Kinder immer

apprehenſiven Schritt an Deiner Hand auf eine Weiſe macht, die mit ſeiner gegenwärtigen Bildung zuſammentrifft. Er wird ſich Dir mit ſeinem Lehrer nächſtens vorſtellen, empfange ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkſt." Nach dem geſchehenen Schritt dankte der Vater mit folgenden Worten: „Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der Du das geſtrige Geſchäft vollbracht haſt und empfehle Dir den Knaben auch für die Zukunft."

Aus welchem Grunde Herder die heilige Handlung ſelbſt nicht vornahm, wird nicht recht klar. Da Goethe ſich ſpäter, wie eben gezeigt wurde, für ſeine Mithilfe bedankte, ſo kann er ſich unmöglich ablehnend verhalten haben. Vielleicht wollte er daher nur als erſter Geiſtlicher des Landes vermeiden, bei einer ſolchen Gelegenheit öffentlich aufzutreten. Allerdings ſcheint, im Gegenſatz zu der faſt väterlichen, überaus zärtlichen Geſinnung, die Goethe den Herderſchen Kindern bewies, Herder dem Goetheſchen Sprößling nicht in gleicher Weiſe entgegengetreten zu ſein. Beweis dafür iſt das ſchnöde Wort, das der Geiſtliche bei ſeinem letzten Zuſammentreffen mit dem Dichter nach einem großen Lobe von deſſen Drama „Eugenie" geſagt haben ſoll: „Deine natürliche Tochter gefällt mir beſſer als Dein natürlicher Sohn."

Bei ſeinen Äußerungen über die Konfirmation mag Goethe die Art und Weiſe im Auge gehabt haben, wie Herder bei der Einführung des Erbprinzen in die chriſtliche Gemeinſchaft vorgegangen war. Darüber berichtete Sophie von Schardt an Karl von Stein (1799): „Ich glaube, es iſt die erſte Konfirmation in Deutſchland dieſer Art. Er ſagte nichts vom Sündenfall, von der Erbſünde, von der Gottheit Chriſti, von ſeiner Erlöſung — als Genugtuung nämlich — er hat ſein Zeitalter erlöſet und unmittelbar auch uns vom Joch des Aberglaubens, der Vorurteile, vom Teufel, d. h. vom falſchen Begriff von ihm, er hat ſie erlöſet durch die reine, ſchöne Moral, die er lehrte, er iſt geſtorben wie ein heiliger Weiſer um der Wahrheit und Tugend willen. Herder ſagte nichts von den Leiden am Kreuz, nichts von der Auferſtehung, Himmelfahrt, jüng-

ſtem Tag, nichts von der Dreieinigkeit: laß das lieber fallen, was wir immer nur ſchwankend bekennen, wenn wir denken, um das zu halten, was ewige Wahrheit bleibt."

Auguſt gewöhnte ſich an ſeinen neuen Lehrer Riemer ſo, „daß er nicht geneigt war, für ſich allein etwas zu leiſten". Dadurch kam es, daß dem Kinde bei aller Anerkennung des Lehrers kein unbedingt günſtiges Zeugnis ausgeſtellt werden konnte, der Vater vielmehr bekannte, daß er mehr Neigung zum Gegenſtande als zum Ausdruck habe (1804).

Ein wirklich methodiſcher Unterricht wurde ſodann dadurch gehindert, daß der Knabe mehrfach von Weimar abweſend war. Er war 1805 in Frankfurt, wo er luſtig und in Freuden lebte, aber mehr das Leben als das Wiſſen kennen lernte. Der Vater jedoch hielt dieſe Weltkenntnis für beinahe ebenſo nötig als das Eindringen in die Wiſſenſchaft, ſo daß er froh von dieſem Ausfluge bemerkte: „Dieſer erſte Verſuch in die Welt hineinzuſehen iſt ihm ſo gut gelungen, daß ich für ſeine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünſche, daß er auch heiter und froh in ein ernſteres Alter hinüber gehe."

Auf dieſer Reiſe wurden die innigen Beziehungen zur Großmutter gefeſtigt. Auguſt war von früh an ihr Herzblatt. Sie zeigte ihre Neigung durch zahlloſe Geſchenke und war, wie eine richtige Großmutter, von jedem Zeichen ſeiner geiſtigen Entwicklung hoch beglückt. Sie, die zwar keine kunſtmäßige Briefſchreiberin war, die ſich trotz ihrer zahlreichen Briefe über ihre Tintenſcheu und Schreibunluſt beklagte, und die doch mit einer ſolchen Lebendigkeit zu ſchildern wußte, daß man Menſchen und Dinge leibhaftig vor ſich ſah, war ſchon früh völlig enthuſiasmiert von der Klarheit und Regelmäßigkeit ſeiner Aufzeichnungen, in denen er ſich, der Großmutter zuliebe, ſchon als Knabe verſuchte.

Bei ſeinem Frankfurter Aufenthalt 1805 erkannten ihn die alten Freunde des Vaters an ſeinen Augen, und die Großmutter war voll begeiſterter Anerkennung für ihn. Dieſe äußerte ſich gleich nach ſeiner Ankunft (8. April): „Das war geſtern als ich um 9 Uhr

abends nach Hauſe kam eine gar liebliche Erſcheinung, ich erkannte ihn nicht, er iſt ſehr groß und ſehr hübſch geworden — ganz erſtaunt ſtand ich da, als er mir den ſo lieben Namen nannte. — Er ſchläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es ſoll ihm wohl bei mir werden — wollen ſehen wie wir ihm die Zeit verkürzen — erſtlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf 18 Vorſtellungen Meßabonnement abonniert — zweitens hat die Großmutter ein ziemliches Talent im ſchwatzen, das ſoll ihn aufheitern".

Dieſe ihre Zufriedenheit beſtätigte ſie bei dem Weggang des Reiſenden durch folgendes originelle Zeugnis: „Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit dieſem Brief, daß Vorzeiger dieſes, Julius Auguſt v. Goethe, ſich während ſeines hieſigen Aufenthaltes brav und muſterhaft aufgeführt, ſo daß es das Anſehn hat, als habe er den Ring im Mährchen „Nathan des Weiſen" durch Erbſchaft an ſich gebracht, der den, der ihn beſitzt, angenehm macht vor Gott und Menſchen — daß dies bei oben erwähnten Julius Auguſt von Goethe der Fall iſt, beſtätigt hiermit Seine ihn

Liebende Großmutter
Eliſabeth Goethe."

Beſonders im Stock'ſchen Hauſe wurde er herzlich aufgenommen — Frau Stock ſei ganz verliebt in ihn, meldete die Großmutter — und als er fort war, wanderte ſein Album von Hand zu Hand, um mit mannigfachen Inſchriften beſchwert nach Weimar zurückzukehren.

Noch in demſelben Jahre begleitete er den Vater nach Helmſtedt, war luſtig und guter Dinge, „ſtreitet ſich mit Wolf und macht uns oft zu lachen". Am 28. Auguſt wurde er nach Hauſe geſchickt mit dem Zeugnis, daß er ſich gut betragen und die ganze Reiſe erheitert habe.

Auch in dem bewegten Jahre 1806 war eine größere Reiſe für ihn geplant. Es war der Gedanke aufgetaucht, ihn nach Berlin zu ſenden, und lange Verhandlungen mit Zelter beweiſen den Ernſt

dieſer Abſicht. Aber die ſchweren Zeiten, die über Weimar hereinbrachen, hinderten die Ausführung dieſes Planes.

Vom pädagogiſchen Standpunkte aus kann man dieſe beſtändige Unterbrechung des Unterrichts gewiß tadelnswert finden. Zur Erklärung der vielfachen Reiſen muß aber darauf hingewieſen werden, daß nicht etwa die Luſt des Vaters beſtimmend war, den Sohn zu zerſtreuen oder an Vergnügungen zu gewöhnen, ſondern das Verlangen, ihm etwas zu verſchaffen, was er, der Vater, ſelbſt ſchmerzlich entbehrt hatte: Bewegungsfreiheit, Fähigkeit, Fremdes mit eigenen Augen zu ſehen, beſonders die Möglichkeit, durch das Betreten großer Städte wie Berlin die Zuſtände der Heimat beſſer zu erkennen und durch einen Vergleich mit großen Verhältniſſen angemeſſener zu beurteilen.

Und ſo hatte der Vater durchaus das Verlangen, nicht einen Gelehrten, ſondern einen jungen Mann auszubilden, der ſpäter im Leben auf eigenen Füßen ſtehen könnte und ſchon frühe ſich ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit bewußt wäre. So berichtet er einmal ganz froh der Gattin (25. Juni 1806): „Auguſt war hier mit ſeinen Geſellen. Es hat mich gefreut zu ſehen, daß es mit ſeinen körperlichen Kräften und ſeinem guten Mut ſo wohl ſteht. Ich habe mich einige Abende recht hübſch mit ihm unterhalten. Sie ſind in allen Bergen und auf allen Schlöſſern herumgezogen, haben Aal in der Triesnitz gegeſſen und die Johannisfeuer haben wir zuſammen von dem Altan des Daches geſehen".

Gerade das iſt in dem Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn ſo eigenartig, daß der erſtere den Knaben in einem Alter, wo er ſonſt meiſt dem Hauslehrer oder Erzieher allein überlaſſen wird, ſelbſt zu prüfen und direkt auf ihn einzuwirken ſucht. Als er den Beſuch des Sohnes in Karlsbad wünſchte (1807), begründete er den Wunſch mit den Worten: „Mir iſt daran gelegen, ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal ſehe, wo es mit ihm hinaus will". Und über den Angekommenen heißt es: „Auguſt iſt glücklich angekommen und freut und verwundert ſich an den ſeltſamen Felſen, warmen Quellen und dergleichen, daß er

ſogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminieren, wobei er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat".

Es wäre von hohem Intereſſe, von Auguſts Stimmung politiſchen Dingen gegenüber, von ſeinem inneren Weſen irgendein Zeugnis zu beſitzen, aber die Quellen verſagen. Selbſt die redſelige Frau Schopenhauer ſchweigt von ihm, immerhin ein Beweis, daß er bei ihren Geſellſchaftsabenden nicht zugegen war. Auch die mannigfachen Erwähnungen der Charlotte von Stein, zu der der kleine Karl von Schiller den ſechsjährigen Spielgefährten gebracht hatte, der ſeitdem ein ſo häufiger Gaſt bei ihr war, laſſen uns keinen Einblick in ſein Inneres tun. Nur ſeine Liebenswürdigkeit wird gerühmt, ſeine kindliche Genäſchigkeit einmal hervorgehoben; „mein kleiner Favorit", heißt er gelegentlich; er iſt der Bote zwiſchen dem Hauſe am Frauenplan und dem ſtillen Witwenſitze.

Ob der frühreife Knabe, ob der Jüngling fähig war, einen Vergleich zwiſchen ſeiner Mutter und dieſer ariſtokratiſchen Dame anzuſtellen, bei der er ſo häufig weilte und ſich zu gefallen ſchien? Ob er von den Beziehungen etwas ahnte, die zwiſchen dieſer Frau und ſeinem Vater länger als ein Jahrzehnt beſtanden? Ob die ſpäte Trauung ſeines Vaters, bei der er nach dem Zeugnis einiger zugegen war, die Umwandlung ſeiner Mutter aus der beſcheiden zurücktretenden Demoiſelle in eine den vornehmſten Schichten angehörige Dame, die, wenn auch vielleicht gegen ihren Willen, den Eintritt in die höchſten Geſellſchaftskreiſe durchſetzte, ihm zu denken gab? Das ſind alles Fragen, auf deren Beantwortung man vergeblich harrt.

Bis 1806 hatten deutſche Knaben und Jünglinge im allgemeinen kein ausgebildetes politiſches Intereſſe beſeſſen oder bekundet. In einem Landſtädtchen wie Weimar vielleicht noch weniger als in den großen Zentren politiſchen Lebens. In die Wirren der Kriegszeit wurde Auguſt frühzeitig eingeweiht. 1806, während der Franzoſenzeit, bewies er einmal Beſonnenheit und Mut, er eroberte ſo berichtete eine junge Künſtlerin, in der Küche des väterlichen

Hauſes eine der gebratenen Enten, die man für die Tafel der franzöſiſchen Offiziere bereitet hatte, brachte ſie auf einen Degen geſpießt, triumphierend in das Speiſezimmer ſeines Vaters und ſang: „Himmel laß meinen Plan gelingen".

Aber ein ſolches Bravourſtückchen beweiſt keinerlei politiſche Geſinnung. Auch aus dem ſpäteren Enthuſiasmus Auguſts für Napoleon, der ihn veranlaßte, alle Arten Reliquien zu ſammeln, die ſich auf ſeinen vergötterten Helden bezogen, laſſen ſich keinerlei Schlüſſe auf die Art ziehen, wie er damals die großen Umwälzungen anſchaute, die ſich in Deutſchland und in ſeiner engeren Heimat vollzogen.

Kurz vor Auguſts Abſchied aus dem Vaterhauſe ereignete ſich eine kleine Szene, die beweiſt, daß der Vater gegen ihn böſe werden konnte. Am 10. November 1807 aß Johanna Schopenhauer mit mehreren anderen bei Goethe. Sie erzählt: „Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Äußern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräuſch ein Glas. Goethe erzählte eben etwas und erſchrak über den Lärm ſo, daß er aufſchrie. Ärgerlich darüber ſah er den Auguſt nur einmal an, aber ſo, daß ich mich wunderte, daß er nicht untern Tiſch fiel".

Kaum 19 Jahre alt, vielſeitig vorgebildet, ohne jedoch jene gründliche Unterweiſung erhalten zu haben, die ein moderner Abiturient als Gepäck mit auf die Hochſchule nimmt, wurde Auguſt auf die Univerſität Heidelberg geſchickt (1808). Er wurde zum Juriſten beſtimmt, dem berühmten Rechtsgelehrten A. F. J. Thibaut beſonders empfohlen. Es war geplant, daß er ſich zwei Jahre in Heidelberg aufhalten und dann das Studium in Jena fortſetzen ſollte. Bevor er die ſchöne Neckarſtadt betrat, machte er in Frankfurt Halt. Bettine Brentano ſollte dafür ſorgen, daß „die väterliche Stadt auch ihm zur Vaterſtadt werde, ſodaß er glaube, ſich mitten unter den Seinen zu befinden".

Auguſt fühlte ſich in Frankfurt ſehr wohl. Die Großmutter war ſelig, ihn zu ſehen.

Nachdem ſie ſchon ziemlich enthuſiaſtiſch ihr Entzücken über ſeine bevorſtehende Ankunft ausgedrückt hatte, gab ſie am Tage ſeiner Abreiſe nach Heidelberg folgende Schilderung ſeines Aufenthaltes: „Hier hat er ſich ſehr beliebt gemacht durch ſeine Lieblichkeit, anſtändiges Betragen, mit einem Wort durch ſein Äußerliches und Innerliches; auch kam er gerade zu einer Zeit, wo manches zu ſehen war, das man vielleicht nie wieder ſieht — z. E. das Feſt das unſere Bürgerliche Offiziere dem Primas gaben, das war — das war ſo geſchmackvoll, ſo ſchön, ſo prächtig — und ſucht ſeinesgleichen. Bethmann verſchaffte ihm ein Billet. Bei unſerm Fürſten hat er neben mir geſpeiſt — der Fürſt trank meines Sohnes Geſundheit und war ganz allerliebſt. Ein großes Vergnügen war das Schauſpiel, da war er alle Abend. Schloſſers, Brentano, Gerning, Leonhardi erzeigten ihm viele Freundſchaft, das angenehmſte Haus mangelte ihm freilich, der gute Schöff Stock lag an einem Gallenfieber ſehr krank darnieder, iſt aber auf der Beſſerung".....

Auch die Freunde, von denen einzelne in der Schilderung der Frau Rat genannt ſind, wetteiferten, ihm Vergnügungen zu bereiten. Über alle dieſe Dinge müſſen ſeine Briefe enthuſiaſtiſch gelautet haben, ſo daß der beglückte Vater ſchrieb: „Sein erſter Eintritt in die Welt iſt ſo glücklich und ſo günſtig, daß man wohl hoffen kann, es werde ſo auch vorwärts gehen".

Dem in Heidelberg eingetroffenen Studioſus wünſchte der Vater jugendliche Geſellen. Er fürchtete, daß er am Anfang zu viel tue und leicht müde werde. Die Mahnungen über ſein Studium wurden von dem in Karlsbad weilenden Vater in einem langen, traulichen, an Auguſts früheren Beſuch Karlsbads anknüpfenden Berichte überſchickt. „Ebenſo lobe ich, daß Du nur wenige Stunden beſuchſt. Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man ſich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächſt, ſo wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Verſuchung, alles abzuſchütteln.

Daß auch Deine Studien einen hiſtoriſchen Gang nehmen, iſt

mir ſehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zuſtände nach und nach auf eine irdiſch menſchliche Weiſe herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, iſt ſo belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf dieſe Weiſe zu ergreifen, antizipiert das Alter und bereitet ſich ein heiteres Leben. Das allgemeine gibt ſich auf dieſem Wege von ſelbſt: denn in dem irdiſchen Kreiſe iſt denn doch alles wiederkehrend.

Daß Du Deiner eigenen Natur nach auf dieſem Wege bleiben wirſt, iſt mir ſehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß Du Dich auf die philoſophiſchen und religioſen Fratzen einlaſſen möchteſt, welche jetzt in Deutſchland ſogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abſtruſen Selbſtdünkel hinausführen. Lebe beſonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel, wo Dich Dein gutes Geſchick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien iſt ohnehin kein Mangel".

Der Jüngling wurde ferner ermahnt, auch an Thibauts Klavierſpiel ſich zu ergötzen, Vorleſungen über Spittlers Geſchichte der europäiſchen Staaten zu beſuchen, wenn ſolche gehalten würden, die herrliche Gegend fleißig zu genießen. Er wurde zu beſonderer Rückſicht gegen die Mutter ermuntert und empfing den Rat: „Vernachläſſige womöglich deine Hand nicht gar zu ſehr. Der Tag iſt lang und wenn Du ein Drittel der Zeit mehr auf einen Brief wendeſt, ſo lieſt ihn Dein Korreſpondent mit Vergnügen, indem er nicht nötig hat, die mühſelige Dechiffrierkunſt anzuwenden".

Zu den merkwürdigen und beachtenswerten pädagogiſchen Vorſchlägen des Vaters gehört auch der folgende: „Schildre mir doch auch gelegentlich die vorzüglichen Perſonen, die Du kennen gelernt, an Lehrern und Lernenden, Jungen und Alten. Beſonders auch bemerke auf Deinen Wallfahrten das Volk der verſchiedenen Provinzen, ihre Geſtalt und Art, ihre Sitten und Betragen. Vergleiche ſie mit denen, die Du ſchon kennſt und bereite Dich auch hierdurch zu einer weitern und breitern Erfahrung."

In demſelben Jahre (1808) beſuchte Auguſt die Mutter, die damals wegen der Erbregulierung der Frau Rat in Frankfurt weilte, und ging dann nach Heidelberg zurück. Dort lebte er froh mit ſeinen Genoſſen, mußte zwar bald den Verluſt des ihm beſonders vertrauten jungen Boie, des ältern Sohnes des bekannten Schriftſtellers, beklagen, gewann aber, wie es ſcheint, Erſatz dafür.

Er führte im ganzen ein fleißiges und ſtilles Leben, wie wenigſtens Heinrich Voß dem beſorgten Vater bezeugte. Freilich, übermäßig ſtill war das Leben nicht; es ließ Raum für eine Studentenliebe (Karoline Schumann), die, wie ſie ein zärtliches Gedicht von dem Jüngling empfangen hatte, ihm auch eine Stammbuchinſchrift weihte. Auch den Künſten blieb er nicht ganz fremd, er lernte z. B. Guitarre ſpielen. Übermäßig ſolide ſcheint er nicht geweſen zu ſein, wenn auch der Onkel Vulpius, der den Neffen mit Lektüre verſorgte und ihm ernſte, ſowie belletriſtiſche Bücher mit charakteriſtiſchen Bemerkungen empfahl, am Ende des Heidelberger Aufenthaltes ſeine Freude ausſprach, „daß der Neffe ſo ſolide werde"; denn nicht nur während ſeines Aufenthaltes machte er Schulden, die der Vater tilgte, „weil doch nichts dabei heraus kommt, wenn man auf Pump lebt", wie die praktiſche Mutter ſchrieb, ſondern am Ende des Studienaufenthalts ergab ſich ein Fehlbetrag von 360 Gulden, eine, wie man zugeben muß, für jene Zeit recht erkleckliche Summe.

Seinen naturwiſſenſchaftlichen Eifer und ſein Intereſſe für die Verhältniſſe ſeines Heimatlandes bekundete er z. B. dadurch, daß er ſich erbot, Mineralogen und Botanikern Mitgliedsdiplome der betreffenden Jenaer Geſellſchaft zu überreichen. Beſonders freundlich war er in den Häuſern der Profeſſoren Thibaut und Voß aufgenommen.

Ganz ungetrübt war indeſſen die Studentenzeit nicht; es fehlte nicht an üblen Launen, an ſchwierigen Verhältniſſen; ſich darin zurecht zu finden, gebot die Mahnung des Vaters. „Laſſe Dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauiſch machen und lerne bei Zeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich iſt, vermitteln ſoll. Es gibt Verhältniſſe genug, mit denen das nicht angeht."

Bei seinem Lehrer war er fleißig, erbat sich halbjährliche Zeugnisse und schickte sie als Probe seines Eifers nach Hause. Er muß damals besonders kräftig ausgesehen haben, worauf sich der folgende Ausspruch des Vaters bezieht: „Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner roten Backen Anfechtung hast, und daß es Leute gibt, die behaupten, solche Farbe sei eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe, Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest."

Während einer Krankheit wurde der Jüngling von seinem Lehrer, der freilich im Kreise der Kommilitonen mit dem etwas respektlosen Beinamen „Schnüffel" belegt wurde, liebevoll und sorglich gepflegt. Kaum genesen, wandte er sich wieder eifrigen Studien zu; über den Studiengang selbst gab der Vater dem bewährten Lehrer die nachfolgende interessante Auseinandersetzung: „Was die Studien des jungen Mannes betrifft, so werden Sie mich höchlich verpflichten, wenn Sie solche nach Maßgabe seines Talentes und Fleißes auch in der Folge dirigieren wollen. Wenn er die Zeit gut anwendet, die er den Studien zu widmen hat, so will ich sie ihm eher verlängern als verkürzen. Je älter man wird, je mehr fühlt man die Kürze der Jahre und sie sind doch auch für die Jugend nicht länger als für das Alter. So bin ich, z. B. das Wiederhören der Pandekten betreffend, gleichfalls der Überzeugung, daß eine Pause dazwischen zu setzen sei. Ein junger Mann, der ein solches bedeutendes Collegium zum zweitenmal hört, muß eigentlich mit Zufriedenheit empfinden, daß er indessen gewachsen ist, und daß er das, was ihm vorher Mühe und Beschwerde verursachte, nunmehr mit Leichtigkeit behandelt."

August trat in eine landsmannschaftliche Verbindung ein und fand mit diesem Schritt die Billigung des Vaters. Aber seines Bleibens in Heidelberg war nicht allzu lange, der ursprünglich beabsichtigte Aufenthalt wurde abgekürzt. Schon nach einem Jahre brach er seine Studien ab, machte von der Erlaubnis zu einer Rheinreise Ge-

brauch und erhielt für diesen Ausflug einen väterlichen Zuschuß und die Reisemahnung: „Was Du übrigens auf diesem Wege siehst und erlebst, das wird Dir für alle Zukunft zu großem Nutzen und Freude gereichen. Nur wünschte ich, daß Du als ein fleißiger Heftschreiber auch ein Reiseheft schriebst, nicht um die Gegenden zu beschreiben, sondern nur von manchen Lokalitäten, Menschen, Gasthöfen, Preisen, gegenwärtigen Zuständen, Gesinnungen usw. eine feste Notiz zu behalten. Dergleichen Aufsätze sind für uns und andre sehr belehrend, und in der Folge, wenn wir wieder an solchen Ort kommen, unschätzbar. Schreibe mir unterwegs ein Wort: denn Posten gehen überall."

Mit kindlichem Gehorsam befolgte der Sohn die väterliche Mahnung und schickte unter dem Titel: „Reisenachrichten" einen 11 Quartseiten starken Bericht. Sie sind zwar in Orthographie und Kalligraphie geeignet, dem väterlichen Wunsche zu genügen, sonst aber „von dem nun Zwanzigjährigen eine bescheidene Leistung". Die paradiesischen Rheingegenden müßten, so sollte man meinen, bei einem jungen Manne größeres Entzücken, etwas mehr Schwung und jugendlichen Enthusiasmus erweckt haben. Statt verzückter Ausrufe statistische Notizen, statt anschaulicher Beschreibung nüchterne Aufzählung. Versteigt sich der junge Reisende wirklich einmal zum Ausdruck einer Empfindung, so ist das Gefühl ebenso wie die Worte recht banal, z. B. bei Gelegenheit der Burg Ehrenbreitenstein. „Ich habe schon viel Ruinen bestiegen und immer wurde mir wohl auf denselben und freudig trug mich meine Phantasie in jenen (sic!) schönen Zeiten der Treue und Biederkeit; aber hier auf den gesprengten Trümmern dieser stolzen Feste bemeisterten sich meiner traurige Gefühle."

Nach seiner Rückkehr wurde August freundlich willkommen geheißen und durfte seine Ferien vollauf genießen. „Ich gönne ihm und Euch ein fröhliches Zusammensein", schrieb der Vater. „Er soll sich erst recht zu Hause fühlen, seine Freunde, sein hinterlassenes Museum, Haus, Garten, Theater und was sonst erfreulich ist, genießen und sich dabei wohl behaben. Dazu braucht es einige Zeit

und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir, so oft es Gelegenheit gibt, einige Worte meldet."

Das Wintersemester 1809/10 brachte er in Jena zu. Froh mit seinen Altersgenossen, seltener als der Vater und der alte Freund wünschte, geneigt, zu dem alten Knebel hinauszugehen. Die Studien, wenn auch ernst genug betrieben, hinderten ihn nicht, sich auch an den Weimarer Festlichkeiten zu beteiligen. So wirkte er z. B. in dem berühmten Maskenzuge des Jahres 1810 mit: „Er hat sich dabei sehr gut ausgenommen und produziert". Über eine andere, vermutlich gesellschaftliche Betätigung gibt es einen merkwürdigen, nicht ganz verständlichen Brief an Karoline von Egloffstein, der so lautet: „August ist angekommen, und hätte schon selbst aufgewartet wenn er nicht in einiger Bänglichkeit befangen wäre. Die Vorklage will er dem Vater überlassen. Da ich nun immer als Micio bekannt bin, so darf ich es nicht ablehnen. Die schöne Aufforderung macht ihn verlegen. Er glaubt mancherlei Gründe zu haben, die alle gut sind und die vielleicht alle nichts taugen. Er mag nur selbst kommen und probieren, wie man sich entzieht. Wäre nicht von einer Quadrille die Rede, so böte der Vater sich für den Sohn an, bei dieser schönen Gelegenheit, da es sonst billig ist, daß der Sohn für den Vater stehe."

Während Goethe selbst seine gesamte Studentenzeit — denn in Straßburg war er nur Doktorand — auf einer Universität zugebracht hatte, wollte er seinem Sohne gönnen, verschiedene Hochschulen kennen zu lernen. Von diesem Plane gab er der Gattin durch folgende Zeilen Kunde: „August kommt wieder zu Euch hinüber und ich freue mich seiner auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein Heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein Jenaischer; es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben und Du brauchst ihm hiervon nichts merken zu lassen; aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch sein mag. Da viel Zeit

bis dahin iſt, ſo wollen wirs beſprechen; aber ich ſage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten."

Trotz dieſes Planes wurde nicht unterlaſſen, ihn in den Weimariſchen Landen zu fördern. Er wurde aufgefordert, dem Prinzen Bernhard aufzuwarten, und der Vater ſah mit Vertrauen der Zukunft entgegen. „Er macht ſeine Sachen wahrſcheinlich nach ſeiner Art und die iſt noch gut genug. Ich denke er wird ſich aus dieſem Weltſtoff Rock und Mantel ſchneiden, wie ſie ihm paſſen, und dadurch einen großen Vorſprung vor uns andern haben."

Über die Studien des Sohnes berichtete Goethe an ſeine Gattin mit folgenden Worten: „Von Auguſt habe ich endlich auch einen ganz verſtändigen Brief, er ſcheint auch auf ſeine Weiſe vor ſich hinzugehen und wenigſtens immer einiges zuzulernen. Das erſte halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn, daß Schömann ein Gegner von Thibaut iſt, den Auguſt ſo ſehr verehrt und deshalb jenen nicht leiden konnte. Leider hats in Jena wieder Händel geſetzt mit Landsmannſchaftlichen und dergleichen Verhältniſſen. Auguſt hat ſich aber wie mir Herr von Hendrich ſchreibt aus allem entfernt gehalten. Es iſt ſehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat."

Aus dem Beſuche einer anderen Univerſität wurde nichts, vielmehr wünſchte der Vater, daß Auguſt ſich mit dem Miniſter Voigt vermutlich wegen einer Staatsſtellung berede, und wandte ſich zur Ausführung dieſes Planes direkt an ſeinen Landesherrn (8. Oktober 1810). Er führte aus, daß Auguſt zwei und einhalb Jahre Jurisprudenz und Ökonomie ſtudiert habe, und daß er nun den eigentlichen Gang der Geſchäfte bei einem Rentamtmann gründlich kennen lernen ſolle. In Jena halte er ſich vom landsmannſchaftlichen Weſen fern, lebe infolgedeſſen einſam, da er als Student von der Geſellſchaft der Honoratioren ausgeſchloſſen ſei. Zu ſeiner Empfehlung wurde folgendes hinzugefügt: „Er iſt eigentlich praktiſcher Natur, auch über ſeine Jahre im Leben einſichtig und gewandt und weiß, wie ich ſchon in häuslichen Dingen ſehe, ein ihm

aufgetragenes Geschäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabei hegt er eine treue angeborene Anhänglichkeit an Ew. Durchl. Höchste Person und was das Glück hat, Ihnen anzugehören. Nach außen, in die Fremde bemerkt man kein Streben, keine Richtung an ihm, so daß er sich sehr bald mit dem vorliegenden Innern bekannt machen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich sein wird. Irgend einer Prüfung unterwirft er sich mit Vergnügen."

Trotz des letzteren Anerbietens wurde August, wie es scheint ohne Prüfung, zum Kammerassessor ernannt. Dies war zunächst ein bloßer Titel, denn er studierte ruhig weiter in Jena. Dabei verschmähte er, ohne gerade ein Säufer zu sein, einen guten Trunk nicht; der Vater, der auch seinerseits einem köstlichen Tropfen nicht abgeneigt war, bemerkte ohne besonderen Tadel: „Der vortreffliche Juvenil versäumt auch nicht, seinen Teil von der hellen Sorte zu trinken."

Im November 1811 wünschte August, jedenfalls auf Betreiben seines väterlichen Ratgebers, Landrat zu werden. Goethe hat seinen Herzog, dem Sohne nicht nur die Fortführung des Titels „Kammerassessor" zu gestatten, sondern ihm auch auf Grund dieses Titels die gedachte Stellung offen zu halten.

Indessen wurde es für nützlicher gehalten, August einstweilen in Weimar selbst in die praktischen Geschäfte einzuführen; er saß, wie der Vater einem Freunde meldet, „ganz treulich und ernsthaft referierend im Kammerkollegio".

Neben dieser amtlichen Tätigkeit begann aber eine neue, die der Sohn bis zu seinem frühen Tode eifrig fortsetzte. Er wurde ein treuer Mitarbeiter seines Vaters in der Führung der Akten, in der Ordnung und Bewahrung der wissenschaftlichen und Kunst-Schätze. Das pedantische Ordnungsstreben seines Großvaters war auf ihn übergegangen. Er stiftete Ordnung in den Akten des Vaters und setzte die von diesem bereits begonnene Registrierung fort. Manchmal unterzeichnete er auch Briefe oder konzipierte solche, häufig schrieb er auch nach dem Diktat des Vaters Briefe, die

dieſer rätlicher fand, im Namen ſeines Sohnes, als in ſeinem eigenen abgehen zu laſſen, z. B. die nach Frankfurt geſendeten, die den Zweck hatten, Befreiung von der Kaution, d. h. Erlaß der Abzugsgelder aus Frankfurt zu erbitten. Daneben fehlte es nicht an Vergnügungen, z. B. einem Ausflug nach Eiſenach, die ihm ſoviel Zeit raubten, daß der Vater von Karlsbad aus ſich über das Schweigen des Sohnes beklagte und ihn durch den ehemaligen Studiengenoſſen, den Sekretär des Vaters, John, dazu veranlaſſen mußte, ihm ein Wörtchen zukommen zu laſſen. Aber zu einer wirklichen Verſtimmung zwiſchen Vater und Sohn kam es nicht. Der junge Mann ward vielmehr von dem Vater ſehr genau in die ökonomiſchen Verhältniſſe eingeweiht. Ein Brief wie der folgende geſtattet den Einblick in recht kleine Einzelheiten des Goetheſchen Hauſes und läßt die treue Mitarbeit des Sohnes erkennen. „Wir erhalten von Herzogl. Cammer Fourage auf zwei Pferde

Haber wöchentl. 1½ Scheffel Weimar
Heu „ 1 Centner
Stroh „ 4 Bund zu Streu

und Häckſel aber ohne Gewichtsbeſtimmung.

Dieſe Ration hält man, beſonders wegen des Zinshabers nicht für zulänglich, man büßt alſo noch zu

1. durch Einkauf.

Hier entſteht die Frage, was wäre des Jahrs noch beizuſchaffen, wenn vorher bedacht iſt, was man

2. durch Gutmachen gewinnt?

a) der lange Aufenthalt in den Böhmiſchen Bädern.
b) Der wiederholte Aufenthalt in Jena, wo öfters etwas aus dem hieſigen Rentamt erhoben wird.

Über dieſe Verhältniſſe wünſche ich, wie geſagt, recht klar zu ſein, damit man den Etat des nächſten Jahrs genau danach beſtimmen könne."

Doch würde man irren, wollte man in dem 23jährigen Menſchen einen verknöcherten Beamten oder einen nur auf Häusliches und Geſchäftliches bedachten Philiſter ſehen. War Auguſt auch kein

Lebenskünſtler, ſo war er den Freuden des Daſeins nicht abhold, die Geſellſchaft, vielleicht nicht immer die beſte, behielt für ihn ihre Reize. Doch hat man kein Recht, ihn damals als einen in dem Strudel der Vergnügungen rettungslos Untergegangenen zu bezeichnen.

Auch eine andere Klippe vermied er in geſchickter Weiſe. Es hätte nahe gelegen — Beiſpiele dazu finden ſich oft genug — daß er, der in einer beſtimmten literariſchen Richtung erwachſen war, kraft des Oppoſitionsgeiſtes der Jugend ins feindliche Lager überſchwenkt wäre. Das Einlenken in das romantiſche Fahrwaſſer wäre bei ihm um ſo begreiflicher geweſen, als er gerade zu einer Epoche in Heidelberg lebte, als dort die Wogen der Romantik ſehr hoch gingen. Und gerade der Umſtand, daß er viel im Voſſiſchen Hauſe, dieſem Hauptquartiere der Erzfeinde der Romantik verkehrte, wäre geeignet geweſen, ihn in das Lager der Feinde zu treiben.

Trotzdem blieb er der klaſſiſchen Richtung treu, wie aus dem bemerkenswerten Zeugnis der Charlotte von Schiller hervorgeht. (5. Oktober 1812.) „Geſtern habe ich mich mit Auguſt (v. Goethe) lange unterhalten über die neuen Produkte der Welt, und wir kamen überein, daß wir beide eigentlich nicht leicht mehr etwas loben können von der neuen Welt; wir können es nur angenehm, gefällig finden, denn er wie ich haben in Schiller und ſeinem Vater einen Maßſtab, dem Wenige nur nahe kommen. Es freute mich, daß er es fühlte. Das Leben, das poetiſche Leben mit dieſen beiden Naturen hat ganz andere Grenzen und Anſichten als die Welt."

Im Februar 1813 wurde Auguſt zum Hofjunker ernannt. War auch mit dieſem Titel keine Beſoldung verbunden, ſo ſcheint es, als wenn der Vierundzwanzigjährige bereits Heiratsabſichten hatte. Denn anders wird man wohl den ſehr merkwürdigen Brief nicht auffaſſen können, den Goethe an Frau Maria Henriette von Wedel, geb. v. Wöllwarth, Ende September 1813 ſchrieb: „Mein Sohn der Aſſeſſor hat eine Anſicht und einen Wunſch, wobei ich ihn weder leiten noch fördern kann, da er mir aber ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen, verehrte Freundin, an den Tag gibt und ich dieſe Emp-

findung vollkommen mit ihm teile, so kann ich ihm nicht abschlagen, wenn er zu einer geneigten Aufnahme einen dieser Tage und zu gütigem Gehör empfohlen zu sein wünscht. Lassen Sie hier wie immer Wohlwollen und Klugheit walten, nur daß nicht die mindeste Unbequemlichkeit für Sie daraus entspringe. So bedarf auch dieses Blatt keiner Erwiederung, Freunde wissen sich ja wohl stillschweigend zu antworten."

Doch gestatten unsere Quellen nicht, über diese Sache selbst nähere Aufklärung zu geben; da die Adressatin Oberhofmeisterin der Herzogin war, so könnte es sich freilich auch um einen höfischen Dienst oder ähnliches handeln.

So war das verhängnisvolle, in seinen Folgen für Deutschland so glückliche Jahr 1813 herbeigekommen. Die Jünglinge in ganz Deutschland drängten sich zu den Fahnen. Auch August hatte, wie es nach einigen Äußerungen scheint, Neigung, dem Beispiele seiner Altersgenossen zu folgen. Daß der Vater diesem Wunsche entgegentrat, braucht man nicht seiner sogenannten unpatriotischen Gesinnung allein zuzuschreiben. August war der einzige Nachkomme des Vaters geblieben; es ist verzeihlich, daß dieser ihn bei sich behalten oder wenigstens das Leben dieses Einzigen nicht aufs Spiel setzen wollte. Auf seinen Antrieb daher wurde der Sohn vom Militärwesen dispensiert und dem Erbprinzen als „Adjutant bei der Landwehr" beigegeben. Doch auch zu dieser kaum militärisch zu nennenden Stellung kam es wenig; vielmehr wurde er gegen Ende des Jahres 1813 mit einem bewährten Beamten, mit dem Kammerrat Rühlmann auf eine Reise nach Frankfurt zur „Besorgung eines sehr leidigen Geschäftes" geschickt und bereitete sich durch diesen Einblick in amtliche Tätigkeit zu einer geschäftlichen Wirksamkeit vor. Am 6. Februar 1814 kehrte er nach Weimar zurück, erhielt ein günstiges Zeugnis seines Chefs und wurde zu weiterer Tätigkeit von ihm empfohlen.

Auf dieser Reise, auf der er im Auftrage des Vaters auch nach Kunstgegenständen fahnden sollte und sonstige Aufträge zu besorgen hatte, erhielt er von dem Vater eine merkwürdige Instruktion: „Fahre so fort, mit heiterem Sinn, auf zwei Dinge zu achten, erst-

lich wo die Menſchen hinaus wollen? und zweitens wie ſie ſich deshalb maskieren? Zeige Dich nicht allzu behäglich, damit ſie Dir Dein Glück nicht übelnehmen. Wir gehen in unſerem Weſen fort und zu dieſem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere ſich daraus ein Bedenken machen.

Die Menſchen ſind noch eben ſo abſurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde, das Schauſpiel abzudanken, nach welchem ſie vier Wochen ſpäter jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte, die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuſchieben, bis ſie mich unter Drohungen dazu nötigten. Wir ſind mit Aſche genug beſtreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen".

Auguſts Luſt, Soldat zu werden, iſt freilich nicht unbeſtritten. Vielmehr wird ſeine Unluſt bezeugt und eine Rechtfertigung des Eingreifens des Vaters verſucht, in einer Ausführung der Charlotte von Schiller, die um ſo bemerkenswerter iſt, als dieſe Berichterſtatterin ſich ſonſt nicht unbedingt auf die Goethiſche Seite ſtellte. „Ich finde", ſo ſchrieb ſie 1814, „es natürlich, daß der Vater in ſeinem Alter alles tut, um ihn nicht Militär werden zu laſſen; es iſt doch eigentlich die einzige Freude, die er von ſeinem häuslich ehelichen Leben hat. Und dann hat auch der Sohn nicht den eigenen Trieb. Da es den Vater glücklich macht und den Sohn nicht unglücklich, ſo gönne ich es ihnen. Und doch gibt es hier und da Menſchen, die die Achſeln zucken darüber. Karl hätte ich um keinen Preis, auch wenn ich darüber geſtorben wäre, abgehalten, denn ſeine ganze Exiſtenz, ſein ganzes Weſen wäre zerknickt geweſen, er hätte melancholiſch werden können. Aber da Auguſt ſelbſt nicht den Trieb hatte, ſo bin ich des Vaters wegen froh, daß ſeine Neigungen mit dem Glück des Vaters übereinſtimmen".

Nach der Rückkehr des Sohnes meldete der Vater dem Herzog, daß Auguſt durch dieſe dienſtliche Reiſe manchen Vorteil erlangt habe und ſchrieb: „Eine weitere Weltanſicht in der jetzigen Zeit iſt für jeden unſchätzbar, am köſtlichſten für die Jugend, welche denn doch zunächſt das zu erwartende Gute genießen und die zu befürchtenden Übel zu ertragen haben wird; beides kann früher ge-

ſchehen, wenn man ſich in einem weiteren Kreis denkt und fühlt. Seinen Dienſt bei dem Prinzen beſorgt er treulich und ſucht auf jede Weiſe die der Augenblick andeutet, angenehm und nützlich zu ſein. Daß Ew. Durchlaucht ihm dieſe Gelegenheiten gönnen wollten, dafür wüßte ich nicht genug zu danken."

Seit ſeiner Rückkehr war Auguſt, ſelbſtverſtändlich mit Bewilligung ſeines fürſtlichen Herrn, gewiſſermaßen als Vertreter und Gehilfe des Vaters in der Inſpektion der Univerſität und der übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten in Jena tätig. „Auguſt ſteht mir in allen Dingen bei", heißt es März 1815.

Allerdings kam der Jüngling gelegentlich durch ſein Temperament in unangenehme Lagen. So geriet er aus einer uns unbekannten Veranlaſſung in Differenzen mit einem Rittmeiſter von Werthern, die der Kanzler von Müller auszugleichen beſtrebt war.

Aus dem Kammeraſſeſſor wurde im Juni 1815 ein Kammerjunker. Auch mit dieſer Stellung war ein Gehalt nicht verbunden; „er genöſſe", wie der Vater meldet, „der Ehre noch lieber, wenn auch was Klingendes dabei geweſen wäre. Das wird auch kommen". In der Tat kam dies ſchnell genug.

Bei der Neuordnung der Verhältniſſe im Großherzogtum (1815) wurde Goethe ausdrücklich nur die Oberaufſicht über die unmittelbaren Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft in Weimar und Jena übergeben; Auguſt, der den Vater ſchon die letzten Jahre in Jena vertreten hatte, wurde nun auf direkten Antrag offiziell als ſein Gehilfe anerkannt und angeſtellt. In dieſer Eigenſchaft bewährte ſich Auguſt gar wohl, wie das folgende briefliche Zeugnis beſtätigt: „Das hilfreiche Betragen meines Sohnes in der gegenwärtigen Epoche kann ich nicht genug rühmen. Haushaltung und Geſchäfte laß ich in ſeinen und andern treuen Händen und kann von dieſer Seite ganz beruhigt wandern."

Störend war nur, daß gerade damals ein Zerwürfnis zwiſchen Auguſt und Riemer ſtattfand, das dieſen bewährten Mitarbeiter eine Zeitlang aus dem Hauſe entfernte.

Dieſes Zerwürfnis, von dem in einem folgenden Abſchnitte aus-

führlicher gehandelt wird, gab einer oft angeführten Weimarerin Gelegenheit zur nachstehenden Betrachtung, die freilich mit anderen Charakteristiken Augusts seltsam kontrastiert. „Er hat jetzt den Herrn Riemer verloren; er war neulich bei mir. Ich betrübe mich, daß der Meister nun kein kluges Wort sprechen wird; denn der Sohn ist klug und brav fürs Leben, aber zu real und hat keinen Sinn für Wissenschaft. Ich sagte es R., daß er dem Meister fehlen würde; er sprach mit Anhänglichkeit von ihm; doch von dem August sagte er, daß er dem Vater nichts sein könne in der Poesie, weil er gar zu klug für das ökonomische Leben sei und dabei immer auf Nutzen sehe. Er lebt so still, August, daß man ihm wenig begegnet, und ist sehr ernsthaft. Außer, daß er Madame Wolff und Frau von Spiegel auf dem Schlitten zusammen gefahren hat, weiß ich keine Näherung an die Welt von ihm. Es gibt seltsame Kombinationen und in dieser Gesellschaft hätte ich sie nicht gesucht. Ich glaube, der Sohn will für die lustige Natur der Mutter ein Gleichgewicht geben und ist doppelt ernsthaft dafür."

Der furchtbare Verlust, der dem Goetheschen Hause am 6. Juni 1816 zugefügt ward, bereitete dem Sohn gewiß bittere Schmerzen, stählte aber seine Kraft. Was er empfand, kann man auch ohne bestimmte Zeugnisse vermuten. Ob sich aber des Sohnes nicht, trotz aller Liebe zur Mutter, ein gewisses Gefühl der Befreiung bemächtigte, wer will das sagen? Denn das Dasein dieser gutmütigen, von den meisten als untergeordnet betrachteten Frau hatte den Sohn in eine gewisse schiefe Stellung gebracht; er mußte in den Augen vieler dafür büßen, daß er eben Christianens Sohn war und blieb trotz aller offiziellen Legitimierung unebenbürtig, solange die Mutter lebte.

Ein solch gewaltiges Ereignis jedoch, wie der Tod der Mutter, vermehrte das Pflichtgefühl und gemahnte den Sohn für den Vater zu sorgen. Wie sehr er dies in den Schreckenstagen tat, bezeugte der Vater in der Aufzeichnung des Tagebuchs (5. Juni 1816): „Mein Sohn, Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung." — Das schönste Ehrenzeugnis für einen jungen Mann.

Nach Christianens Tod trat August in den Vordergrund.

Wie ursprünglich Charlotte von Stein, später Christiane, so wurde er nun der Adressat der tagebuchartigen Reisebriefe. Manchmal vertritt das Tagebuch selbst den eigentlichen Brief. Sind es wirkliche Episteln, so geben diese eine Chronik der Erlebnisse, Notizen über die Arbeiten, wobei das gemeinsame mineralogische Interesse im Vordergrunde steht, Schilderungen von Personen und Festen, Charakteristiken von Personen, die durch Weimar durchreisen, Empfehlung von Fremden und ähnliches. Jedes kleine Ereignis im Hause wird besprochen. Über eine Änderung des Hausgartens heißt es einmal, 2. Juni 1822: „Ich dächte, wir verführen folgendermaßen. Wir erhöhten die Mauer gegen Osten um 4 Fuß, ließen längere über dieselbe noch 3 Fuß hervorragende Steine einmauern, an welche sodann Geländer befestigt würden, (wie an des Burgmüllers Garten beim Aufstieg zu Seebach zu sehen), die Platten würden auf die vier Fuß erhöhte Mauer aufgelegt und das Geländer hinterwärts angebracht, daß man noch Blumen Äsche anbringen könnte."

Nicht lange blieb das Goethesche Haus ohne Hausfrau. Was August nicht hatte erlangen können, so lange die Mutter lebte, eine Gattin aus den vornehmen Kreisen, das wurde ihm bald nach deren Abscheiden zuteil.

II.

Auguſt und Ottilie. 1817—1830.

Am 1. Januar 1817 wurde die Verlobung Auguſts mit Ottilie von Pogwiſch verkündet; der getreue Zelter erhielt die erſte Nachricht. „Es iſt der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübſche geſellige Verhältniſſe begründet."

Die Großmutter der jungen Braut, Ottilie, Gräfin von Henckel-Donnersmarck, Oberhofmeiſterin des Erbgroßherzoglichen Paares, ſchrieb auf den ihr zuteil gewordenen Glückwunſch: „Zutrauungsvoll übergebe ich Ihnen meine Enkelin, überzeugt, daß ſie in Ew. Excellenz einen treuen zärtlichen Vater finden wird. Ottilie hegt ſchon jetzt die höchſte Verehrung für Sie, und wird als Tochter ſich Ihrer Liebe und Fürſorge wert machen."

Die Hochzeit fand am 17. Juni 1817, alſo faſt unmittelbar nach Beendigung des Trauerjahrs ſtatt.

Erwägt man die Standesverhältniſſe einer kleinen Stadt mit allen ihren ſubtilen, recht jämmerlichen Anſchauungen über Stellung und Rang, ſo bedeutet die Aufnahme Auguſts in die Pogwiſchſche oder Henckel-Donnersmarckiſche Familie eine ſtarke Erhöhung. Die hochnotpeinlichen Merker bürgerlicher Wohlanſtändigkeit, die ihre Rechnungen nach der Höhe der Steuerquittungen oder nach der Anzahl der Jahrzehnte oder Jahrhunderte des Angeſeſſenſeins anſtellen, hatten es dem jungen Wolfgang, der kein Patrizierſohn geweſen, als Vermeſſenheit angerechnet, um Lilli Schönemann zu werben, da dieſe Familie älter und reicher war als die ſeine. In ähnlicher Weiſe zuckten die Weimarer Diplomwächter, denen eine Trägerin einer durch viele Geſchlechter fortgeerbten mehrzinkigen Krone viel mehr galt als ein Fürſt von Geiſtesgnaden, verächtlich die Achſeln, als der uneheliche Sohn eines vor ein paar Jahrzehnten Geadelten eine altadlige Dame freien wollte und wirklich freite. Doch half der Machtſtellung Goethes gegenüber, zumal die jungen Leute ſich wirklich liebten, kein heimliches Wüten und kein

Ottilie

Kreidezeichnung von Hein. Müller

(Goethenationalmuseum in Weimar)

öffentlicher Widerſpruch. Aber gern geſehen wurde nach allgemeiner Annahme dieſes Bündnis nicht. Auch entwickelte ſich zwiſchen der adelsſtolzen Großmutter und der vornehmen Mutter einerſeits und Goethe andererſeits niemals eine beſondere Intimität.

Dem jungen Paare dagegen widmete der Vater und Schwiegervater beglückte Worte: „Die jungen Leute ſind das eigenſte Paar, das es vielleicht gibt und ſcheinen wirklich für einander prädeſtiniert. Es iſt mir nicht bang um ſie." . . .

Und ein Jahr ſpäter: „Sie würden zuſammen paſſen, wenn ſie ſich auch nicht liebten, und das kleine dritte Weſen tut ſeinen herkömmlichen Effekt."

Das Zuſammenſein mit ſeinen Kindern bildete nun die höchſte Glückſeligkeit des alten Herrn. Der Sohn wurde Mitberater bei wichtigen Angelegenheiten, ſo daß z. B. die Regulierung des Frankfurter Vermögens mit ihm beſprochen wurde, weil nach der ausdrücklichen Erklärung Goethes er derartige Geſchäfte nicht allein zu erledigen wünſche.

Die Amtstätigkeit des Sohnes, ſoweit ſie nicht geradezu eine Stellvertretung des Vaters war, bezog ſich im weſentlichen auf Bauangelegenheiten. Wiſſen wir von letzterer auch nicht genug, um ſie im einzelnen zu ſchildern, ſo iſt uns von erſterer manches lobende Wort des Vaters bekannt. Dem Gothaiſchen Regierungsbevollmächtigten gegenüber Herrn C. G. A. von Hoff rühmte er die tätige Ordnungsliebe Auguſts und fuhr fort: „Er iſt in den Jenaiſchen Muſeen vom Knaben heraufgewachſen, ſie ſind neben ihm entſtanden und ſo iſt ihm alles dabei Vorkommende geläufig. Möge er künftig Ihnen wie jetzt mir in die Hand arbeiten."

Die Ehe ſchien zunächſt die beſten Ausſichten zu gewähren. Selbſt Übelwollende konſtatieren das herrſchende Glück. Frau von Schardt berichtet an Fritz von Stein 14. Juli 1817: „Glückliche ſind der junge Goethe und ſeine junge Frau Ottilie Pogwiſch. Sie ſind es wirklich, wie die Kinder kann man wohl ſagen, ihre neueingerichteten Stuben atmen Blumengerüche und Frieden. Vor ihnen das friſche, heitre Leben in langer Hoffnung und nachdem

man ſoviel um das Glück der beiden beſorgt war, ſind ſie nun froh, ohne Beſorgniſſe." Und dieſelbe Tante ſchreibt am 4. Auguſt: „Ich bin es doch gewiß nicht geweſen, die Dir geſagt hat, man ſei um ſein Glück beſorgt? — Hab' ich's geſagt, ſo ſprach ich etwa von den officieuſen Sorgen, die bei jeder Heirat teils die beliebte Klatſchſucht und oft ein biſſel Neid erwecken mag? die denn auch hier ſtatt hatten. Mich dünkt, ich habe Dir aber von allem nichts geſchrieben, als von dem friedlichen, von Blumen duftenden Zimmer, in dem ich das liebe Paar zuerſt beſucht habe. Ich habe Ottilie Pogwiſch ſchon als Kind lieb gehabt, ſie iſt geiſtvoll und gut, ſingt ganz himmliſch, verſteht Muſik auch ganz gründlich. Da ihre Mutter Hofdame iſt, ſo war ihr Leben ſonſt geſtört dadurch, daß ſie in einem Hauſe (bei der Großmutter, Gräfin Henckel) ſchlief; bei der Mutter einen Teil des Tages war, und bei den Egloffſteins in der Koſt war zu Mittag. Daß aber das herumirrende Leben ihr fatal war, ſieht man daraus, daß ſie ſich im Himmel dünkt, weil ſie auf feſtem Boden, im eigenen Hauſe nun lebt; und mit gutem Willen ſcheint ſie ſich der Wirtſchaft anzunehmen, auch herrſcht vollkommene Ordnung in ihren Stuben. Er, der junge Mann iſt ein Ordnungs-Geiſt, welches dem genialiſchen meinethalben widerſprechen mag, doch gewiß zum Lebensglück viel mehr beiträgt; und doch hat er den Geiſt vom Vater geerbt, dünkt mich, ſein Kammer Geſchäft wird darum auch nicht ſchlechter gehn. Die Gräfin Henckel und die Herren Söhne Grafen Henckel v. Donnersmarck hatten ein kleines gegen die Geburt — die natürliche, welches man denn etwa begreift; indeß iſt es vorüber, das Vorurteil, denn die jungen Leute ſind miteinander zufrieden und glücklich. Der Papa hat die Schwiegertochter ſehr lieb, noch in Jena muß ſie ihm alle Woche ſchreiben, und ſo er an ſie. Er teilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt, oder hervorbringt; da ſie geiſtvoll iſt, hat ſie große Freude dran; und ſchmiegt auch ihr Gemüt ſehr freundlich am Vater hinauf. Sie war ſchon als Kind bei den Singeſtunden in Goethes Hauſe, die mehrere Jahre (bei Lebzeiten noch der Frau) ſtatt hatten, die Eberwein dirigierte und

ſelbſt Zelter würde dieſe kleine Nachahmung ſeiner Akademie mit Freude gehört haben. Als ſie verſprochen war, ſagte einmal der Alte zur Braut: „Höre, Ottilie, ich ſage Dir eines — mein Sohn will gern immer gelobt ſein, da mußt Du nichts widerſprechen, wenn Du Luſt zum Zanken haſt — ſo komm zu mir, zanke mit mir, ich kanns ertragen."

Das Haus am Frauenplan, ſo ſtattlich es auch ausſieht und ſo geräumig es erſcheint, bot für ein verwöhntes Paar keine angemeſſene Wohnſtätte. Im Erdgeſchoß lagen Goethes Wohn- und Schlafzimmer, im erſten Stock waren die Repräſentationsräume des Dichters, — ſo blieben nur die zwar zahlreichen, aber kleinen Räume des nicht völlig ausgebauten zweiten Stockes — Manſardenzimmer — übrig, in denen das junge Paar hauſte, und in denen ſpäter auch die Enkel, obgleich ihnen das ganze Haus zur Verfügung ſtand, ihr Quartier aufſchlugen.

Der Schwiegertochter gegenüber beginnt, wie man ſagen möchte, eine ganz neue Art des Briefſchreibens. In dieſen zahlreichen Epiſteln iſt natürlich nichts von dem Erotiſchen zu finden, wie in den Briefen an Chriſtiane, auch nichts von dem Spieleriſchen, Galanten, wie in denen an ſo viele Frauen und Fräuleins der früheren Epoche; der Charakter dieſer Äußerungen iſt ritterlich, anmutig, zierlich, manchmal mit etwas Väterlichem, zuweilen mit etwas Schelmiſchem gemiſcht. Man müßte, um einen vollkommenen Begriff dieſer Äußerungen zu geben, ſie alle abdrucken, denn aus einzelnen Proben wird der Charakter keineswegs völlig klar. Einmal, am 21. Juli 1818, braucht er die niedlichen Verſe:

Und ſo ade
Dem Miſelé
Dem ſchweigſamen Mann
Der Frau, die reden kann.

Oder wenn er der in Dresden Weilenden gratuliert, „daß ihre kleine Perſon höchſten Ortes ſehr guten Eindruck gemacht hat".

Der Schwiegervater iſt immer bemüht, für die kulinariſchen Bedürfniſſe des Frauchens zu ſorgen: Artiſchocken und Fiſche,

Gänseleber und andere Kostbarkeiten werden von Jena aus geschickt oder von Frankfurt und anderen Hauptplätzen bestellt; er, der dem Kaffeegenuß abgeneigt war, besorgt Mokkakaffee, „damit die artige Schwiegertochter ihre Kaffeeschwestern mit einem außerordentlichen Trank überraschen kann". Ganz besonders aber freut er sich, der geistsprühenden, für alles Literarische empfänglichen Frau, Neuerschienenes mitzuteilen, über Literarisches mit ihr zu plaudern. Ihre Urteile billigte er freilich nicht immer. Auf ihre Bemerkung, Schiller langweile sie oft, erhielt sie die Antwort: „Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn." Er weiht sie in seine botanischen Studien ein, übersendet ihr seine „Urworte" und deren Erklärung. Ihr wird z. B. die herrliche Stelle über Lord Byron mitgeteilt, die statt aller beweist, welchen tiefgehenden Verständnisses der Korrespondent bei ihr sicher zu sein glaubte. „Wie ernst und groß Lord Byrons Abschied in solchen Augenblicken mir erschienen, fühlst Du mit; es war, als wenn man auf einer Maskerade das Wichtigste, was nur auf's Leben einwirken möchte, unvermutet erführe.

Daß mein Gedicht an ihn, mit reinem Gemüt und Sinn geschrieben und abgesendet, wohl empfangen sein werde, war ungezweifelt; daß aber, durch die wunderbarste Verwicklung der Wert dieser Zeilen erhöht und die Erwiderung so bedeutend sein sollte, das konnte nur eine dämonische Jugend bewirken, die etwas Frohes und Freundliches bezweckt und, selbst mehr als sie will und weiß, am Ende zu ihrem eigenen Erstaunen zu vollbringen berufen ist."

So ungern er sonst von seinen Arbeitsplänen und den gerade im Fluß befindlichen Produktionen redete, ihr macht er Andeutungen, z. B. über die Novelle „Der Verräter sein Selbst" und ihre allmähliche Entstehung. Er unterstützt ganz besonders ihre Neigungen zur englischen Sprache und auch ihren Verkehr mit Engländern und er, der Feind alles Dilettantismus, fördert in tatkräftiger Art die dilettantische Publikation „das Chaos", das unter ihrem Patronat veröffentlicht wurde.

Ihm mögen einige Worte gewidmet sein, weil es in Goethes

Haus entstanden, gewissermaßen von den Seinen geschrieben nur für einen kleinen Kreis bestimmt war und jenen intimen Charakter an sich trägt, der einer „Hausliteratur" zukommt. Es muß ferner an dieser Stelle erwähnt werden, weil es den einzigen Fall darstellt, wo August und Ottilie zusammen vor eine, wenn auch beschränkte Öffentlichkeit traten.

Aus einem „Musenverein", der sich eines Sommerabends unter Ottiliens Präsidium bildete und dem außer ihr und ihrem Gatten: Emma Froriep, Jenny von Pappenheim, der Engländer Parry, der Schweizer Soret angehörten — entwickelte sich eine freie Gesellschaft, die unter dem Titel „Chaos" ein zwanglos erscheinendes Blatt herausgab. Die Beitragenden nannten sich nicht und das Erraten der Verfasser bildete einen lustigen Sport.

Von Auswärtigen beteiligten sich an der Zeitschrift Holtei, Chamisso, Fouqué, von Ausländern, die sich zeitweise Weimaraner nennen durften, die vorhergenannten, ferner die Engländer Charlyle und Knox und der Russe Sarazin; von Deutschen, die nur zeitweise in Weimar weilten, Auguste Jacobi, der Westfale K. V. Meyer, der Sohn von Nikolaus, dem ehemaligen treuen Hausfreund; von den beständig in Weimar angesessenen Riemer und Eckermann; von Jena aus sandten Gries und Knebel mehrfach Beiträge ein.

Auch Goethe selbst gesellte sich manchmal der frohen Schar; seine Gedichte „An sie" riefen verschiedene mehr oder minder gelungene Antworten hervor. Ottilie dirigierte das ganze, munterte auf, verbesserte wohl einzelnes und erwiderte hier und dort; August beteiligte sich mit Liedern, die einen resignierten müden Ton an sich tragen, während im allgemeinen in den Blättern eine muntere Stimmung herrschte.

Man diente froh der Gegenwart und der Heimat, nur bisweilen, z. B. beim Tode der Großherzogin Luise, wurde ein feierlicher Ton laut. Aber auch das Heimatliche trat mitunter zurück. Denn Reisebeschreibungen oder Schilderungen aus entfernten Gegenden, wie sie in Briefen von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Boisserée sich fanden, wurden in die „chaotische Verwirrung" aufgenommen.

Zeigt sich schon in solchen auswärtigen Beiträgen, die Sendungen entstammten, welche für den Altmeister bestimmt waren, wie sehr Goethe, dessen eigene Beiträge verhältnismäßig gering sind, und der auch keine regelmäßige Oberaufsicht führte, im Mittelpunkte stand, so tritt dies noch deutlicher daraus hervor, daß er der gefeierte Held der Blätter war. Die stark mit Ausländern durchsetzte Mitarbeiterzahl bewährte ihren kosmopolitischen Charakter durch zahlreiche Übertragungen Goethischer Arbeiten, die Versgewandten und Prosageübten wetteiferten im Lobe des Gewaltigen, sie feierten z. B. das ihm bereitete Logenfest, sie priesen ihn an dem letzten Geburtstag, den er erleben sollte. (Zwei Jahre vorher, gleichfalls an seinem Geburtstag, war die erste Nummer erschienen, Anfang 1832 ging das Blatt ein.)

Den weltbürgerlichen Standpunkt, den manche Mitarbeiter einnahmen, vertraten sie einmal auch dadurch, daß sie in geistvoller Weise den Unterschied zwischen einer Deutschen und einer Französin darlegten. In einem dieser Aufsätze, der von Ottilie selbst herrührte, wird das Deutschtum der deutschen Frauen so hübsch geschildert, daß dieses Stück hier folgen mag: „Sie loben den Enthusiasmus, den wir für unsere Dichter empfinden und die Sorgfalt, mit der wir ihre unsterblichen Werke in unserer Seele aufnehmen. Doch ich frage Sie, was ist mehr das Eigentum des Dichters als das gelobte Land der Liebe, als all die Wunderquellen, die ihm entspringen, sie mögen nun Namen tragen wie sie wollen. Die Frauen verstehen sich überhaupt schlecht auf das Sondern, im Gegenteil, sie suchen alle Empfindungen zu verketten und Liebe, Poesie, Ruhm, Vaterland, das alles bildet für sie eine elektrische Kette, von der man nur ein Glied zu berühren braucht und es erzittert die ganze Reihe. So ist es auch mit ihrem Wissen und Verstehen aller Dinge, sie suchen stets den Teil davon zu erfassen, der es an eine Empfindung anschließt. Nehmen Sie uns die Empfindung oder vielmehr das Recht, sie zu zeigen, schneiden Sie uns von unseren Dichtern ab und wir werden wie die Pariserinnen genötigt sein, zu witzeln und über Mode, Equipage und dergleichen

zu reden; erlauben Sie Ihren Frauen, Frauen zu sein, d. h. ein Herz zu haben und sie werden uns an Liebenswürdigkeit übertreffen, weil ihre angeborene Heiterkeit nur gemildert werden würde, während bei uns das Gefühl oft so despotisch das Übergewicht erhält, daß jede Eigenschaft des Geistes bei uns unterdrückt und gänzlich untüchtig für die Geselligkeit gemacht wird."

Ottilie war, wenn man Goethe das unsichtbare Haupt nennen darf, die anerkannte Führerin und es war nur zu billigen, daß man ihr wie im Leben, so auch in der Dichtung huldigte. Die folgenden Verse, zwar nicht übermäßig poetisch, sind in ihrem Gedanken recht treffend.

Aspasia, wie das Sonnenlicht,
Begünstigt zwar so manchen Wicht,
Doch mag ich gern bei ihr verweilen.
Eine Kartoffel teilt man nicht,
Doch läßt die Ananas sich teilen.

Gewiß ist das Chaos keine Sammlung von Meisterstücken; vielmehr enthält es neben manchem Geistreichen gar vieles, das den Stempel des herzlich öden Dilettantismus an sich trägt; aber als Gesellschaftsspielerei ist es nicht zu verachten.

Und doch hat die Sammlung etwas Erkältendes an sich; man meint Vergnüglinge vor sich zu sehen, die das grausame Wort: „Und der Lebende hat Recht", in die Praxis umsetzen. August von Goethe (er hatte den Namen Adoro gewählt) starb mitten in dieser Dichterei und Rederei, aber sie wurde ganz ruhig fortgesetzt, als wäre nichts geschehen, kein Nachruf, kein Wort des Gedenkens und des Bedauerns über diesen fleißigen Mitarbeiter findet sich, — für diese Gesellschaft ging er dahin, als wäre er nie gewesen.

Durch diese Schilderung des Chaos ist die Darstellung den Ereignissen vorausgeeilt. Sie kehrt zurück in die ersten Jahre der merkwürdigen Ehe.

Jede Trennung von der geliebten Tochter machte dem durch ihr

heiteres, angeregtes, wenn auch ungleiches Wesen Verwöhnten ordentlichen Schmerz; er zittert bei jedem Unwohlsein, äußert sich in bitteren Klagen bei Gelegenheit ihrer Krankheiten, vergleicht sich bei einem Unfalle, den sie einmal beim Reiten erleidet, mit dem unglücklichen Herzog aus der „Natürlichen Tochter".

Dieser Unfall war ziemlich bedeutend, Ottilie hatte sich das ganze Gesicht zerschellt, das Knie verletzt und eine Muskel verrenkt. Sie mußte ziemlich lange das Bett hüten und empfing während der Zeit ihrer wirklichen Krankheit keine Besuche des Alten. Er scheute sich in ein verzerrtes Antlitz zu sehen: „Denn ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung."

Und so waren auch die natürlichen Ereignisse im Leben einer verheirateten Frau, die Entbindungen, wenn ihre Folgen auch dem Alten später eine Quelle reiner Freuden waren, Veranlassung zur größten, quälenden Sorge. Die Ehe war mit drei Kindern gesegnet: Walther, geb. am 9. April 1818, Wolfgang Maximilian, geb. am 18. September 1820, Alma, geb. am 29. Oktober 1827.

Die zweite Entbindung im Jahre 1820 war sehr schwer, so daß für das Leben der Mutter gefürchtet wurde. Trotzdem blieb Goethe in Jena, wo er schon seit Monaten weilte, er bat nur um häufige Nachrichten und gratulierte dem Sohn mit den Worten:

„Zum schönsten also sei der frische Weltbürger willkommen. Eure Not und Leiden hab' ich im Stillen treulich mitgetragen und so möge denn auch die Freude gemein sein. Grüße Ottilien aufs beste und melde mir mit jeder Gelegenheit, wie sie sich befindet; für den Knaben ist mir nicht bange. Lebe Du auch wohl, und wenn Du Dich einigermaßen erholt hast, so besuche mich."

Seine sehr trübe Stimmung über den drohenden Verlust prägt sich in den Worten aus: „Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände hervorbringen müßte. So fahren wir, mit den Unsrigen, auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens eines oder des andern täglich gewärtig."

Ottilie erholte sich schnell, schon Ende November fuhr sie Schlitten, tanzte und war vom besten Humor. Der 70jährige fühlte sich durch das frische, angeregte Leben in seinem Hause so behaglich, daß er den ganzen Winter in Weimar verblieb und sich kaum aus seinen vier Wänden herausrührte, ja er verharrte daselbst den ganzen Frühling hindurch bis tief in den Sommer hinein. Sein großes Behagen sprach er dem alten Freund Knebel am 13. Juni 1821 mit den Worten aus: „Die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an, doch will ich nun suchen, mich einigermaßen mobil zu machen und zu allererst bei Dir freundlich einsprechen."

Wölfchen wurde und blieb des Großvaters Liebling, nicht etwa aus dem äußerlichen Grunde, weil er seinen Namen trug, auch nicht wegen einer zufälligen Ähnlichkeit oder dichterischen Veranlagung, sondern wegen seines munteren, eigenartigen Wesens. Vielleicht wirkte auf diese Bevorzugung die Erinnerung an die Angst mit ein, die der Alte bei der Geburt des Kindes um das Leben der Mutter ausgestanden hatte; der Knabe, nach dessen Geburt die Mutter wieder frisch aufblühte, wurde ihm dadurch doppelt lieb.

Zwischen die Geburt des ersten und zweiten Kindes fällt die erste längere Entfernung des jungen Paares aus Weimar.

Im Jahre 1819 gingen August und Ottilie nach Berlin. Die preußische Residenz bildete für den Meister seit lange einen Gegenstand lebhafter Erörterung und vielseitiger Interessen. Er besaß dort regelmäßige Berichterstatter, die ihm über das musikalische, künstlerische, theatralische, wissenschaftliche weitverzweigte Treiben ausführliche Mitteilungen zukommen ließen. Er sehnte sich danach, dieses reiche Leben mit eigenen Augen zu sehen und scheute sich doch, in diesen Strudel zu tauchen, ebenso wie er es vermied, die anderen bedeutenden Kulturstätten, zu denen es ihn gewaltig zog, wie Paris, London und Wien mit eigenen Augen zu betrachten.

Aus diesem Grunde war es ihm hochwillkommen, daß seine Kinder sich entschlossen, gleichsam an seiner Statt die Residenz in

Augenſchein zu nehmen. Ihre Berichte ſind uns erhalten. Sie handeln über den Beſuch der Kunſtſammlungen, des Theaters, der Merkwürdigkeiten und Abſonderlichkeiten, vieler einzelnen Perſonen aus den verſchiedenſten Kreiſen, denen der Gelehrten, Künſtler, Staatsmänner, Hofleute.

Zwiſchen den Aufzeichnungen des Sohnes und der Schwiegertochter herrſcht aber ein gewaltiger Unterſchied. Jener ſchrieb chronikenartig in der ſchematiſchen Weiſe, die ihm der Vater angewöhnt hatte, äußerlich, ohne eine beſtimmte perſönliche Note und auch ohne klar erſichtliche Anteilnahme an dem Geſehenen, dieſe lebhaft, perſönlich, anmutig, mit liebenswürdiger Koketterie, die geeignet war, das Herz des Schwiegervaters ihr zu gewinnen und das Gewonnene ihr dauernd zu erhalten.

Ottilie muß durch ihr eigenartiges Weſen in Berlin einen großen Eindruck gemacht haben, „ſie erfreut ſich", ſo meldete Auguſt einmal, „recht ihres Daſeins; auch iſt ſie überall beliebt und ſogar geliebt". Der einzige Brief, den ſie an den Schwiegervater richtete auf der Rückreiſe in Dresden, etwa Mitte Juni, gibt dieſe frohe Stimmung ſehr glücklich wieder. Er rekapituliert die von Auguſt genannten Ereigniſſe, nennt viele der ſchon von jenem angeführten Perſönlichkeiten, aber mit dem bemerkenswerten Unterſchied, daß an Stelle der trockenen Aufzählung eine lebendige Charakteriſtik tritt. Der von ihr angedeutete Plan, die Schweſter Ulrike nach Berlin zu ſchicken, wurde 1823 ausgeführt; die Idee, dieſe mit dem Staatsrat Langermann zu verheiraten, iſt wohl nur ein Scherz. Hauptſächlich wertvoll jedoch wird das Schriftſtück, das zur Charakteriſtik der Schreiberin hier mitgeteilt werden muß, dadurch, daß ſie den ſchon von Auguſt mehrfach angedeuteten Gedanken anmutig ausführt, daß nämlich die Reiſenden nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern im Hinblick auf den Vater, geehrt werden; die Art, wie Ottilie dieſe Idee in immer neuen Wendungen ausſpricht, wie ſie die herzliche Verehrung der von ihr hübſch charakteriſierten Berliner ins rechte Licht ſetzt, iſt köſtlich und gibt das Weſen der geiſtreichen Briefſchreiberin vortrefflich wieder. Der Empfindung der Berliner

Freunde gab Langermann Ausdruck, indem er dem Sohne den Dank dafür aussprach, „daß Goethe uns vergönnt hat, wenigstens seinen geliebten Kindern zu zeigen, wie teuer er uns ist".

Der Brief Ottiliens lautet:

„Gewiß lieber Vater haben Sie mir in Gedanken manchmal unrecht gethan, wenn ein Posttag nach dem andern verging, ohne Ihnen ein Brief von mir zu bringen, und wohl daran gezweifelt wie oft ich Ihrer gedachte, weil die Bürgen davon nicht schwarz auf weiß erschienen. Doch daß bei allem was ich gesehen, bei jeder Bekanntschaft die mir lieb war, Sie mir immer als Begleiter vorschwebten, davon findet sich im künftigen Gespräch wohl noch mancher Beweis, und jetzt sende ich Ihnen als solchen nur die Autographa. Die Handschrift von Baczko — danke ich meinem Vetter Goswin, der sie aus seinem Stammbuch herausgeschnitten, das Facsimile Franz, die aber des General Gneisenau meiner eigenen Kühnheit, da ich ihm bei der Generalin Helwig, wo wir ihn kennen lernten, kurz und bündig darum bat. Ich eile jetzt schnell an diesem Mann vorüber, da ich wohl noch manchmal bei ihm verweilen werde. — Hätte ich aber auch den besten Willen gehabt Ihrer gar nicht zu gedenken, so wäre dies in Berlin doch wohl zur Unmöglichkeit geworden, denn ich sah in Berlin keinen der uns etwas Schönes anders gezeigt hätte, als mit den Worten, „Dies würde Ihrem Herrn Vater recht gefallen", „dies wünschte ich möchte er sehen", kurz sie nannten bei Allem was ihnen lieb war, oder was sie für herrlich und groß erkannten, Ihren Namen, als eine Art von Weihe. Lieber Vater ich bedaure Sie recht oft; Sie wissen zwar, wie sehr die Welt Sie liebt und verehrt, doch Sie empfinden nicht die tausend kleinen Zeichen davon, wie wir sie empfunden haben, da ja die Meisten es nicht wagen, sich Ihnen so zu nähern. So haben wir für Sie die Früchte der Liebe eingeärntet, und wer vielleicht Ihnen gegenüber stumm und gezwungen war, dem that es wohl, den Kindern zeigen zu können, wie ergeben er dem Vater sei. Doch der Schluß von Jedem war immer der Wunsch Sie einmal in Berlin zu sehen, und alle Stimmen ver-

einigten ſich da zu einem Ruf. — Wie wohl es uns im Zelterſchen Hauſe war, bedarf wohl nicht der Erwähnung, da Sie ja Zelter ſchon lange ſo kennen, wie wir erſt ihn kennen lernten. Seine Tochter iſt unendlich heiter, angenehm und natürlich, alſo war auch von dieſer Seite nichts ſtörendes. Ihr einziges Ziel iſt Sie beſter Vater kennen zu lernen, und ich habe ſie in Ihrem Namen, und gewiß auch in Ihrer Seele, eingeladen ihren Vater zu begleiten, den wir wohl noch die Freude haben werden, dieſen Sommer in Weimar zu ſehen. Begleitet ſie ihn nicht, ſo liegt gewiß nicht die Schuld an ihr, da ſie den beſten Willen von der Welt dazu hatte. Uns gegenüber wohnte Staatsrath Langermann, den ich Ihnen als meinen erklärten Liebhaber vorſtelle. Es ging ſo weit, daß wir zuſammen ſogar über ſeine Neigung ſprachen. Die herrlichſten Blumen vor meinem Fenſter, die häufigſten Beſuche, und da die Geliebte etwas näſchig iſt, die vortrefflichſten Kuchen, lieferten täglich die Beweiſe von den Fortſchritten meiner Eroberung. Da ich aus Allem ſchließe, daß Er ein vortrefflicher Ehemann werden wird, ſo habe ich mit Doris Zelter verabredet, Ulriken auf Spekulation hinzuſchicken, und verſpreche mir den herrlichſten Erfolg. — Staatsrath Schultz war wie immer, das will alſo ſagen, unendlich angenehm und geſcheut. Seine Frau, die beſte Hausfrau und Ehefrau die man ſich vorſtellen kann, hat mir, obgleich in ihrer ganzen Art zu ſein etwas ſehr zurückgezogenes liegt, doch auf ihre Weiſe viel Freundlichkeit bewieſen, und ich glaube ſogar, daß ſie mich recht lieb gewonnen hat. Wir ſahen Schultzens am wenigſten, da er wegen ſeiner noch immer ſchwankenden Geſundheit, und ſie wegen eines Hausweſens von 7 Kindern nicht viel ausgeht. Auch in Ihren Händen lieber Vater, iſt gewiß ſchon ein Gevatterbrief, und ich melde mich bei Ihnen als Ihre Gefährtin, da ich für Sie und mich die Tochter von Schultz aus der Taufe gehoben habe, welches mir eine unendliche Freude gemacht. Daß die Kleine Ihnen zu Ehren den Namen Ottilie erhalten, werden Sie auch ſchon wiſſen. Schadows verdienen eben ſo wie die Andern gerühmt zu werden, da er wirklich ſehr viel

Güte für uns gehabt, und ſie eine ſehr muntere angenehme Frau iſt, eine Eigenſchaft die überhaupt den Berlinern eigen zu ſein ſcheint, da man durch ihr wirklich offnes und herzliches Benehmen ſogleich mit ihnen bekannt iſt. Brühls wird Auguſt wohl ſchon gehörig gelobt haben, und indem ich doch nicht ganz meinem mündlichen Berichten vorgreifen will, eile ich mich zu den neuen Bekanntſchaften zu kommen, will jedoch zuvor noch Wolffs erwähnen, wo wir recht frohe Stunden zubrachten, und wo ich ſagen möchte die Stuben faſt mit Ihren Bildnißen und Büſten tapeziert ſind. — So nenne ich Ihnen denn vor Allen den Staatsrath Nicolovius, dem wir nicht nur den größten Dank ſchuldig ſind, ſondern den ich ſo unendlich lieb gewonnen habe und ſo ſehr verehre, wegen einer ſo hohen Vortrefflichkeit des Gemüthes, und einer Schärfe des Verſtandes, die man wohl ſelten auf dieſe Weiſe verbunden ſieht, da eigentlich eine faſt unbeſchreibliche Milde und Zartheit, und die liebenswürdigſte Heiterkeit ſich in jeder ſeiner Äußerungen ausſprechen. Es klingt etwas verrückt lieber Vater, aber mir iſt bei vielen Menſchen als wären ſie Figuren aus ſchwarz und weißen[1] zuſammengeſetzt, ſo ſcharf und grell ſtehen ihre guten wie ihre böſen Eigenſchaften ſtückweis neben einander da, doch dieſes Weſen ſchien mir aus dem Ganzen zu ſein, alles war verſchmolzen, und ich bemerkte nirgends zuſammengeleimte Fugen. Damit Sie doch aber nicht ſich nach einem Plätzchen auf der Leuchtenburg für mich umſehen, ſo eile ich mich aus meinem ſymboliſchen Redensarten wieder auf die glatte Heerſtraße zu kommen. Staatsrath Nicolovius iſt derjenige, der unſere Wanderungen durch Berlin leitete, theils führte er uns ſelbſt, theils übertrug er Andern dies Geſchäft, die dieſen Dingen am nächſten ſtanden, ſo daß wir nicht nur geſehen, ſondern durch ihn auch auf die intereſſanteſte Art geſehen, und die erfreulichſten Bekanntſchaften gemacht. — Von der übrigen Nicoloviusſchen Familie kann ich nur ſagen, daß ich glaube, ſie ſind ein jeder in ſeiner Art vortrefflich. Staatsrath Nicolovius denkt dieſen Sommer

[1] Hier iſt in der Handſchrift eine Lücke.

eine Reiſe nach Düſſeldorf mit den beiden Töchtern zu machen, und den Weg über Weimar zu nehmen, und auch Franz und Heinrich haben nur einige Wochen ſpäter denſelben Plan. Doch da mich Auguſt mahnt zu ſchließen, ſo will ich einiges wenigſtens noch flüchtig berühren. Franz Nicolovius und Goswin waren unſere ſtündlichen Begleiter, und da Sie ſchon meine entſchiedene Neigung für Erſteren kennen, ſo muß ich wohl erwähnen, daß ſie ſich uns noch vergrößert hat. — Leben Sie wohl beſter Vater, küßen Sie die kleine Nunne ſo herzlich, wie ich Ihnen die Hand küße.

Ihre ergebene

Tochter Ottilie v. Goethe.

Während man ſich den erſten Berliner Aufenthalt 1819 nach ihrem Berichte klar vergegenwärtigen kann, hat ſich von dem zweiten Aufenthalte in der Berliner Reſidenz 1824 kein Zeugnis von ihr erhalten, weder Briefe noch Tagebuch, obgleich ein ſorgfältig geführtes Buch letzterer Art von dem Schwiegervater ausdrücklich bezeugt wird. Gerade aus jener Periode aber ſtammen einzelne Äußerungen des Schwiegervaters, die treffliche Beiträge zu ihrer Charakteriſtik geben. Die eine Stelle 9. Januar 1824 lautet ſo: „Ottilie weſ't nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben bis ſie von Zeit zu Zeit pauſieren muß; vielleicht gibt ihr das erreichte Ziel, wieder durch's Brandenburger Tor eingefahren zu ſein, wenigſtens eine Milderung der Haſt, ohne die man ſie freilich kaum denken kann. Du tuſt ihr, weiß ich, alles zu Liebe; das Beſte kann freilich nicht ohne Aufregung ihres aufgeregten Weſens geſchehen.“ Auch nach Berlin 18. Januar 1824 wurden mehrere Schreiben gerichtet, aus deren einem folgende, ſehr hübſche Stelle zur Charakteriſtik der Angeredeten dienen mag: „Wenn ich, meine liebe Tochter, unſeren Zuſtand aufrichtig vermelden ſoll, ſo geht es im Hauſe und in der Reſidenz ebenſo verwirrt zu, als wenn Du da wärſt; Tableaux und Maskeraden, Pikniks und Bälle laſſen die Menſchen im Kleinen nicht zu ſich kommen, ſo wie ich denke, daß Dir's im Großen geht. Nun kannſt Du Dir aber was

zu Gute tun, wenn Du vernimmſt, daß in allen dieſen Faſtnachts-Nöthen Du immer als Hülfsheilige angerufen wirſt; da es mir etwas wunderlich vorkam, daß Du auf einmal in den Geruch des Paradieſes kommen ſollteſt, ſo hab ich mich nach Deinen Verdienſten genau erkundigt; ſie beſtehen, wenn es Dir noch nicht genau bekannt ſein ſollte, daß Du jedermann Deine Kleider, Bänder und Blumen borgſt und zuletzt mit der ſchlechteſten Maske vorlieb nimmſt. Da nun dies von jeher der Weg war, canoniſiert zu werden, ſo würde ich Dir zu ſolcher geiſtlichen Standeserhöhung Glück wünſchen, wenn Du nicht jetzt in Berlin für alles weimariſche Entbehren Deinen Erdenlohn dahinnähmeſt."

Ottilie pflegte in der Reſidenz dieſelben geſellſchaftlichen Beziehungen, die ſie ſchon bei ihrem erſten Aufenthalte geknüpft hatte. Sie wohnte bei Nicolovius, dem gegenüber Goethe die „durch des lieben Gaſtes verurſachte Unbequemlichkeit" entſchuldigte. Hauptſächlichen Umgang hatte ſie mit Zelter und deſſen Familie, dem Staatsrat Schultz, Alexander und Wilhelm von Humboldt. Graf Brühl erleichterte ihr den Beſuch des Königlichen Schauſpielhauſes auf jede Weiſe. Sie muß auch mit Rahel zuſammengeweſen ſein und überſendete dem Schwiegervater deren geiſtvolle Bemerkungen über die Wanderjahre, auf die der Verfaſſer mit hübſchen Worten reagierte. Sie traf wohl ferner auch Bettine von Arnim. Auf ſie bezieht ſich folgende Stelle in einem von Goethe an Ottilie geſchriebenen, aber nicht abgeſchickten Briefe: „Du warſt Bettinen nicht abgeneigt; wenn Du ſie findeſt, ſei ihr freundlich; ich habe Brief und Sendung von ihr, wunderlich genug! Sehr ſelten, daß eine fixe Idee zur Blüte und Reife kommt, es iſt aber wirklich, als wenn ſowas mit ihr im Werke wäre." (Die eben angeführten Worte beziehen ſich auf das Modell zu dem Koloſſaldenkmal Goethes, über das ſich der Meiſter wenige Monate ſpäter etwas abfälliger ausſprach, als unſere Stelle vermuten läßt.) Endlich lernte ſie auch die bekannten Künſtler, die Gebrüder Henſchel kennen, die durch ihre realiſtiſche, zum Teil naturaliſtiſche Art Menſchen und Situationen darzuſtellen, einen merkwürdigen Platz unter den damaligen Künſtlern

[illegible]

Im Sommer desselben Jahres reiste Ottilie, wie es scheint eines Halsleidens wegen nach Ems. Sie berührte Frankfurt, wo sie in Goethes Freundeskreise, z. B. von Willemers verkehrte, auch von Reichard, dem französischen Bundestagsgesandten, freundlich aufgenommen wurde. Dafür bedankte sich der Schwiegervater mit folgenden Worten: „Die zwar zum Voraus gewisse aber doch noch immer übermischend-freundliche Aufnahme meiner bedenkwürdig-wunderlichen Schwiegertochter werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächst diesen Sommer vergolten. Mit etwas mehr Gesundheit könnte sie ihren Freunden für die unschätzbare Güte, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme selbst erwidern. Bei so schönen Anfängen läßt sich auch für die Folge das Beste hoffen." Auch auf dieser Reise empfing Ottilie durch Goethe, der für ihre Gesundheit sehr besorgt war und zum Beispiel die Befürchtung aussprach, sie werde durch Singen ihr Übel vermehren, manche

Walther
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

einnehmen. Wie ſie manche Schauſpieler jener Zeit in ihren Rollen durch Zeichnungen vergegenwärtigten, ſo verfolgten ſie wie es ſcheint, auch die Abſicht, Goethe in ſeinem Hauſe, ſeinem Arbeitszimmer uſw. darzuſtellen, hatten von dieſer Abſicht Ottilie Mitteilung gemacht, worauf dieſe von Weimar aus den unangenehmen Auftrag empfing, die Petenten abzuweiſen. Goethe ſchrieb nämlich der Vermittlerin am 24. Januar 1824: „Was die Gebrüder Henſchel betrifft, deren Kartenſpiel weder von beſonderer Erfindungskraft noch Technik ein leidliches Zeugniß ablegt, ſo ſchaue, daß Du ihr Kommen nach Weimar auf eine freundliche Weiſe ablehnen kannſt. Ich bin feſt entſchloſſen, keinem Künſtler, er heiße wie er wolle, mehr zu ſitzen noch zu ſtehen, auch iſt der realſentimentale Einfall, mich mit meiner Umgebung darzuſtellen, ganz gegen meine Denkweiſe, die Du beſſer kennſt. Dieſes Vorhaben wirſt Du alſo freundlich zu beſeitigen wiſſen, damit wir hier nicht unangenehme Scenen erleben, indem ich völlig hierüber entſchloſſen bin. Du ſiehſt, daß in diplomatiſchen Fällen auch manchmal etwas Unangenehmes mit unterläuft, welches aber Deine Klugheit nicht irre machen wird."

Im Sommer desſelben Jahres reiſte Ottilie, wie es ſcheint eines Halsleidens wegen, nach Ems. Sie berührte Frankfurt, wo ſie in Goethes Freundeskreiſe, z. B. von Willemers verkehrte, auch von Reinhard, dem franzöſiſchen Bundestaggeſandten, freundlich aufgenommen wurde. Dafür bedankte ſich der Schwiegervater mit folgenden Worten: „Die zwar zum Voraus gewiſſe aber doch noch immer überraſchend-freundliche Aufnahme meiner liebenswürdig-wunderlichen Schwiegertochter werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächſt dieſen Sommer vergolten. Mit etwas mehr Geſundheit könnte ſie ihren Freunden für die unſchätzbare Güte, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme ſelbſt erwidern. Bei ſo ſchönen Anfängen läßt ſich auch für die Folge das Beſte hoffen." Auch auf dieſer Reiſe empfing Ottilie durch Goethe, der für ihre Geſundheit ſehr beſorgt war und zum Beiſpiel die Befürchtung ausſprach, ſie werde durch Singen ihr Übel vermehren, manche

Walther
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuſeum in Weimar)

Not to be republished

ſehr eingehende Berichte, in der der Alte nicht nur die Chronik des Hauſes treulich vermeldete und die Ereigniſſe des Tages beſprach, ſondern auch von ſeinen literariſchen Beſchäftigungen, ſeiner vielſeitigen Lektüre und ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und Plänen treulich Rechenſchaft erſtattete.

Im Mai 1825 war Ottilie mit ihrem erkrankten Sohne nach Jena gereiſt; die ganze Zärtlichkeit des Alten, nicht nur der Schmerz über die Störung des gewohnten Lebens, tritt in folgendem Billet hervor (29. Mai): „Wie ſehr ich Dich bedauere darf ich Dir nicht ſagen, wieviel Du leideſt darfſt Du mir nicht bekennen und ſo wollen wir denn mit der größten Aufrichtigkeit eine Zeitlang gegen einander diſſimulieren. Soviel zu Begleitung der allerfriſcheſten neugriechiſchen Mundbiſſen. Grüße den guten armen Knaben. Liebe und ſchreib." Wenige Tage ſpäter, 1. Juni, ſchrieb er einen ausführlichen Brief über engliſche Lektüre und über literariſche Angelegenheiten mannigfacher Art. Über den zurückgebliebenen Enkel heißt es: „Wolf iſt munter und ſehr artig, auch huſtet er in meiner Gegenwart ſehr wenig, beim Frühſtück erweiſt er ſich froh und begierig, plagt mich um Papier und Bleiſtift, liniiert und kritzelt, dann bedarfs Oblaten zu den gefalteten Briefen und nach gekritzelter Adreſſe iſt er auch wieder vergnügt." Und am 4. Juni: „Grüße den guten, armen Walther; wenn Du etwas ihn zu erfreuen findeſt, ſo erſetze gern die Auslagen. Wolf huſtet bei Nacht, iſt aber am Tage munter, artig und trutzig; er dürfte nicht geborener Pair von England ſein, ſo würde er ſich ſehr unartig gebärden, ſo aber wird er ſich wohl zu einer mittleren Bildung bequemen." Und über die Weimarer Verhältniſſe heißt es, wiederum nach einigen Tagen, 7. Juni: „Hier hat die Nachricht von des Mais Ankunft einen Gährungsſtoff mehr unter Freunde und Freundinnen geworfen; denn fürwahr unſer kleiner junger Kreis zieht an, ſtößt ab, ſchwebt, ſchwankt, kuppelt und entführt, intriguiert und klatſcht, daß es eine Luſt iſt. Ulrike, obgleich mitunter geheimnisvoll, läßt doch manches verlauten. Und ſomit lebewohl, bis Du auf dieſen irrgärtlichen Schauplatz wieder zurückkehrſt."

Ottilie vergalt in vollem Maße die ihr gewidmete Zärtlichkeit. Der Sitte der Zeit gemäß redete sie, wie übrigens auch August, den Vater mit „Sie" an, aber aus den wenigen uns bekannten brieflichen Zeugnissen und aus den zahlreichen Berichten der Besucher der Tecabende und der ständigen Gäste des Hauses wird ersichtlich, mit welcher Verehrung die junge Frau dem geistigen Schaffen des Alten sich zuwandte, mit welch zarter Rücksicht sie seinen Bedürfnissen entgegenkam und auch seine Schwächen schonte, mit welch lieblichen Aufmerksamkeiten sie ihn zu erfreuen wußte und mit welcher Hingebung sie ihm in Krankheitstagen nahte.

Von kleinen Szenen und Unstimmigkeiten, wie sie zwischen einem älteren Mann und einer jüngeren Frau, die doch gern die Herrscherin des Hauses sein möchte, so häufig vorkommen, ist in dem Goetheschen Hause kaum die Rede. Selbst im Jahre 1823, als eine Zeitlang Goethe wirklich entschlossen schien, Ulrike von Levetzow zu der Seinen zu machen, scheint sie, trotz der totalen Umwälzung, die durch den Einzug einer noch viel jüngeren Frau notwendig erfolgt wäre, die einzig Ruhige gewesen zu sein. Denn wenn eingeweihte Berichterstatter gerade damals von der schroffen Einseitigkeit und der gehaltlosen Naivität Ulrikens, der Schwester Ottiliens, und von der rohen und liebelosen Sinnesweise, den harten Reden des außer sich geratenen Sohnes zu berichten wissen, verhielt sich Ottilie, die freilich gerade damals sehr leidend war, passiv und von ihr ging jedenfalls nicht der Plan aus, die Pikierte zu spielen und nach Berlin zu gehen, wie „der verrückte Patron" nach den Worten desselben Berichterstatters es sich ausgedacht hatte.

Rein menschlich betrachtet, wird man, ohne die Lieblosigkeit und Respektwidrigkeit des Sohnes irgendwie zu beschönigen, Augusts Betragen nicht unbegreiflich finden. Er war kein hochbesoldeter Beamter und hatte auch seitens der Frau keine großen Schätze zu erwarten. Durch den Vater an gewisse Ansprüche gewöhnt, war er doch materiell von ihm abhängig geblieben. Die Einkünfte aus Goethes Vermögen, sein Ministergehalt und sein schriftstellerischer

Verdienſt reichten bei der vornehmen Lebensführung, den reichlichen wohltätigen Spenden und den mancherlei koſtſpieligen Neigungen gerade aus, genügten aber nicht zum Erwerb eines beträchtlichen Vermögens. Was Wunder daher, daß Auguſt der Zukunft ſeiner Kinder mit einer gewiſſen Bangigkeit entgegenſah.

Er war ein 34jähriger Mann, der, da er ſelbſt unfähig war, Güter zu erwerben, das anſtändige Fortkommen der Seinen nicht durch einen Eindringling in Frage geſtellt ſehen wollte. Er war gewohnt, mit ſeiner Gattin, an der Seite des Vaters ein vornehmes Haus zu repräſentieren, er mußte es daher unangenehm empfinden, daß eine junge Herrſcherin die bisherige Regentin entthronen ſollte. Mit ſo unvergänglichem poetiſchen Schimmer Ulrike von Levetzow in den ihr geltenden wunderbaren Gedichten auch umwoben iſt, ſo herrlich man auch dieſe jugendliche Liebe des unverwüſtlichen Alten zu einer friſchen, lieblichen Jungfrau ausgemalt hat, — auch der glühendſte Verehrer Goethes müßte es etwas befremdlich finden, wenn ein ganz junges Mädchen an der Seite des Vierundſiebzigjährigen als Herrin in das ehrwürdige Haus eingezogen wäre.

Könnte man Auguſt daher nicht ganz Unrecht geben, wenn er ſeinem Vater reſpektvolle Vorſtellungen gegen einen Schritt gemacht hätte, den dieſer in ſeiner Leidenſchaftlichkeit zu tun entſchloſſen war — die Frage, ob er dem Mädchen direkt oder durch Vermittlung der Mutter einen wirklichen Antrag geſtellt und ob er ſich einen Korb geholt hat, berührt uns hier nicht — ſo wird man andererſeits nicht umhin können zu ſagen, daß ſeine Motive eben nur praktiſcher Natur waren. Er war ordnungsliebend, ein guter Haushalter. Den Freunden, z. B. den Mitgliedern des Schillerſchen Kreiſes, galt er als ſchlau berechnend, als einer, der den Vater geradezu zur Übervorteilung anderer veranlaßte. Dieſe Beſchuldigung geht gewiß zu weit. So viel indeſſen wird man ſagen dürfen, daß er den Vorteil des Vaters und damit ſeinen eigenen, namentlich auch den der Seinen im Auge hatte und daß er jenen zu einer größeren praktiſchen Ausnützung ſeines Ruhmes und ſeines Anſehens drängte.

So praktiſch und tüchtig Auguſt auch manches einrichtete, ſo daß der Vater einmal erklärte, daß jener „in alles ganz verſtändig eingreife, wir haben in wenigen Stunden Fundamente zu künftigen Winterunterhaltungen gelegt", ſo gab es doch Gelegenheiten genug, bei denen der Ältere den Präzeptor ſpielte und dem Jüngeren ernſte Mahnungen zukommen ließ. Der nachfolgende Brief vom 19. September 1816 iſt in dieſer Hinſicht ein überaus merkwürdiges Dokument.

„Ohne in den beſonderen Fall einer zu übernehmenden Bürgſchaft, den Du mir, mein lieber Sohn, vorlegteſt, einzugehen, muß ich Dir nachſtehendes zu Herzen geben.

Als mich mein ſeliger Vater einigermaßen ausſtattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich, daß ich bei ſeinem Leben keine Bürgſchaft eingehen und auch nach ſeinem Tode dieſe Warnung immer bedenken ſolle.

Denn ſagte er: wenn du bares Geld haſt, ſo magſt du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willſt du es verſchenken, ſo iſt auch nichts dagegen zu ſagen, borgſt du, ſo wirſt du dich einrichten, Intereſſen zu bezahlen und das Kapital abzutragen; verbürgſt du dich aber, ſo verſetzeſt du dich in einen unruhigen Zuſtand, der deſto peinlicher iſt, als du dich untätig, ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt ſich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr, iſt aber die Verbürgung geſchehen, ſo fühlt er ſich gar bald, beſonders in ſorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne ſich zeigenden Übel bedroht, welches um ſo fürchterlicher erſcheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachſen ſei, wenn es näher treten ſollte.

Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich ſelbſt, iſt löblich, denn der Augenblick entſcheidet; aber dir auf unbeſtimmte Zeit, oder wohl gar aufs ganze Leben Sorge zu bereiten, und deinen ſichern Beſitz wenigſtens in der Einbildungskraft zu untergraben, iſt keineswegs rätlich, denn unſere körperlichen Zuſtände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondriſche Stunde,

und die Sorge ruft alsdann alle Geſpenſter hervor, die ein heitrer Tag verſcheucht.

So war die Geſinnung meines Vaters und ſo iſt auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andere getan, und mich und die Meinigen dabei vergeſſen; dies kann ich Dir ohne Ruhmredigkeit ſagen, da Du manches weißt: aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findeſt Du keinen ſolchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein."

Auguſt wurde Ende 1823 Geheimer Kammerrat. Als ſeine Haupttätigkeit darf man ſeit 1824 die Sicherung des literariſchen Nachlaſſes des Vaters betrachten. Denn er war es nicht nur, der während einer Reiſe des Vaters Ordnung in der Papiermaſſe ſtiftete, ſondern er begann auch mit Energie und Umſicht die praktiſche Verwertung zum Zwecke einer umfaſſenden definitiven Ausgabe. Er ſollte laut väterlichem Auftrage im Vereine mit Riemer und einigen jüngeren Genoſſen das geſamte literariſche Archiv des Vaters ordnen, die vorhandenen Materialien zu einer Geſamtausgabe vorbereiten und das nicht augenblicklich Benutzbare wenigſtens in Ordnung bringen. Dieſem Auftrage, der im April 1822 erteilt war, unterzog ſich Auguſt in Gemeinſchaft mit ſeinen Helfern mit ſolchem Eifer, daß bei der Rückkehr des Vaters die Sache in ſchönſte Ordnung gebracht war: „Es iſt dieſen Sommer in meiner Abweſenheit eine Repoſitur zuſammengeſtellt worden, worin alles enthalten iſt, was jemals Gedrucktes und Ungedrucktes von Werken, Schriften, Arbeiten und Vorarbeiten von mir ausging; wo alle Tagebücher zu Haus und in der Fremde, alle Fragmente und, was mehr iſt, ſeit gewiſſen Jahren ſämtliche an mich erlaſſene Briefe und die bedeutendſten von mir ausgegangenen in einigen Schränken aufbewahrt ſind."

An die Ordnung ſchloß ſich die Verwertung. Auguſt hielt Umſchau unter den Verlegern, die für dieſe in Betracht kamen, verhandelte mit einzelnen, gab dem Vater praktiſche Ratſchläge, denen dieſer ſich wenigſtens teilweiſe fügte. Eine Folge davon war, daß

eine große Anzahl Briefe, die in dieſer Angelegenheit geſchrieben wurden, von Vater und Sohn gemeinſchaftlich unterzeichnet wurden; dem raſtloſen Drängen des Sohnes, der das Materielle der Angelegenheit in den Vordergrund ſtellte, iſt es wohl zu danken, daß der Dichter durch Cotta Bedingungen zugeſprochen erhielt, wie ſie bis dahin einem deutſchen Autor noch niemals auch nur entfernt zugebilligt worden waren.

Auch in anderer Art wußte Auguſt den Vater zu unterſtützen. Als ſein Stellvertreter ging er z. B. nach Jena, um bei dem 50jährigen Dozentenjubiläum des Profeſſor Lenz tätig zu ſein; als Briefſchreiber trat er für ihn ein während der gefährlichen Krankheit im Jahre 1823.

Galt es, gemeinſam zu arbeiten, ſo waren die geſchäftlichen Seſſionen zwiſchen Vater und Sohn nicht nüchterne Beamtenſitzungen, ſondern wurden gelegentlich in gemütlicher Art vorgenommen. Das lehrt z. B. eine Äußerung aus einem vertraulichen Briefe: „Das ſei alſo ausgeſetzt, bis wir wieder einmal um Mitternacht ein Glas Wein zuſammen trinken."

Freilich kam es auch vor, daß Auguſt einſam in Weimar zurückblieb. Da während eines Aufenthalts des alten Herrn in den böhmiſchen Bädern Ottilie ſich auf Anraten des Arztes ſchnell zu einer Badereiſe entſchließt, wird dem Sohn zugerufen (29. Juni 1822): „Die Fahrt nach Frankenhauſen billige ſehr; man ſollte nur immer ohne große Umſtände das nächſte Bad wählen. Der Geiſt wird durch neue Gegenſtände, der Körper durch Trinken und Baden angeregt, doch müſſen beide ſich ſelbſt helfen." Und der Sohn wird wegen des Alleinſeins getröſtet: „Ich wünſche Dir guten Humor zu dem einſamen Leben, es iſt auch einmal gut."

Über Auguſts amtliche Stellung kann nach den Mitteilungen des Großh. Geh. Haupt- und Staats-Archivs in Weimar folgendes feſtgeſtellt werden: Nachdem Auguſt von Goethe am 10. Oktober 1810 den Charakter als Kammeraſſeſſor erhalten hatte und am 23. Dezember 1811 zum wirklichen Aſſeſſor beim Kammerkollegium sine voto (als Protokollführer und mit Sekretariatsarbeiten beſchäftigt)

ernannt worden war, erhielt er am 29. Januar 1813 das Votum als Kammeraſſeſſor und ein Jahresgehalt von 150 Reichstalern vom 1. April des Jahres ab laufend. Im Jahre 1816 hatte er die 7. Kammerratsſtelle inne mit einem Gehalt von 800 Talern; als Geheimer Kammerrat bezog er eine Beſoldung von 1000 Talern. Der Geſchäftskreis der Kammer umfaßte die Domänen- und Regalienſachen; Auguſts Anteil an den Geſchäften läßt ſich im einzelnen nicht ſpezialiſieren. Nach 1816 fungiert er auch noch als Deputierter der Großherzoglichen Kammer zur Oberbaubehörde als Immediat-Kommiſſion für das geſamte Zivil-Bauweſen.

Aus Goethes Tagebüchern erkennt man, daß der Sohn häufig Hofdienſt hatte, der ſich vielleicht am beſten als der eines dienſttuenden Kammerherrn bezeichnen läßt. Er hatte in beſtimmten Zwiſchenräumen am Hofe zu ſpeiſen, bei Empfängen gegenwärtig zu ſein; beim Tode des Großherzogs hatte er die erſte Nachtwache. Mitunter wird über ſein beſonderes Departement, nämlich die Bauangelegenheiten, mit dem Vater konferiert; die hauptſächliche Tätigkeit jedoch beſtand in der Tätigkeit für den Vater, in amtlichen und in privaten Geſchäften. Daß in dieſen das eifrige, geſchäftskundige Weſen des Sohnes von großem Nutzen war, wird von dem Vater mehrfach bezeugt. Es genüge, ein einziges lobendes Wort hervorzuheben. Im Tagebuche heißt es (8. Oktober 1827): „Ich war in vier Jahren nicht nach Jena gekommen und hatte mich zu erfreuen, daß durch die aufmerkſame Wirkung meines Sohnes und die höchſt verſtändige Wirkung aller Angeſtellten ſich im Ganzen und Einzelnen nichts zu tadeln fand und nur wenig für die nächſte Zeit zu tun übrig blieb.“ Auch für die vielfachen privaten Unterhaltungen zwiſchen Vater und Sohn bildet das Tagebuch eine ergiebige Quelle. Oft wird der mineralogiſche Eifer Auguſts verkündet, Geſpräche über ſeine Foſſilienſammlung werden hervorgehoben, ſeine Mittätigkeit bei dem Ankauf alter Münzen wird erwähnt. Ganz beſonders häufig wird ſeiner Teilnahme an freimaureriſchen Angelegenheiten gedacht, wenigſtens eine Stelle ſei hier angeführt (10. Juli 1821): „Mein Sohn kam von der Tafelloge, zufrieden mit eigener und fremder

Redekunſt." Vor allem aber ſind die Unterhaltungen mit ihm öffentlichen, politiſchen und privaten Verhältniſſen zugewendet, ohne daß der Gegenſtand dieſer Unterredungen ausdrücklich bezeichnet iſt.

Von größtem Intereſſe iſt es jedoch darzutun, inwieweit Auguſt an dem Geiſtesleben des Vaters teilgenommen. Bei der lakoniſchen Faſſung der Tagebücher darf man über dieſen Punkt nicht ausführliche Darlegungen erwarten, ſondern muß ſich mit Andeutungen begnügen; aber auch dieſe ſind intereſſant genug, ſo wird ihm z. B. die neue (poetiſche) Einleitung zum Werther vorgeleſen; er darf Kenntnis nehmen von der „Helena" (dem dritten Akte von Fauſt II. Teil) und am 22. April 1827 wird notiert: „Nach Tiſch mit meinem Sohn über die Wirkung der Helena." Das Merkwürdigſte iſt vielleicht, daß der Vater dem Sohne von jenem früher (oben S. 88 fg.) analyſierten Gedichte „Das Tagebuch" Kenntnis gibt, wie aus der Notiz (10. Dezember 1819) hervorgeht: „Abends mit Auguſt das ‚Tagebuch', Gedicht in Stanzen."

Häufiger als über die eigenen dichteriſchen und ſchriftſtelleriſchen Produktionen unterhielt ſich der Vater über literariſche Spenden, die ihm ſo zahlreich von außen kamen. Auch hier mag es genügen, auf zwei Notizen hinzuweiſen (24. Januar 1827): „Meines Sohnes lebhafte, aber wohl empfundene Worte über die Vorzüge der neueſten Berliner Sendung." Und 5. und 6. Juli desſelben Jahres: „Mit meinem Sohn über Herrn von Schweinichen (Lebenserinnerungen eines ſchleſiſchen Ritters des 16. Jahrhunderts, an deſſen lebensvoller, kräftiger Individualität Goethe beſondere Freude hatte) und deſſen Herrn, den Fürſten von Liegnitz." Auf die geiſtige Entwicklung des Sohnes zielt die Eintragung 31. Dezember 1827: „Hatte im Laufe des Tages mit meinem Sohn über deſſen Art das Franzöſiſche anzugreifen ein angenehmes Geſpräch."

Sehr ſelten werden — aber freilich liegt dies auch wohl in dem Weſen des Tagebuchs, das keine Bekenntniſſe, ſondern nur eine Chronik ſein ſoll — Bezeugungen des herzlichen Zuſammenlebens notiert. So wird z. B. kaum je Auguſts Geburtstag, der ja freilich mit dem erſten Weihnachtstag zuſammenfiel, als ein beſonders

festlich begangener Tag genannt und an Goethes Geburtstag oder am Neujahrstag werden die Seinen keineswegs immer unter den Glückwünschenden besonders angeführt. Um so erfreulicher wirkt die Notiz vom 11. Juni 1826. Es handelt sich um eine sehr zarte Aufmerksamkeit der Kinder. Sie brachten ihm, wie die lakonische Inschrift lautet: „einen Kranz und das alte Dekret vom 11. Juni 1776." Nach der lauten, prunkvollen Feier, mit der der 7. November 1825, die Erinnerung an das vor 50 Jahren erfolgte Eintreffen Goethes in Weimar begangen worden war, ist diese Überreichung des mit Blumen geschmückten Anstellungsdekrets eine sinnige Huldigung, bei der man sich August gern mitbeteiligt denkt.

Die am häufigsten von August geübten Pflichten waren die der Repräsentation.

Oft genug ließ nämlich der den Festgepränge abholde Meister bei Festen, die ihm galten, sich durch seinen Sohn vertreten. Da mußte August eine dankbar undankbare Rolle spielen: er hatte die Huldigungen entgegenzunehmen, von denen er wußte, daß sie ihm nicht galten, auch wohl zu erwidern, wobei ihm der Vater die Worte eingegeben, wenn nicht aufgeschrieben hatte, oder Gedichte vorzulesen, die der Vater als Entgegnung vorbereitet.

Der wichtigste Akt, bei dem August als Sprecher auftrat, ist die Niederlegung von Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek am 17. September 1826. Der Bürgermeister K. L. Schwabe hatte im März des genannten Jahres aus dem Weimarer Kassengewölbe den Schädel des unsterblichen Dichters ans Licht befördert. Seine Büste von Dannecker war von den Schillerschen Erben erworben worden, sie sollte der Großherzoglichen Bibliothek überlassen werden; in ihrem Piedestal war dem Schädel einstweilige Ruhe bestimmt, bis die übrigen Gebeine gesammelt waren und dann alles zusammen an einer würdigeren Stätte beigesetzt werden könnte.

Als Sprecher, nicht als Verfasser der Rede, zeigte sich August bei dieser Gelegenheit. Dies ergibt sich schon aus dem Umstand, daß Goethe fast bis zum letzten Moment die Absicht hatte, bei der Feier

zu erſcheinen, daß er aber, wie Auguſt ſelbſt ſchrieb, in Gedanken an den großen Moment ſo ergriffen war, daß es ihm ſchließlich unmöglich wurde, dem feierlichen Akte beizuwohnen. Hatte er aber die Abſicht zu kommen, ſo konnte er unmöglich das Redneramt einem Andern, auch nicht dem geliebten Sohne überlaſſen. Aber auch der Wortgebrauch der Rede iſt, wie der Herausgeber des authentiſchen Wortlauts nachgewieſen hat, durchaus Goethiſch, ja einzelne Phraſen klingen dem Gedanken, ja oft dem Wortlaut nach an die Terzinen an, die Goethe dieſem feierlichen Moment weihte. Und auch die Stellen, in denen der Sohn im eigenen Namen zu ſprechen ſchien, muß man als das Diktat des Vaters anerkennen. Denn alſo ſprach er: „Es war früher ſein (meines Vaters) feſter Wille dieſes zu tun, doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle mächtig rege, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit ſeinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die ſchönſten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte, einem Freunde und Zeitgenoſſen, deſſen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen imſtande war. Auch uns Lebende, die Söhne der zwei Unzertrennlichen, vertrauteſter Freund (Ernſt v. Schiller iſt der Angeredete), trennte das waltende Schickſal, indem es mich hier feſſelte, dir aber in der Ferne dein Los bereitete. Im Geiſte ſind wir uns immer nah und danken wollen wir der Leitung, die uns ſo in den größten Lebensmomenten zuſammenführt."

Dann dankte er dem Freunde und der von ihm vertretenen Schillerſchen Familie, daß ſie das Haupt des verehrten Vaters der Stadt geweiht, „wo ſein hoher Geiſt die ſchönſten Blüten entfaltete und die herrlichſten Früchte trug"; er dankte ihm ferner, daß er die Büſte Danneckers dem Staate überlaſſen hätte und übergab die Reſte dem Oberbibliothekar Riemer zur Aufbewahrung, nachdem er die ſchönen Worte geſprochen: „Und indem wir auf dieſe Weiſe dem auflöſenden Moder einen köſtlichen Schatz entziehen, ſo gleichen wir den hohen Alten, die nach erloſchenem Holzſtoß aus verglommenen Kohlen, aus unreinlicher Aſche fromm das Überbliebene

ſammelten, um ſolches in würdiger Urne bewahrt, mit lange dauernden Monumenten zu ſchmücken."

Ein ſolcher weihevoller, erhabener Moment kam in Auguſts Leben nicht wieder. Er, der das müde Haupt des auch von ihm hochverehrten Dichters zur Ruhe gebettet hatte, fand nun auch bald ſeine letzte, ewige Wohnſtätte.

Von Auguſts Leben in dieſer letzten Zeit iſt uns nicht viel bekannt. Auch ſind wir meiſt auf die Notizen des Tagebuches angewieſen. Seine Stimmung war oft verzweifelt. Er verſchloß ſie nicht in ſich, ſondern teilte ſie auch den Naheſtehenden mit. Sein Verhältnis zur Gattin muß gerade damals beſonders ſchlecht geweſen ſein. Karl von Holtei gegenüber, den man nach dem Tode des Großherzogs zum Weimarer Theaterintendanten zu machen wünſchte, äußerte Frau Johanna Schopenhauer, die durch ihre Tochter Adele um Ottilie beſonders gut Beſcheid wußte: „Ottilie iſt eifriger als wir alle, um Sie hier zu haben. Sie behauptet ihr bischen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger ſteht, als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der ſie jetzt baß quält und während Ihres Hierſeins fromm wie ein Lamm war."

Die oben charakteriſierten Unterhaltungen mit dem Vater hatten auch in der letzten Zeit ihren Fortgang, obgleich freilich nicht verſchwiegen werden kann, daß Auguſts Name oft wochenlang nicht erwähnt wird. Die Anführungen, die dem Sohne gelten, ſind häufig ohne charakteriſtiſche Einzelheiten, beziehen ſich auf Geſchäfte oder auf Vergnügungen, z. B. die beabſichtigten Redoutenaufzüge, wobei der Vater ſich freute, daß der Sohn als Falſtaff beſonders gut ausſah. Geſellſchaften, die gegeben werden ſollen, werden beſprochen, Mitteilungen über die Logenſitzungen angehört, die Napoleon-Sammlung des Sohnes erwähnt. Kleine Reiſen, z. B. nach Leipzig (Juni 1830) unterbrechen das Weimarer Einerlei. Manchmal hatte Auguſt im höfiſchen Dienſte tätig zu ſein, ſo mußte er einmal der Kronprinzeſſin der Niederlande entgegenfahren.

Nur wenige einzelne Aufzeichnungen verdienen eine wörtliche An-

führung. 31. Januar 1829: „Genaſt ſpielte den Figaro in dem Barbier von Sevilla als Gaſt. Später mein Sohn von dem Erfolg Kenntnis gebend und von geſelligen Verhältniſſen umſtändlich erzählend"; 22. März: „Abends mein Sohn ſich an den Mineralien erfreuend, einige Bau- und Einrichtungsprojekte auf den Sommer vorſchlagend"; 9. Juni: „Speiſte oben mit meinem Sohn allein und wir beredeten die nächſte Anordnung der Mineralien und ſonſtigen Naturgegenſtände in dem kleinen Gartenhäuschen"; 17. Juli: „Kam mein Sohn und wurden mit demſelben die Verhandlungen des landwirtſchaftlichen Vereins und Sonſtiges durchgeſprochen."

Die italieniſche Reiſe Auguſts war von langer Hand vorbereitet. Man darf auf ſie wohl die Tagebuchnotizen vom 2. Januar 1828 deuten: „Mein Sohn ſprach viel von ſeinen Reiſeplänen." 26. Mai: „Mein Sohn blieb zurück und ſprach von ſeiner vorhabenden Reiſe." Aber greifbare Geſtalt gewann der Plan erſt Anfang 1830. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Auguſt ſich den Hilfsarbeiter des Vaters, J. P. Eckermann, der ſeit 1823 in Weimar weilte, einen Mann, von dem ſpäter noch die Rede ſein wird, zum Begleiter auserwählt habe, ſondern glaubhafter, daß der Vater, der die Koſten der Reiſe beſtritt, dieſen über ſeine Jahre ernſten, zuverläſſigen Mann, als Reiſemarſchall und zugleich als Beſchützer des Sohnes ausſuchte. (Übrigens vertrug ſich das ungleiche Paar, wie freilich vorauszuſehen war, auf der Reiſe ſo wenig, daß Eckermann von Genua aus die Ermächtigung erbat und erhielt, zurückzukehren und Auguſt allein ſeine Todesfahrt antrat.)

Die erſte ganz beſtimmte Angabe über die Reiſe ſteht im Tagebuch 21. März 1830 (vgl. ſchon 16. März). „Dr. Eckermann zu Tiſche. Über die vorſeiende Reiſe geſprochen. Abſicht und Hoffnung der Reiſenden, ſowie der Zurückgebliebenen." Der wirkliche Antritt der Reiſe wird nach der Notiz vom 21. April: „Mittag Eckermann zum letzten Mal vor ſeiner Abreiſe, beſprachen Manches auf dieſes Unternehmen Bezügliche," mit den Worten angekündigt (22. April): „Mein Sohn hatte Abſchied genommen und war mit Eckermann verreiſt."

Von der Reiſe aus ſchrieb Auguſt eifrig und ſchickte auch ſeiner

Gewohnheit nach, die ihm vom Vater eingepflanzt worden war, Tagebücher. Solche Sendungen werden im Tagebuch freudig verzeichnet. Aus Frankfurt, Karlsruhe, Basel, Lausanne, Mailand. Es wird einmal erwähnt, daß die Aufzeichnungen des Sohnes in einer Gesellschaft vorgelesen werden und reger Teilnahme begegnen, ein anderes Mal, daß die Briefe Augusts dem Landesdirektionsrat Gille mitgeteilt werden. Auch von italienischem Boden aus zeigt sich August als eifriger Briefschreiber, er meldet seine Abreise nach Genua, schreibt aus jenem Ort, wo er erkrankte, ziemlich häufig und reist seitdem allein. Gerade in Oberitalien trank er außerordentlich viel und der gute Eckermann, der behauptete, hauptsächlich zur Überwachung und Verhinderung dieser beständigen Libationen mitgeschickt worden zu sein, konnte dem unseligen Hange nicht wehren. Daß der Reisende manchem Begegnenden interessant und liebenswert erschien, geht daraus hervor, daß zwei Herren Frizzoni aus Bergamo sich bei dem Vater meldeten, und Grüße des Sohnes überbrachten.

In Florenz wurde ein längerer Halt gemacht, dann ging es nach Neapel, wo die Begleitung des Malers Zahn besonders erfreulich war. Am 3. November meldet das Tagebuch: „Nachricht von meines Sohnes Ankunft in Rom", eine Woche später, am 10. November heißt es „gegen Abend Herr Geheime Rat von Müller und Hofrat Vogel mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. Oktober erfolgte Ableben meines Sohnes zur Kenntnis zu bringen; worauf denn Nachstehendes teils mitgeteilt, teils überlegt wurde."

Kanzler Müller meldet in seinen Unterhaltungen „nachmittags bittere Stunden bei Goethe, um ihm die Schreckenskunde beizubringen." Er berichtet in den nächsten Tagen von sehr häufigen Besuchen bei Goethe, wobei er z. B. am 19. und 21. November nicht anzumerken vergißt, daß Ottilie und der alte Herr „sehr heiter" waren. Eine Ergänzung seines Berichtes erhält man durch Frau Schopenhauer, die folgendes schreibt: „Der Alte hat ihn (Müller) nicht ausreden lassen, ‚als er fortging, gab ich ihn schon verloren',

hat er gesprochen, sie verabschiedet und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilie sagte er ‚August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide aneinander halten‘.“

Aus den ferneren Notizen des Tagebuchs werden häufige Spazierfahrten mit Ottilie gemeldet. Am 13. November heißt es: „Später Ottilie. Über einiges Literarische und Kunstgemäße gesprochen. Vorsätze von dergleichen Mitteilungen“; 15. November: „Später mit Ottilien. Einiges wegen künftigen Abendunterhaltungen besprochen.“

Diese Notizen und die übrigen Aufzeichnungen des Tagebuchs machen, man möchte sagen, einen versteinernden Eindruck. Es scheint so, als hätte sich im Leben des Greises nichts verändert: dieselben Beschäftigungen, Besuche, Besorgungen, dieselben Arbeiten, Kunstgenüsse, gesellschaftliche Unterhaltungen, — nur ein Mensch weniger auf der Welt.

Ja man möchte von einer völligen Gefühlslosigkeit des alten Mannes sprechen, wenn man erfährt, daß er beim ersten Wiedersehen mit dem jungen Maler Preller, dem gleich zu erwähnenden Zeugen von Augusts Tode, sich mit diesem aufs heiterste und liebenswürdigste unterhielt und von seinem Sohne kein Wort redete. Er wollte eben nicht daran erinnert werden. Selbst Monate später (Mai 1831), als Holtei, Augusts Intimus, die Rede auf ihn brachte, versuchte der Alte von anderen Dingen zu reden. Als dies nicht gelang, wurde er stumm, und als Holtei einer Einladung Ottiliens folgend, abends wieder erschien, speiste Goethe auf seinem Zimmer. „Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.“

Einer wohlunterrichteten Zeitgenossin, Alwine Frommann, der Tochter des Jenenser Buchhändlers, verdanken wir folgenden Bericht: „Goethe spricht mit fast niemandem darüber; mit seinem Arzt (Vogel), Geheimrat Müller, Röhr, vielleicht noch mit wenigen, mit Ottilie fast gar nicht, welches eine große Qual für sie ist, da sie aufs heftigste erschüttert ist, doch ist er sehr freundlich gegen sie und hat sie viel um sich; mittags ist sie mit den Kindern bei ihm,

ſeit Auguſt weg iſt und auch abends läßt er ſie meiſtens einige Stunden zu ſich kommen; ſie beklagt ſich, nicht über Kunſtſachen mit ihm ſprechen zu können, da er ſich auch jetzt damit am meiſten beſchäftigt. Alles hofft für ihn, daß Zelter kommt .... Er ſitzt jetzt oft ganz verſunken da .... Oft ſah er die Kinder wehmütig an und ſagte ‚Ihr armen Kinder‘.“

In ſeiner fanatiſchen Ordnungsliebe formierte Goethe auch über dieſen Fall Akten. Es hat ſich ein Faszikel erhalten: „Acta privata. Das Ableben meines Sohnes erfolgt in Rom Ende Oktober 1830 betreffend.“ Es beginnt mit den oben aus dem Tagebuche mitgeteilten Worten über den Empfang der Todesnachricht und enthält die von Vater und Gattin erlaſſene Todesanzeige, Berichte über die Krankheit, die Sektion und ähnliches. Dieſes ganze Verhalten jedoch darf man, wie vielleicht ſchon aus der ſchlichten Darſtellung der Alwine Frommann hervorgeht, nicht als Gefühlsloſigkeit betrachten.

Es iſt vielmehr nur eine Folge von Goethes Eigentümlichkeit, die ſtärkſten freudigen und ſchmerzlichen Eindrücke ganz allein in ſich zu verarbeiten und ſich von anderen nicht daran erinnern zu laſſen. Denn daß, wie es ja eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt, dies entſetzliche, unnatürliche Ereignis, daß der jugendliche Sohn dem alten Vater voraufging, dieſen gepackt hatte, wie ſchwer gerade der Verſuch einer Selbſtüberwindung war und wie bedenkliche Folgen gerade dieſe mächtige Anſtrengung nach ſich zog, zeigte ſich in der gefährlichen Krankheit, in die Goethe wenige Wochen ſpäter verfiel. Sein Körper ſchien zu erliegen unter dem Zwange, den er auf ſich auszuüben verſucht hatte.

Die ſchweren Kämpfe, die er in ſich durchmachte, zugleich mit der mannhaften Ergebung zu der er ſich nötigte, gehen aus folgendem Schreiben an Zelter 21. November 1830 hervor:

„Nemo ante obitum beatus, iſt ein Wort, das in der Weltgeſchichte figurirt, aber eigentlich nichts ſagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgeſprochen werden, ſo müßte es heißen: ‚Prüfungen erwarte bis zuletzt‘.

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es ſcheint, als wenn das Schickſal die Überzeugung habe, man ſeie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andere daher abgeleiteten Organen, ſondern aus Draht zuſammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt' ich Dir doch auch einmal eine ſolche Hiobsbotſchaft als gaſtlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden laſſen.

Das eigentliche, wunderliche und bedeutende dieſer Prüfung iſt, daß ich alle Laſten, die ich zunächſt, ja mit dem neuen Jahre abzuſtreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr ſelbſt fortzuſchleppen und ſogar ſchwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nur allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich phyſiſch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt ſich von ſelbſt. Der Körper muß, der Geiſt will, und wer ſeinem Willen die nothwendigſte Bahn vorgeſchrieben ſieht, der braucht ſich nicht viel zu beſinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor, von dieſem Puncte gelegentlich fortzuſchreiten. Meine herzlichſten dankbaren Grüße an alle ſo treulich Theilnehmende."

Von faſt noch größerer Bedeutung iſt aber Goethes Brief an Auguſt Keſtner, der, weil er nicht nur die Stimmung des Alten dartut, ſondern die ganze italieniſche Reiſe Auguſts rekapituliert, hier folgen mag.

„... Mein Sohn reiſte um zu geneſen, ſeine erſten Briefe von jenſeits waren höchſt tröſtlich und erfreulich, er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seeen, mit einem tüchtigen frohen Antheil bereiſt und beſchaut, war ebnermaßen nach Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen ungetrübten Blick für Natur und Kunſt; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung ſeiner frühern mehrfachen Kenntniſſe. Eben ſo ſetzte ſichs fort in Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zuſammentraf und ſich darauf von ſeinem bis-

Wolfgang
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuſeum in Weimar)

herigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutſchland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüſſelbeins, der zwiſchen gedachten Ort und Spezia ſich leider ereignete, hielt ihn hier an 4 Wochen feſt; aber auch dieſes Unheil, ſowie eine ſich dazu geſellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze ſehr beſchwerlich, übertrug er mit männlich gutem Humor; ſeine Tagebücher blieben vollſtändig und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er ſich in der Umgegend vollkommen umgeſehen und ſogar das Gebäude der Quarantaine beſucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz benutzte er muſterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerkſamkeit; ſein Tagebuch könnte einem ähnlich Geſinnten zum Wegweiſer dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfſchiffe abreiſend, nach ausgeſtandenem bedenklichen Sturm, an einem Feſttage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künſtler, Herrn Zahn, der bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland zu uns das beſte Verhältnis gefunden hatte, ihm freundlichſt entgegenkam, und ſich nun als erwünſchteſter Führer und Beiſtand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich geſtehen muß, nicht recht gefallen; ſie deuteten auf eine gewiſſe Haſt, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er ſich auch, in Abſicht auf ſorgfältiges Bemerken und Niederſchreiben, ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimiſch, ſeine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt ſind heiter, ja luſtig-lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die ſchon ſehr aufgeregte Natur nicht beſänftigen.

Leider ſchließen ſich hier Ihre freundſchaftlichen Behandlungen, Ihre Förderniſſe, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihülfe, Ihr Schmerz an meine Briefſchaften ſchmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu ſagen, was ſich von ſelbſt verſteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn bei ſeiner Rückkehr geſund und munter zu begrüßen, ihm ſeinen Theil an gemeinſamen Geſchäften, die Führung des Haushalts, die Unterſtützung ſeiner Gattin, die Erziehung ſeiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieſes alles

nunmehr laſtend auf mir zurückbleibt und ich täglich und ſtündlich mühſam veranſtalten muß, was ich, im Ganzen, jüngeren Thätigkeiten zu übertragen gedachte. . . . ."

Zum Abſchluß dieſes traurigen Kapitels folge der Bericht des jungen Malers Preller, der, wie ſchon erwähnt, ein Genoſſe Auguſts in deſſen kurzer römiſcher Zeit geweſen war.

„Kurz nach meiner Rückkehr, im Herbſt 1830, traf auch Auguſt von Goethe, der Sohn meines hochverehrten Gönners und Beſchützers, in Rom ein. Sein Aeußeres erinnerte lebhaft an die Schönheit des Vaters, ſo daß ich mich an ihm nicht ſatt ſehen konnte, und da er ebenſo liebenswürdig als ſchön war, ſo konnte ihm die herzlichſte Aufnahme in unſerem Kreiſe nicht fehlen. Ich war glücklich, während der kurzen Dauer ſeines Lebens in Rom ihm als Führer von einigem Nutzen zu ſein und befand mich faſt ununterbrochen mit ihm zuſammen. Leider ward er uns bald durch den Tod entriſſen. Ueber die näheren Umſtände dieſes ſchmerzlichen Ereigniſſes kann ich als Augenzeuge zuverſichtlichen Bericht geben und fühle mich hierzu um ſo mehr veranlaßt, als namhafte unrichtige Erzählungen darüber im Schwunge geweſen ſind. Auguſt Goethe war nämlich eines Abends zu Keſtner, an den er von ſeinem Vater empfohlen war, gebeten, um dort Thorwaldſen kennen zu lernen. Etwas bleich trat er ein und gab auf unſere Fragen an, er müſſe ſich in S. Pietro erkältet haben, da er erhitzt in den kühlen Raum eingetreten ſei. Keſtner ſchlug als geeignetes Mittel gegen ſolche ſcheinbar geringfügige Erkältung für den nächſten Tag eine Partie nach Albano vor, und Goethe ging bereitwillig auf dieſen Vorſchlag ein. Dann erzählte letzterer im Verlauf des Abends vieles Intereſſante von ſeinem Vater und von dem Weimariſchen Leben. Ich erinnere mich noch, wie Thorwaldſen freudig erregt ſeinen Worten lauſchte und ſich dabei unausgeſetzt die Hände rieb. Vor dem Scheiden mußte Goethe ihm verſprechen, daß er ihm für ein Porträt in Relief ſitzen wolle. Um elf Uhr etwa gingen wir auseinander. Der Verabredung gemäß brachen wir am anderen Morgen um acht Uhr auf. Allein ſchon, als wir bei herrlichem

frischem Wetter durch die Campagna fuhren, bemerkte ich, daß Goethes Unwohlsein ihn zu keinem rechten Genuß kommen ließ, während Kestner und ich in Entzücken schwelgten. In Albano angekommen, führten wir ihn zunächst zu der vielbesungenen schönsten Jungfrau Italiens, der Vittoria, die er, da er kein Italienisch verstand, sprachlos anstarrte. Als wir aber nach Verlauf einer halben Stunde die Esel bestiegen hatten und nach den Seen ritten, ward Goethes Befinden so schlimm, daß wir mit Mühe nach Albano zurückkamen. Nach ein paar Stunden Ruhe befand er sich besser und bestand darauf, mit uns nach Frascati zu fahren. Dort aber kam er in einem solchen Fieber an, daß wir so rasch als möglich nach Rom zurückfuhren, wo wir etwa um zehn Uhr Abends eintrafen. Ich durchwachte die Nacht an seinem Lager, auf dem er in heftigem Fieber sich umher warf. Der Arzt, den ich am andern Morgen herbeirief, vermuthete eine versteckte Hautkrankheit. Der Tag entschied nichts und ich hielt es für gut, den Maler Meyer, der Thür an Thür mit Goethe wohnte, zu bitten, daß er die Nachtwache mit mir theile. In dieser Nacht, etwa um 1 Uhr, als Meyer seine Wache angetreten und ich mich etwa eine Stunde lang auf ein paar Stühlen ausgestreckt hatte, sprang Goethe plötzlich auf und umklammerte mich, daß ich glaubte erdrückt zu werden. Mit Mühe brachten wir ihn ins Bett zurück. Im Augenblick aber, da ich ihm den Kopf aufs Kissen legte, schlug er die Augen groß auf und sank mit einem tiefen Athemzug zusammen. Der sogleich von mir gerufene Arzt machte mit seinem Ausspruch „E morto!“ allen Zweifeln ein Ende. Der Section wohnte ich bei. Nach der Behauptung des Arztes hat ein Gehirnschlag, in Folge einer nicht zum Ausbruch gelangten Pockenkrankheit Goethes Leben ein Ende gemacht. Wir deutschen Künstler haben ihn zur Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cajus Cestius in einem Walde von Cypressen begraben.“

Durch August Kestners Vermittlung wurde dem Sohn vom Vater ein Denkmal gestiftet, mit einer Inschrift, die darauf anspielte, daß der Jüngere dem Älteren zuvorgekommen sei.

Von der Hinterlaſſenſchaft des Sohnes berichtet der Vater (29. Dezember 1830): „Die römiſche Verlaſſenſchaft gemeldet von Herrn Plattner näher beleuchtet und beſprochen.“ Die Sachen wurden am 15. Mai 1832 der Gräfin Julie von Egloffſtein übergeben. Aus dem Verzeichnis, das erſt jetzt gedruckt worden iſt, geht hervor, daß es keine großen Koſtbarkeiten waren. Außer einzelnen Wertſachen, Reiſeutenſilien und ein paar Bücher, die ſich auf den italieniſchen Aufenthalt beziehen, Wörterbücher, auch „Goethes Gedichte I. Teil“. So führte der Sohn, der ſich ſonſt nicht viel mit literariſchem Gepäcke ſchleppte, die Hauptlyrika ſeines Vaters, an denen ſich die ganze Welt erbaute, auf ſeinem Todesgang mit ſich.

Auguſt hatte ein Teſtament gemacht, er hatte nach Ernſt von Schillers Bericht, den Herrn von Waldungen, der am 11. März 1827 zum Geheimen Referendar ernannt worden war und ſich als ſolcher bei Goethe präſentiert hatte, am 4. Mai desſelben Jahres bei Goethe zu Gaſt geweſen und z. B. auch am 9. Januar 1828 bei ihm erſchienen war, zum Vormund der Kinder beſtellt, mit der Beſtimmung, daß alle ſeine Sachen für die Kinder aufbewahrt werden ſollten. Eine fernere Beſtimmung war die, daß in ſeine Stuben, an denen er ſehr hing, binnen einem Jahre niemand hineinkommen ſollte. Wie wenig Freude dieſer Vormund an ſeinem Amte beſaß, das er in freundſchaftlicher Anhänglichkeit für den Verſtorbenen übernommen hatte, geht aus der Notiz der Karoline von Wolzogen 3. März 1836 hervor: „Ottilie macht ſo dummes Zeug, daß Waldungen von der Vormundſchaft abgegangen iſt und die Regierung ſich nun in die Erziehung der Kinder miſcht.“

Zwei ſehr verſchiedene Beurteilungen Auguſts ſtehen einander gegenüber: genial und charakterlos ſoll er nach Holtei, gutmütig, aber durch ſeinen großen Vater erdrückt, nach Jenny von Pappenheim geweſen ſein. Was war er wirklich?

Als Knabe wurde er von dem Vater bald verhätſchelt, bald mit Strenge überwacht, von der Mutter aufs furchtbarſte verwöhnt. Als Jüngling war er ſich ziemlich ſelbſt überlaſſen und zeigte eine

gewisse Großmannssucht, teils um seinen Rang zu behaupten, der ihm als Sohn seines Vaters gebührte, teils um die schmähenden Stimmen derer zum Schweigen zu bringen, die in ihm trotz seiner nachträglichen Legitimation ein uneheliches Kind, jedenfalls den Sohn einer Plebejerin sahen. Als Mann fühlte er sich von dem Genie des Vaters überragt, von dem erniedrigenden Bewußtsein gepeinigt, ihm nicht gleichzukommen und von dem noch stärker erniedrigenden, durch mittelmäßige Leistungen den Abstand zwischen sich und dem Vater noch sicht- und fühlbarer zu machen.

Trug der Vater an dieser Gemütsbeschaffenheit des Sohnes keine Schuld, so ist er durch andere Maßnahmen einer Schuld zu zeihen. Diese bestehen in dem unregelmäßigen, lückenhaften Unterricht, ferner darin, daß er kraft seiner Stellung und seiner Beziehungen zum Landesfürsten August ohne Abschluß der akademischen Studien, ohne Staatsexamen in eine Staatsstellung aufrücken ließ und ihm dadurch die Sicherheit und das Selbstvertrauen entzog, das eine Reihe ordnungsmäßiger Prüfungen — man mag sie auch noch so gering schätzen — dem jungen Manne gewährt hätte, daß er ihn ferner dem Militärdienste entriß und ihm dadurch die Schule straffer Manneszucht, segensreicher Unterordnung versagte, ihn in seinen eigenen Augen herabsetzte, — denn gern hätte er unter den Fahnen gestanden — und unter seinen Altersgenossen fast degradierte. Und daß er ihn schließlich, statt ihn in die vielleicht ermüdende, aber durch ihre Einseitigkeit und Stetigkeit nützliche und förderliche Staatsdienerlaufbahn völlig aufgehen zu lassen, zu seinem Gehilfen nahm und ihm dadurch, so interessant und vielseitig diese Beschäftigung auch sein mochte, doch den ganz mechanischen, zur geordneten Tätigkeit anstachelnden Wirkungskreis der Staatsbeamten widrig machte.

Zu diesem Unsegen, den der Vater brachte, kam die unheilvolle Erbschaft des Großvaters mütterlicherseits und vielleicht auch der Mutter: die Trunksucht und die Sinnlichkeit. Jener soll er schon als Knabe gefrönt haben und er huldigte ihr in ausgiebiger und verderblicher Weise als Mann; diese, dem frühreifen Burschen nicht

fremd, wurde leider durch die Ehe weder eingedämmt, noch befriedigt.

So lebte er in Weimar zwiſchen Vater und Frau, eine fremde ſeltſame Erſcheinung. Durch ſeine Schönheit und Stattlichkeit, wenn er auch in der letzten Zeit ſeines Lebens unförmlich dick geweſen ſein ſoll, ſo daß er ſchließlich weniger dem Vater als der Mutter ähnlich ſah, ohne ihre Lieblichkeit zu beſitzen, blieb er eine auffällige Erſcheinung. Thorwaldſen, der ihn mit Künſtlerblicken anſah, war, wie oben erwähnt, von ſeiner Schönheit freudig überraſcht; dagegen charakteriſierte eine berühmte Künſtlerin, Karoline Pentheler, die ſchon in Weimar im Goethehauſe geweſen und mit Auguſt dann wieder in Mailand zuſammengetroffen war, ihn ſo: „Er iſt ein ganz gewöhnlicher Menſch, nicht ſchön, nicht geſcheit, nicht angenehm und — ſtolz."

Er tat abſichtlich alles, um den guten Eindruck zu verwiſchen, den er, wenigſtens einzelnen beim erſten Anblick hervorrief. Karl von Holtei, der ſich rühmte, ihn beſſer zu kennen als irgend ein anderer, hat überliefert, wie Auguſt es förmlich darauf anlegte, durch Roheit, ſtatt durch Adel und Geiſt zu imponieren, wie er „in krankhaftem Trotz die üble Meinung herausforderte", wie er eifrig beſtrebt war, als lümmelhafter Junker, nur nicht als Goethes Sohn zu erſcheinen. Und doch hat derſelbe Berichterſtatter, der tiefe Blicke in Auguſts Weſen tat, uns mitgeteilt, wie das wahrhafte Naturell in dieſem krankhaften Menſchen hervortrat und wie er einſt durch eine Holteiſche Vorleſung des Fauſt enthuſiasmiert, ſein Entzücken offen ausſprach.

Der Fluch ſeines Lebens war, wie man dieſem Zeugen wohl zugeben kann, das niederdrückende Gefühl: Goethes Sohn zu ſein. Anderes aber, was dieſer als die Gründe ſeines dumpfen, auch durch den Trunk nicht wegzuſpülenden Dahinlebens angibt, daß er den Schmerz nicht verwinden konnte, ein bürgerliches Mädchen, das er ſehr geliebt habe, aufgeben zu müſſen, daß er den Unwillen ſtändig nährte, 1813 nicht zu den Waffen haben greifen zu dürfen, wird man wohl in das Reich der Fabel zu verweiſen haben.

Nur soviel kann man zugeben: in der Ehe, die der Vater so glückverheißend angesehen und mit so innigem Behagen gepriesen hatte, fand er keine volle Befriedigung.

Vielmehr folgte dem Glück der ersten Zeit eine jahrelange Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Entfremdung.

Auch hierbei trägt August freilich nicht die volle Verantwortlichkeit. Ottilie besaß weder die Geduld, ihn zu tragen, noch die Kraft ihn zu fesseln. Sie, die Geistvolle, Flatterhafte, war bald ernüchtert, nachdem sie herausgefunden hatte, daß der Gatte ihrem Ideal nicht entsprach, sie, die stets nach Neuem verlangte, nach gesellschaftlichen und anderen Reizungen, war für häusliche Intimität nicht geschaffen, die vielleicht den Wilden besänftigt hätte.

Ihr Element war der Salon, wo sie, dem Paradiesvogel gleich, wie man sie genannt hat, schillern konnte, in glänzenden Räumen und erlesener Gesellschaft, die den verlegenen Sohn eines großen Vaters noch schüchterner und steifer machte. Seine pedantische Ordnungsliebe konnte dieser fleischgewordenen Unordnung nicht imponieren, seine wissenschaftlichen Neigungen standen im Widerspruch mit dieser künstlerisch angehauchten Natur, die nur Musik und Poesie gelten ließ.

Auch die Kinder festigten nicht das Band dieser Ehe. Statt stolz darauf zu sein, daß sie Lieblinge und Spielzeuge des Alten waren, wurde August kleinlich; zu schwach der Erziehungslosigkeit des Alten ein strenges und pädagogisches System entgegenzusetzen und zu gemütlos, um den großväterlichen Liebesüberschwang durch edle und geregelte Vaterliebe zu ergänzen, wurde er eifersüchtig und ließ die kaum ergriffenen Zügel wieder fallen.

Er war ein kenntnisreicher Mann, besonders in der Geschichte war er wohlbewandert. Den Werken seines Vaters stand er nicht mit der stupiden Bewunderung des Sohnes, sondern mit selbständiger Verehrung gegenüber; daß er über „Helena" mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes gesprochen habe, berichtet Eckermann. Er war auch, wie Holtei bezeugte, „voll Humor und ging auf alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick das

Ergötzliche und Poſſierliche aufzufinden, wenn erſt die Rinde um ſein krankes Herz geſchmolzen war.

Typiſch für ihn ſind die Verſe, die Grillparzer unter dem Titel „Am Grabe Mozarts, des Sohnes“ veröffentlichte, die man mehrfach auf Auguſt angewendet hat.

Wovon ſo viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn ſo gerne hört,
Des Vaters Namen war es eben,
Was Deiner Thatkraft Keim zerſtört.
Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke Deinen Flug:
Was würde wohl mein Vater ſagen? —
War, Dich zu hemmen, ſchon genug.

In der Geſellſchaft ſpielte er nicht die Rolle, die er hätte darſtellen können, in der Regierung und Verwaltung ſeines Heimatlandes bedeutete er nichts, literariſch konnte er nicht einmal den geringen Ehrgeiz befriedigen, den er beſaß, vom Vater fühlte er ſich erdrückt, im Hauſe fand er kein Behagen, — was Wunder, daß der Gedanke „fort von Weimar“ von ihm Beſitz nahm und ihn nur der eine Wunſch beſeelte, nach Rom zu gehen, um dort zu ſterben. So bewährte er ſein eigenes Wort:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie ſonſt geleitet ſein.
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Feſſel mich befrein.

III.

Ottilie. 1830—1872.

Ottilie, die wie ſelbſtverſtändlich — man bedürfte dafür gar nicht das oben angeführte Zeugnis einer Freundin — über dies ſchreckliche Ereignis, den Tod eines noch ziemlich jungen, kaum 40 Jahre alten Mannes, der allein und in der Fremde ſtarb, betäubt war, führte nicht das Leben einer traurigen Witwe.

Ein ſolches Leben war durch verſchiedene Umſtände gehindert. Zunächſt dadurch, daß ſie die Pflichten gegen die Lebenden über die gegen den Toten ſetzte und es nicht vermeiden konnte, die Rückſichten gegen den Schwiegervater voranzuſtellen und daß ſie die einmal übernommene Gewohnheit zu gewahren für geboten hielt, in ſeinen Salons zu repräſentieren. Sodann mag ihre Trauer, nachdem die erſte Betäubung gewichen war, durch die ihr und dem ganzen Kreiſe immer klarer gewordene Überzeugung gemildert worden ſein, daß dieſer Tod für Auguſt eine Erlöſung bedeutete und für die ganze Familie kein übermäßiger Verluſt war. Ein ferneres Moment zu ihrer Kühle, wenn auch nicht gerade zu ihrer Tröſtung, lag in den ſchon erwähnten teſtamentariſchen Beſtimmungen Auguſts, die, wenn man ſie auch nicht eben eine Enterbung nennen kann — zu erben war ja ohnedies nicht viel — doch einer Verdrängung Ottiliens, ihrer Übergehung zugunſten ihrer Kinder gleichkam. Endlich aber lag ein längeres Entbehren geſellſchaftlicher Freuden, ein Verharren in klöſterlicher Einſamkeit nicht in Ottiliens weltfreudiger Art.

Und doch macht es einen höchſt peinlichen Eindruck, wenn die Kinder wenige Tage nach dem Eintreffen der Todesnachricht des Vaters, gewiß mit Genehmigung der Mutter, das Theater beſuchen. Will man dies damit entſchuldigen, daß das Theater mehr als Bildungselement, denn als Vergnügen betrachtet wurde, will man für fröhliche Zuſammenkünfte mit dem Prinzen Karl Alexander, die auch ſehr bald wieder aufgenommen, ja überhaupt kaum unterbrochen wurden, die höfiſche Rückſicht, die Unterwerfung unter ein

höheres Gebot als entlastend anführen, so kann man doch kaum die banale Ausrede gelten lassen, daß man den Kindern den Ernst des Lebens nicht zeigen, daß man sie in dem Genuß ihrer Freuden nicht stören wolle. Und fast unbegreiflich erscheint es, daß sie selbst wenige Wochen später lustige Schlittenfahrten mitmachten, und kaum drei Monate später Bälle besuchten, ja man wird es auch ohne irgendwie in Sentimentalität zu verfallen, kaum verstehen, daß Ottilie es in demselben Zeitraum über sich gewann, an den Hof zu gehen, an auswärtigen Frühstücken teilzunehmen und auch ihrerseits auf Bällen zu erscheinen.

Das gemeinschaftliche Leben mit dem Vater wurde in gewohnter Weise fortgesetzt. Schon zu Augusts Lebzeiten ist sie diejenige, die neben dem Sohne als Gefährtin des Alten häufig genug im Tagebuch angeführt wird. Ihr Name erscheint sehr oft als Gesellschafterin. Zu der Erwähnung des Namens treten gelegentlich charakteristische Bemerkungen. „Mit meiner Schwiegertochter abends konversiert", heißt es am 4. Dezember 1820. Am 10. August 1825 wird notiert „verschiedene Leidenschaften der Freunde, ihre Verhältnisse und wie sie sich wahrscheinlich entwickeln werden, mit Ottilien besprechend". Ein gemeinschaftliches Interesse beider war der in Weimar unter dem Patronat der Großfürstin stehende Frauen-Verein. Wie Goethe mit der Großfürstin am 16. Januar 1828 ein längeres Gespräch über diese wohltätige Institution hatte, so beredete er mit Ottilie manche Veranstaltungen dieses Vereins und dichtete vielleicht auf ihren Antrieb mancherlei Verse. Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte sie dem englischen Volke und dessen Literatur. Auch dafür wußte sie den Vater, dem nichts fremd war, zu gewinnen. Beweis dafür sind die Notizen 23. März 1826: „Nach Tisch mit Ottilien über die verschiedenen Charaktere der Bewohner der drei britannischen Inseln". 1. April: „Mit Ottilie den Anfang des Macbeth im Original". Es mag bei dieser Gelegenheit gleich erwähnt werden, daß sie den zahlreichen jungen Leuten, die aus England nach Deutschland kamen und mit Vorliebe Weimar aufsuchten, mit einem besonders günstigen Vorurteil entgegenkam, daß

ihr Haus von Engländern nicht leer wurde, so daß man sie scherzhaft „den englischen Konsul in Weimar" nannte.

Man gewinnt aus manchem Zeugnis den Eindruck, als sei Ottilie zu Lebzeiten ihres Mannes die Bevorzugte des Schwiegervaters gewesen, als habe sie es verstanden, die beiden etwas eigenwilligen Männer einander zu nähern, nach etwaigen Zerwürfnissen, trotz mancher Entfremdungen, wieder zusammenzuführen. Ihr gelten weit mehr als dem Sohne liebkosende Bezeichnungen.

Goethe hatte für die junge Frau liebliche Ausdrücke. Als sie und ihre Schwester in seiner Krankheit möglichst geräuschlos zu oder von ihm gingen, rief er aus: „Nun, ihr Seidenhäschen, was schleicht ihr so leis' herbei?"

Ein anderes Zeugnis des Vertrauens und der Neigung liegt darin, daß Ottilie auch früher als andere in das zarte Geheimnis der Liebe des Vaters eingeweiht gewesen ist, wenigstens sind an sie Äußerungen gerichtet wie die folgende (25. Juli 1823 Brief an August): „Wenn Dame Ottilie mir von Eisenacher Abenteuern etwas vertrauen will, so soll es mir sehr erfreulich sein; weiß sie dagegen im Tagebuch den Worten Terrasse, Gesellschaft, Familie den rechten Sinn zu geben, so ist sie ganz in meinem Geheimnis." Und wenige Tage später: „Grüße Ulriken, deren Name als vorzügliches Ingredienz dieser Zustände sich täglich beweist". (4. August 1823).

Nun aber ist es merkwürdig, daß diese geistreiche Frau in der ersten Zeit ihrer Witwenschaft entweder geistig von Goethe nicht recht gewürdigt wurde, oder es aus irgendwelchen Gründen nicht für nötig oder nicht für rätlich fand, ihren Geist zu zeigen. Während gerade in der letzten Epoche, in der das Tagebuch überhaupt weit ausführlicher ist, als in den voraufgegangenen Perioden, bei vielen Besuchen u. a. denen Eckermanns, Riemers, Müllers, hauptsächlich Vogels, das Bedeutende, Eindringende, Anregende ihrer Unterhaltungen betont wird, kommt bei den zahllosen Erwähnungen Ottiliens fast nie ein derartiges Beiwort vor. Eine einzige wirk-

liche Ausnahme ist die längere Stelle 8. Januar 1832: „Später Ottilie. Sie hatte das, was vom II. Teil des Faust gedruckt ist, gelesen und gut überdacht. Es wurde nochmals durchgesprochen und ich las nunmehr im Manuscript weiter. Sie detaillierte mir die Vorstellungen der 12 Monate bei Schwendlers, etwas vernünftiger als charadenmäßig. Die Folge war etwas paradox, aber für eine gesellige Unterhaltung sehr gut ausgedacht", aber auch diese Stelle enthält neben der Anerkennung doch auch manchen Tadel.

Ja noch mehr: Obgleich ihr manches Neuangekommene vorgelegt, obgleich ihre Lektüre Goethescher Schriften, Zelterscher Briefe usw. häufig erwähnt ist, obgleich ihr Vorlesen wichtiger Neuerscheinungen an gar manchen Stellen gebucht wird, — niemals ist von ihrem Urteil, nie von einer charakteristischen Bemerkung, die sie gemacht hat, die Rede. Und was das auffallendste ist: wird einmal der Gegenstand der Gespräche erwähnt, so betrifft er fast immer häusliche, gesellschaftliche Zustände, Stadtgespräche.

Fast möchte man daher an einen Umschwung in der Gesinnung des Schwiegervaters glauben.

Woher nun dieser Umschwung, wenn es wirklich einer war?

Man könnte vielleicht anführen, daß Goethe eben doch in erster Linie Vater, nicht Schwiegervater war und daß er, ohne über seinen Sohn verblendet zu sein, in Ottilie diejenige sah, die dem Frühverblichenen die letzten Lebensjahre verbittert, zum mindesten nicht versüßt hatte. Sodann liegt der Grund vielleicht darin, daß auch ihm bewußt war, wovon die anderen redeten, daß Ottilie es als Zwang empfand, in Weimar zu leben und daß, wenn nicht eben die ökonomische Abhängigkeit vom Schwiegervater bestimmend gewesen wäre, sie am liebsten mit ihren Kindern nach England gegangen wäre.

Als Hauptgrund für den Umschwung in Goethes Empfinden möchte man aber die große Enttäuschung annehmen, die Ottilie nach Augusts Ableben dem Alten bereitete: durch ihre gänzliche Verkennung, ja durch ihre grobe Vernachlässigung der Pflichten

einer Hausfrau. Freilich war ſich Goethe von vornherein über dieſe Eigentümlichkeit Ottiliens klar geweſen, wenn er einige Jahre nach dem Eingang der Ehe einmal ſagte: „Ich hatte mir ſo eine kochverſtändige Tochter gewünſcht und nun ſchickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus", ſo kann er nur den erſten Teil ſeines Ausſpruches ernſt gemeint haben, denn ſentimental war Ottilie ebenſowenig wie ein Mannweib, und das Jungfräuliche ſtand ihr ebenſo ſchlecht, wie das Einhergehen in Stahl und Panzer.

Aber dieſer Zuſtand war nicht ſchlimm, ſo lange Auguſt lebte. Da hatte dieſer die Kaſſe geführt, mit ſeinem Ordnungsſinne alles in den richtigen Grenzen gehalten und dem Vater alle Hausgeſchäfte abgenommen. Nun nach ſeinem Tode brach die Unordnung los und Goethe erkannte, daß es ſo nicht weitergehen könne.

Bei der abſoluten Unfähigkeit Ottiliens mußte er ſelbſt wieder die Ökonomie übernehmen. Man wäre ja gern geneigt, die folgende Äußerung der Karoline von Wolzogen (16. Februar 1831) in den Bereich des Weimarer Stadtklatſches zu verweiſen: „Goethe hat nach dem Tode des Sohnes an einem ſchönen Tage den Haushalt umgeſtürzt und dem Schuldenmachen der Schwiegertochter geſteuert. Ich mußte lachen über die Pedanterie, womit er jetzt die Wirtſchaft treibt. Aber nötig mag es ſein. Er hat den Schlüſſel des Holzſtalls unter ſeinem Kopfkiſſen und läßt das Brot abwiegen. Als Geſellſchafterin behandelt er Ottilie ſehr artig; aber im Hauſe muß ſie ſich fügen." Daß aber dieſe Mitteilungen in den damaligen Vorgängen eine tatſächliche Unterlage haben, geht aus folgendem Billett an H. Meyer 8. Februar 1831 hervor: „In Erwartung Ihrer freundlichen Zuſprache ſend ich die Anfrage voraus, ob Sie mir etwa mit 300 Thlr. auf kurze Zeit aushelfen mögen oder können. Mein ökonomiſches Weſen erlebt eine wunderliche Kriſe." Auch das Tagebuch beſtätigt die Umwälzung. Über das Holz heißt es 27. Dezember 1830: „Übergab ich dem Kutſcher die Schlüſſel zum Holzſtall und ließ für alle Heizungen Scheite tragen. Erhielt

die Schlüssel zurück." Ferner 1. Dezember 1831: „Den Holzvorrat bedenkend, der für den Winter noch hinreicht. Von einem Buchfahrter Bauer Wellenholz vorteilhaft gekauft." Und noch in den letzten Monaten die Notiz: „In der Haushaltung manches Förderliche, worauf mit Ernst zu beharren ist." Am charakteristischsten ist wohl die längere, mit einem Stoßseufzer begleitete Eintragung vom 13. Februar 1831, also wenige Tage vor dem oben angeführten Bericht der Karoline von Wolzogen: „Büchner stellte mir den jungen Straube vor, welcher als Koch in meine Dienste trat. Das Allgemeine durchgesprochen. Das Weitere vorbehalten. Vulpius entließ die Köchin mit billiger Entschädigung. Von dieser Last befreit, konnte ich an bedeutende Arbeiten gehen; ich kann hoffen, die Epoche werde fruchtbringend sein."

Wenn man unmittelbar vorher die Notiz liest, daß Ottilie aus einer physikalischen Vorlesung kam, das Vorgetragene erzählte und in den Zelterschen Briefen weiterlas, so kann man den schweren Unwillen darüber nicht unterdrücken, daß diese geistvolle, liebenswürdige Frau es so wenig verstand, dem Alten das Leben behaglich zu gestalten, daß sie ihre Hausfrauenpflichten in keiner Weise erfüllte und den Achtzigjährigen, der mit dem Abschluß seiner Lebensarbeit beschäftigt war, der die Anspannung aller seiner Kräfte nötig machte, zur Besorgung von Obliegenheiten zwang, die nun einmal in das Reich der Frau, selbst der bedeutendsten, gehören.

Ottilie lebte zwar meist allein mit ihren Kindern in Goethes Hause, aber häufig weilten neben ihr ihre weiblichen Verwandten, besonders ihre Schwester Ulrike.

Wie zu Christianens Zeiten Schwester und Tante Hausgenossinnen gewesen waren, so kamen auch durch Ottilie ihre Verwandten, Schwester und Mutter, mit Goethe in nahe Berührung. Freilich, die Verwandten Christianens waren untergeordnete Wesen, die nur in Küche und Hof regierten, wohl nur selten in Goethes Nähe kamen und höchstens ab und zu mit einem Gruß oder Geschenk von ihm bedacht wurden. Ottiliens Großmutter dagegen war eine der höchstgestellten Damen Weimars, Oberhofmeisterin der Groß-

fürſtin, eine Reſpektsperſon, die eher Gnaden zu erteilen als ſolche zu empfangen hatte und die daher in den wenigen Briefen, die erhalten ſind, von Goethe immer in faſt demütiger Weiſe angeredet wird.

Ganz anders ſtand er mit Ottiliens Schweſter Ulrike. Sie war das belebende Element in Goethes Hauſe. Witzig, boshaft, klatſchſüchtig, trotz ihrer geringen geiſtigen Intereſſen wohl befähigt durch ihr munteres Geſchwätz den alten Herrn zu unterhalten, anzuregen, ſo daß er, der Schweigſame, während ihrer zahlreichen Reiſen gern mit ihr plauderte, ſie von den Vorgängen des Hauſes und der Geſellſchaft unterrichtete und mit Sehnſucht zurückerwartete. Sie war ſein erklärter Liebling. Aber ſie leiſtete auch wichtige Dienſte, dadurch daß ſie zwiſchen Auguſt und Ottilie häufig intervenierte und die Vermittlerin zwiſchen den Bewohnern der Manſardenzimmer und dem Hausherrn ſpielte. Als ſie einmal in Berlin geweſen war, wurde ſie dem Gaſtfreunde Zelter gegenüber ſo charakteriſiert: „In ihrer guten und natürlichen Art ſieht ſie die Dinge recht klar und deutlich, und ſo bleiben ſie auch vor ihr ſtehen, immer als gegenwärtig; man kann nicht ſagen, daß ſie urteilt, aber ſie vergleicht gar einſichtig. Es wundert mich, daß ſie nicht gleich geſchrieben hat, denn ſie iſt in Gedanken noch immerfort bei euch."

Während Ottiliens Abweſenheit in Berlin empfängt die Schweſter die nachſtehende anmutige Charakteriſtik: „Ulrike iſt ſehr liebenswürdig, ſie macht an unſerm einſamen Tiſche, wenn kein Gaſt eingeladen, Auguſt den Dienſt hat und die Kinder zu Meloſens gebeten ſind, die Unterhaltung der Tafel, indem ſie mich mit den Geheimniſſen des Hofs, der Stadt, der Zimmer und Kammern, der Säle und Gallerien bekannt macht. Nun kommt zu allem jenen noch ein franzöſiſches Liebhabertheater, wo die Anarchie auch nur durch den Glockenſchlag gebändigt werden wird, das weiß nun Ulrike alles gut und erzählt es um deſto beſſer, weil ſie Neigung und Abneigung gegen mich nicht zu verbergen hat."

Schon zu Auguſts Lebzeiten war ſie monatelang Goethes beſtändiger Tiſchgaſt, muß auch ſehr lange Zeit geradezu bei ihm gewohnt haben. Wenn es heißt: „Mittag zu dreien", ſo iſt ſie faſt immer als Tiſchgenoſſin zu verſtehen.

Ottiliens Weſen läßt ſich ſchwer mit kurzen Worten darſtellen. Schon ihre geiſtige Eigentümlichkeit iſt nicht leicht zu erfaſſen. Eine Schriftſtellerin war ſie nicht, obgleich ihr gelegentlich ein leichter Vers und manche ausgeführte Schilderung in Proſa gelang und Briefe von anziehendem Plauderton mit vielen originellen Wendungen ihr raſch und anmutig aus der Feder floſſen. Zur Dichterin fehlte ihr ebenſo die Ausbildung des Formtalents, wie die ſich in Schranken haltende Phantaſie; zur Darſtellung wichtiger Vorgänge, zur Schilderung des Innenlebens mangelten ihr Ernſt, Stetigkeit, wohl auch die Kenntniſſe. Und doch war ſie ebenſowenig ungebildet wie kenntnislos. Sie las gern, wurde auch durch ihren Schwiegervater zu bedeutſamer Lektüre angehalten und doch war ihr das viele Leſen und Hören eher ein Zwang als ein Vergnügen, ſo daß ſie aufatmete, wenn ſie in ihre Zimmer zurückkam und ſich geſchäftigem Müßiggange hingeben konnte.

Aber vermutlich war dieſe halbe Ablehnung geiſtigen Verkehrs doch nur eine Folge körperlicher Ermattung, denn gerade darin ſind alle, die mit Ottilie verkehrt haben, einig, daß ſie bis in das höchſte Alter große geiſtige Friſche, eine wunderbare Empfänglichkeit beſaß. Für ſie war die Literatur mit der Zeit, die ſie in nächſter Nähe miterlebt hatte, nicht abgeſchloſſen: ſie bezeugte vielmehr das lebhafteſte Intereſſe für die Bewegungen des jungen Deutſchlands und für die literariſchen Strömungen der folgenden Zeit. Und ſie begnügte ſich nicht zu leſen und anzuerkennen, wurde vielmehr nicht müde, durch Fürſprache, Empfehlungen, Ermunterungen zu helfen; „Fördern", das Wort, das ihr Petſchaft zierte, war ihr Streben.

Nicht der ſchönen Literatur allein war ihr Intereſſe zugewendet. Freilich bezeugt, wie oben S. 175 angegeben iſt, eine unterrichtete Zeitgenoſſin, daß ſie ſich in Goethes letzten Lebensjahren der Kunſt nicht zuwandte; ſpäter trat gerade dies Gebiet in den Vordergrund. „Die Kunſt iſt mir immer wie eine barmherzige Schweſter", ſo äußerte ſie einmal. Dieſem Worte getreu umgab ſie ſich, wo ſie auch weilte, mit Kunſtwerken aller Art, geſtaltete ihre Stuben

Alma
Paſtell von Luiſe Seidler
(Goethenationalmuſeum in Weimar)

Page 1

zu einem förmlichen Muſeum und hatte die herzlichſte Freude an jedem Ankauf, der ihr gelang, an jedem Geſchenke, das ihr zuteil ward.

Aber auch ſolchen Gebieten, von denen ſich Frauen ſonſt meiſt zurückziehen, ſchenkte ſie lebhafte Aufmerkſamkeit: der Politik und der Religion. Ihr politiſcher und religiöſer Standpunkt läßt ſich mit dem Worte liberal nicht vollkommen bezeichnen, obgleich gerade das Freiheitliche ihr Element war. Auf religiöſem Felde wohnte ihr ein ſtarker Proteſtantismus bei; auf politiſchem eine allgemein deutſche Überzeugung. Die junge Frau hatte bei ihrem mehrmaligen Beſuche der preußiſchen Hauptſtadt für Berlin geſchwärmt, war darum aber in ihrer Geſinnung keine Preußin geworden; ihr ſpäterer längerer Aufenthalt in Wien, „in deſſen deutſchen Kreiſen ſie ſich beſonders heimiſch fühlte", gab ihr höchſtens die Überzeugung ein, daß die deutſch redenden Teile des mächtigen Öſterreich notwendig zu Deutſchland gehören. Aber ſie war weder preußiſch noch öſterreichiſch, ſondern ſie war deutſch. Schon 1849 ſchrieb ſie: „Ich will weder ſchwarz-weiß noch ſchwarz-gelb ſein, ſondern mich immer als Deutſche fühlen und komme es, wie es will, ſo wird, und wäre es nach einem Jahrhundert, doch noch ein einiges Deutſchland ſich finden."

Zur Erkenntnis ihres geiſtigen Weſens gehört aber ein ganz eigentümliches Moment: ihr Ingrimm gegen die Staaten des deutſchen Bundes bei der Freigabe der Werke Goethes 35 Jahre nach des Dichters Tode im Jahre 1867. War die Schutzfriſt auch in Rückſicht auf Goethes Namen zugunſten ſeiner Erben um fünf Jahre verlängert worden, ſo war ſie damit nicht zufrieden, ſondern hätte eine weitere unbegrenzte Dauer einer ſolchen gewünſcht. Nicht etwa, daß ſie dem Gedanken widerſtrebte, die Schriften des Allverehrten zum Nationalgut zu machen, aber ſie erachtete es als eine ſchwere Undankbarkeit der Nation gegen den Mann, der ſein ganzes Leben für die Nation geſchafft hatte, daß ſie nicht wenigſtens einen Teil des Ertrags dieſer ſeiner Schriften dauernd den Hinterlaſſenen des Dichters gewährte.

Noch ſchwieriger als ihr geiſtiges iſt ihr ſittliches Weſen zu faſſen. Ihre Ehe mit Auguſt war, wie ſchon gezeigt wurde, nach den raſch vorübergerauſchten Flitterwochen, unglücklich; war dies ihre Schuld? Gewiß nicht ganz. Teils wurde ſie verhetzt durch den Weimarer Klatſch, der ihr manche Streiche des Gatten vergrößert und vergröbert zutrug, durch ſogenannte gute Freunde, die Gefallen daran fanden, das aufgekeimte Mißverſtändnis zu erweitern; teils ermangelte ſie völlig der Kraft, die Enttäuſchungen zu verbergen, die ihr nun einmal durch die Ehe geboten wurden, der Duldſamkeit, die den meiſten Frauen ſo nötig iſt. Dazu kam eine Eigenheit, die ſie wahrſcheinlich für jede Ehe ungeeignet machte, jedem Mann an ihrer Seite Unglück bereitet hätte.

Mit den Schlagworten: Leichtſinn, Frivolität oder gar Mannstollheit läßt ſich dieſe Eigenart nicht vollkommen bezeichnen. Man iſt freilich verſucht, das böſe Wort, das viel mehr als ein Scherzwort iſt und das umgekehrt auf ſo viele Männer paßt: „Sie liebte jeden Mann, nur nicht ihren eigenen" auf ſie anzuwenden. Sie liebte den Mann und zwar gar nicht den, wie er wirklich war, ſondern wie er von ihrer Phantaſie geſtaltet wurde. Und wenn ſie auch einmal als gutes Rezept einer Männerſeele angab: „Eine ſtarke Doſis Egoismus, dreimal ſo viel Eitelkeit, ein gut Teil Berechnung, das ſie Vernunft nennen, das alles gewürzt durch eine Portion Geiſt und das Ragout iſt fertig" — gewiß keine ſehr ſchmeichelhafte Charakteriſtik, — ſo konnte ſie des Mannes nicht entbehren. Dieſer Miſchung von Phantaſie und Begehrlichkeit verſchlug es nichts, wenn ſie nicht ans Ziel kam: das Suchen, das Sichſehnen war ihr eigentliches Element, nicht das Erringen. Daher wurde ſie gar nicht böſe, wenn ſie auf ihre Bemerkung: „Ich kann D. nicht vergeſſen, ich ſchrieb davon an H." von einer Freundin die Gegenrede empfing „und erzähle es N. morgen" (die Namen aller dieſer Männer ſind uns bekannt, doch iſt es kaum nötig, ſie hier zu nennen).

Dieſes ihr Verlangen nach dem Manne blieb nun freilich nicht in erlaubten Grenzen. Wollte man alles zuſammenſtellen, was

Frau Fama erzählt, so würde man ein recht übles Gemisch erhalten. Nur soviel kann man sagen: Es ist nicht das Leben einer Mutter, die sich der Pflichten gegen ihre Kinder bewußt ist, und noch weniger das einer Frau, die den gefeiertsten Namen Deutschlands trägt; man ist manchmal versucht, an eine Abenteurerin zu denken, die in der Welt herumzieht und jede ihrer Launen befriedigt. Nur drei Stellen sollen hier angeführt werden. Die eine ist eine Andeutung, die Johanna Schopenhauer 1832, wenige Monate nach Goethes Tode, und wieder 1835 ihrem Freunde Holtei machte, eine Andeutung, die gar nicht anders zu verstehen ist, als daß Ottilie sich mit Männern eingelassen hatte und die traurigen Folgen dieser Verbindung zu verbergen suchte. „Armer Goethe, wohl Dir im Grabe", fügt die würdige Dame hinzu die sich selbst „gegen die Gewohnheit alter Frauen tolerant" nennt.

Die zweite Stelle ist ein Bericht Karls von Stein an seinen Bruder Fritz (6. Februar 1837): „Frau von Goethe ist von hier weg und nach Leipzig zu ihrem Sohn gezogen, soll aber, wenn sie wieder kommt, bei Hof zugelassen werden. Ihr Kind ist wieder gestorben, was sie in Wien hatte, und die Großmutter Gr. Henckel hat wieder 600 Rth. Schulden für sie bezahlt."

Die dritte, eine Erzählung der Amélie von Stein an ihren Schwager (29. April 1838): „Die Goethe ist wieder in Weimar und schwärmt für einen jungen Gelehrten, den Herrn Kühne aus Leipzig, Redacteur der Eleganten Zeitung. Ihre Gesundheit ist sehr schlecht, ihr Aussehen nicht reizend, aber ihr Herz ist jugendlich und ihr Gemüt noch liebender als das der Frau von Bechtolsheim.... Die Hofrätin Schopenhauer ... sagte neulich zu einer Bekannten ‚die Goethe hat wieder ein Interesse, das freut mich.' ..."

Nun wird man freilich ihr Schwärmen nicht immer für das Anknüpfen unsittlicher Beziehungen halten dürfen. Gewiß war ihre Verbindung mit Männern, wie mit Grillparzer und Bauernfeld in Wien und wahrscheinlich auch mit Gustav Kühne in Leipzig von jener feinen geistigen Art, die das Erotische höchstens streift, die Grenzen des Erlaubten indessen nicht überschreitet.

Von dieſen Beziehungen iſt uns allein die mit Kühne genauer bekannt. Guſtav Kühne, ein fähiger, vielſeitiger Poet, einer der Zugehörigen zu der ſogenannten Schule des jungen Deutſchland, der nur durch einen günſtigen Zufall den Verdammungsbeſtimmungen entging, welche die übrigen Mitglieder des angeblichen Bundes trafen, lebte 1838 in Weimar und verkehrte viel im Goetheſchen Hauſe. Er gab von ſich und Ottilie einer Freundin die nachſtehende Schilderung: „Das Goetheſche Haus und Familie Pogwiſch ſamt anderen Kreiſen haben ſich für uns Söhne einer jüngeren Zeit in der Tat an Liebenswürdigkeit erſchöpft. Freilich bleibt die Ottilie unter allen die unerſchöpflichſte Geſtalt, die an der Seite des großen, klaſſiſchen Mannes ihre romantiſch abenteuerliche Natur zu einer ſeltenen Höhe des Herzens und Geiſtes erziehen konnte."

Es entwickelte ſich eine jener zarten Freundſchaften, bei denen der Übergang zur Liebe naturnotwendig erſcheint. Bei Ottiliens ſehnſüchtigem und liebebegierigem Weſen war es nur ein Stachel mehr, daß Kühne über ein Jahrzehnt jünger war als ſie. Darum meinte er jenes Bündnis feſthalten zu können, als er ſich verlobte, teilte der Seelenfreundin als der Erſten ſein Verlöbnis mit, erhielt darauf einen etwas nichtsſagenden, aber ihn befriedigenden Glückwunſch und jubelte nun in dem Bewußtſein, das Verhältnis mit der entfernten Freundin zu einem dauernden zu geſtalten. Wie ſehr er ſich aber im Irrtum wiegte, wurde ihm durch ein Abſchiedsſchreiben Ottiliens deutlich, das für die Erkenntnis ihres Weſens höchſt wichtig iſt: „Nein, mein lieber Freund, um keinen Preis hätte ich durch Schweigen oder durch ein ſtörendes Wort die Heiligkeit Ihres Glückes trüben mögen und wäre es auch nur der Tautropfen an der Roſe geweſen, den die nächſte Sonnenminute des Entzückens gleich aufgezehrt hätte, — und ſo kam es denn auch, daß Sie für den Grundſtein einer neuen Korreſpondenz den Brief anſahen, den ich als den Schlußſtein, als den letzten in einer langen Reihe betrachtete. Ich konnte nicht ein ſo herbes Wort wie Scheiden niederſchreiben, in Ihre Seligkeit, jetzt muß ich es ja doch aber, denn Sie verſtanden nicht das ſtille Lebewohl, das ich

Ihnen ſagte und keine fremde Feder ſoll es wagen, für mich es Ihnen auszuſprechen. Wähnen Sie nicht, mein lieber Freund, daß ich damit ſo ſchroff eine Linie ziehen will, daß ich nie Ihnen eine Zeile ſchriebe, Sie mir nie ein Wort ſendeten. Noch mancher Anlaß wird ſich im Leben bieten, wo dies zu vermeiden eine Torheit, vielleicht ſogar ein Unrecht werden könnte und beides wollen wir nicht begehen.... Gedenken Sie meiner nie auf ſtörende Weiſe; nur wenn Sie im Begriff wären, eine Zeile zu ſchreiben, die Ihrer eigentlichen Natur nach Ihrer unwürdig, möchte ich, es wäre Ihnen, als legte ich ſanft meine Hand auf die Ihrige und hielte Ihnen die Feder zurück."

Und ſo hörte wirklich die Korreſpondenz keineswegs auf, im Gegenteil, von 1845 an wurde ſie wieder ziemlich lebhaft. Freilich ſind uns nur die Briefe Kühnes bekannt. Sie ſind voll von allgemeinen literariſchen, politiſchen Bemerkungen, von Ausführungen über ſeine Arbeitspläne, ſeine fertigen Werke, enthalten Einblicke in ſein häusliches Leben, nur keine Anſpielungen auf die Vergangenheit. Aus dieſen Briefen geht hervor, mit welcher Klugheit und geiſtigen Freiheit Ottilie an den Bemühungen des Freundes teilnahm. Welche Anhänglichkeit dieſer Mann als Sechziger, nachdem die Jugendgefühle verflogen waren, der älteren Freundin widmete, geht aus folgendem an ſie gerichteten Schreiben hervor, das den Schluß dieſer wahrhaft erquicklichen Epiſode aus dem Leben dieſer merkwürdigen Frau bilden mag: „Sie denken ſo groß und ſchön. Man kann dafür nicht danken, aber man hat doch dafür kein anderes Gegengefühl als Dankbarkeit. Das war immer mein armes Gegengefühl für Ihren Wert und ich werds in Ewigkeit mir bewahren. Gehen nun vielleicht Zeiten und Jahre hin und wir treten uns verklärt entgegen, dann wird ein ſternenhaftes Licht um unſere Schläfe ſpielen und ein unendliches Wohlgefühl durch unſere Seelen ſtrömen. Steht noch das kleine ſchwarze Bild meiner Mutter auf dem birkenen Schreibtiſch, ſo treten Sie jetzt hin und blicken dem Bild ins erloſchene Angeſicht und laſſen es ſich vom Geiſt der unſterblichen Liebe, die in ihr waltet, ſagen: ‚Sie

haben ihm wohlgetan'. Die Flügel meiner Seele reichen über die Welt hin, jedes Gemüt hängt an der Menſchheit, alſo darf ich wohl ſagen, daß die Flügel meiner Seele Sie überall erreichen werden, ſo lange ich dichten und denken muß."

Solche Verhältniſſe mit beſtimmten Bezeichnungen zu verſehen, iſt ſchwer. Und ebenſo ſchwierig iſt es, Ottilie in eine der üblichen Kategorien einzureihen. Einen „verrückten Engel" hat ſie eine der Egloffſteinſchen Damen genannt, die von Literatur und Geiſtreichigkeit nicht viel wiſſen wollte. „Eine Frau aus einem anderen Stern" hat einer ihrer engliſchen Freunde ſie charakteriſiert. Sie hatte vortreffliche Eigenſchaften, ſie war neidlos, fern von Klatſchſucht, hatte die Gabe, aus den Menſchen das Gute und Kluge, das in ihnen lag, herauszuholen. Dieſelbe Freundin, Jenny von Guſtedt geb. von Pappenheim, die ihr die eben erwähnten Eigenſchaften zuſchreibt, hat einmal von ihr geſagt:

„Nichts hatte Beſtand in dieſem Kopfe, in dem die Phantaſie Alleinherrſcherin war. Da warf ſie zwanzig verſchiedene Männerbilder, tauſend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen, die Gedanken ausarteten — dann ſaß ſie vor den Trümmern und weinte! Doch wie bei kindlichen Schmerzen tröſtete ſie die Blume, die ein Fremder ihr reichte, ſie lächelte, ſie berauſchte ſich an ihrem Duft und warf ſie ſchließlich in die allgemeine Unordnung zu Bildern und Gedanken. Und doch waren edle unter ihnen, Gedanken von Pflicht, Barmherzigkeit und Hingebung, aber kein einziger entſprang einem Grundſatz. Der Urſprung war Liebe, das Ziel war Liebe, das Leben war Liebe, trotzdem dieſe Frau nicht mehr jung und nicht ſchön war. Die ſtrahlende Schönheit, mit der ihr Geiſt ſie oft zu verklären ſchien, warf ſie nur noch tiefer in Gram und Reue, denn oft entzündete ſich die Leidenſchaft an dieſem Glanz, um wenn er erloſch, ebenſo ſchnell zu vergehen; ſah ſie die Flamme matter und matter brennen, fühlte ſie, daß ihr Atem ſie nicht mehr anzufachen vermochte, ſo weihte ſie die Stunden der Nacht ihrem wilden Schmerz und dennoch entſagte ſie nicht dieſem Phantom der Liebe, ſie be-

gehrte in der ganzen Welt nichts als ſie, inmitten brennender Tränen rief ſie aus: ‚Immer nur Leidenſchaft, niemals Liebe‘. Aber ſchon im nächſten Augenblick klammerte ſie ſich an die Leidenſchaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte und dann immer dasſelbe Trauerſpiel: Glück, Seligkeit, Verluſt und Reue. Trotzdem fehlte es ihr nicht an Freundinnen. Sie hatte alte und junge, fromme und kluge, Weltfrauen und junge Mädchen mit derſelben Einbildungskraft wie ihre; Freundinnen mit gebrochenem Herzen und Prieſterinnen der Vernunft — ſie alle waren ihr ergeben, denn ſie war von Herzen liebenswert, liebenswürdig ſelbſt in ihrer Torheit. Ja ſie hatte Freunde, doch dieſe hatten ſie nicht.“

Sie ſelbſt hat ſich einmal folgendermaßen charakteriſiert: „In einem dunklen Tempel verbreitete eine einſame Ampel ihr trauriges Licht; lange ſchon hatte ſie gebrannt und niemand gab ſich die Mühe, ſie mit Lebensſpeiſe zu verſorgen; trotzdem leuchtete ſie noch, denn der Tempel lag auf dem Wege der frommen Kinder und ſobald die Flamme nahe am Erlöſchen war, warf eine barmherzige Hand ihr etwas hin, das Leben zu friſten. Es war nicht immer geweihtes Öl, das ihr gebührte; die Pilger gaben, was ſie hatten: eine Blume, ein Lorbeerblatt, einen Dornenzweig; der eine gab ihr einen Tropfen Blut, der andere ſeine Tränen — und die Lampe brennt heute noch.“

Eine ſolche Frau kann man nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtabe meſſen. Man darf ſie nicht nach dem Anſcheine beurteilen. Gewiß war ſie keine Muſtergattin, auch keine Mutter, die die Sorge für ihre Kinder als ausſchließliche Aufgabe ihres Lebens betrachtete. Das dieſen zukommende Vermögen zu wahren, verſtand ſie nicht. Vielmehr wirtſchaftete ſie in unverſtändigſter Weiſe, verbrachte einen großen Teil des Erbes ihrer Kinder, ſchleifte den heiligen Namen, den ſie trug, manchmal in den Schmutz und doch ging ein Zauber von ihr aus, der all dies Irdiſche wegzufegen geeignet war und das Bild dieſer Unglücklichen, die kein anderes Streben hatte, als glücklich zu ſein und glücklich zu machen, für die Ewigkeit verklärt.

Das ſpätere Leben Ottiliens kann nur kurz erzählt werden. Einige Jahre nach dem Tode des Schwiegervaters blieb ſie in Weimar in innigem geſelligen Verkehr mit alten und neuen Freunden und regem brieflichem Austauſch mit fremden Männern und Frauen, z. B. der ihr innig befreundeten Anna Jaunſee und der ausgezeichneten Schriftſtellerin Sara Auſtin. Im Jahre 1839 verließ ſie Weimar und ſiedelte nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt a. M. nach Wien über, kehrte aber noch von Zeit zu Zeit in ihr altes Heim zurück, daß ſie niemals aufgab. (Der erſte Stock des Goetheſchen Hauſes war wohl ſchon in der letzten Zeit ihres Lebens an Fremde vermietet.) Im Ganzen war ihr Leben in Wien, wo ſie ſich freier bewegen konnte, wie ſie ſelbſt einmal ſchrieb, ein friſches und frohes, nur getrübt durch die Sorgen um ihre Söhne und endlich ſchrill unterbrochen durch den Tod ihrer Tochter Alma.

1845 ging ſie mit ihrem kranken Sohne Wolfgang nach Italien, konnte aber trotz liebevoller Anteilnahme ihrer Freundin Adele Schopenhauer und der durch dieſe neu gewonnenen Gefährtin Sibilla Mertens des ſchönen Landes nicht froh werden. Als ſich das Befinden ihres Sohnes gebeſſert hatte, zog ſie wieder nach dem ihr liebgewordenen Wien (1848).

Lange Jahre lebte ſie dort als Mittelpunkt eines aus mannigfachen Elementen zuſammengeſetzten Kreiſes, in dem hohe Adlige und Militärs, wie Fürſt Lichnowsky und der Feldzeugmeiſter Heß, Dichter und Gelehrte: Prof. Seligmann, Zedlitz und Grillparzer ſich befanden. Dieſem Kreiſe gehörte ſchon vor dem Tode ihrer Mutter (1851) die Schweſter Ulrike an, die, bevor ſie zur Priorin des Domſtiftes in Schleswig ernannt wurde, mehrfach in Wien einige Wintermonate zubrachte.

So entſchwanden für Ottilie, die ihren Wiener Aufenthalt durch mannigfache Reiſen nach Rom, Venedig, Dresden unterbrach, an welch letzterem Orte ſie ſich lebhaft für die Schillerſtiftung intereſſierte und ihren Sohn Wolf, der dort eine Zeitlang als preußiſcher Legationsſekretär zu leben hatte, pflegte, viele Jahre. Im Lande des Katholizismus blieb ſie eine gute Proteſtantin, in den Zeiten

der Reaktion behauptete sie ihre freiheitliche Gesinnung, die sie z. B. bei der durch den Großherzog Karl Alexander von Sachsen, dem sie aufs innigste anhänglich und vertraut blieb, erlangte Freilassung des Musikers Röckel besonders lebhaft äußerte. Und es war wohl auch ihre politische Gesinnung, die ihr nach 1866 den Aufenthalt in Wien verleidete.

Vielleicht sprachen auch pekuniäre Gründe mit, ihr den Aufenthalt in Wien unmöglich zu machen. Ihre letzten Lebensjahre, teils in Dresden, teils in Schleswig bei der Schwester, in Jena, seit 1870 in Weimar, waren kummervoll, größtenteils durch eigene Schuld. Sie war gezwungen ziemlich ärmlich zu leben, da durch ihre Unordnung und Verschwendungssucht ihr Vermögen verbraucht und das Kapital der Söhne arg zusammengeschmolzen war. Aber ihre Jugendlichkeit war nicht geschwunden. Sie jubelte über die Ereignisse des Jahres 1870 „Gott dankend, es noch erlebt zu haben".

Empfänglich für alle Errungenschaften des Geistes, das Herz voll Liebe, dürstend nach Freundschaft starb sie am 26. Oktober 1872. Als sie den Tag vorher bei klarem Bewußtsein die Umstehenden fragte, wer wohl von den Freunden im Hause sei und die Antwort erhielt „die Nächsten alle" rief sie freudestrahlend aus: „Was wäre es auch sonst gewesen?"

IV.

Die Enkel.

Während den meiſten Gebildeten Chriſtiane, Auguſt, Ottilie in gewiſſer Weiſe lebensvolle Geſtalten ſind, erſcheinen ihnen die Enkel als mythiſche Perſönlichkeiten. Manche Menſchen, wenn man ſie auch nur alt gekannt hat, kann man ſich jung denken, dieſe kommen den meiſten ſtets alt vor: zwei verknöcherte Junggeſellen, die ewig krank, weltabgewandt und verdroſſen wie Burgwächter daſitzen, ihre Schätze hütend, die ſie ſelbſt nicht kennen und nicht anſehen mögen und doch eiferſüchtig jedem anderen den Zugang wehrend.

Und doch waren auch dieſe einmal Kinder voll Friſche und Munterkeit, den Eltern eine Himmelserſcheinung als ſie ins Leben traten, dem Großvater ein warmer und echter Lebenstroſt.

Um zu wiſſen, was dieſe viel verkannten Menſchen als Kinder waren, iſt es zunächſt nötig, alle irgendwie belangreichen Äußerungen zuſammenzuſtellen, die ſich in Goethes Tagebüchern, Briefen und Geſprächen finden.

Wollte man dieſe Zuſammenſtellung bemängeln und anſtatt ihrer eine Darſtellung verlangen, ſo erhebt man damit einen Anſpruch, der nicht befriedigt werden kann und ſtellt ſich auf einen falſchen Standpunkt. Der Anſpruch iſt falſch, weil dieſe Notizen zu einer fortlaufenden Erzählung nicht ausreichen, ihre Ergänzung aus anderen Quellen unmöglich iſt. Der Standpunkt iſt nicht richtig, weil gerade dieſe Mitteilungen, obgleich ſchon ſeit einigen Jahren gedruckt, doch nur einem kleinen Kreiſe von Forſchern bekannt, weil ſie ferner bisher noch niemals in dieſem Zuſammenhang vorgelegt worden ſind und endlich, weil ſie in ſich ſelbſt einen großen Reiz beſitzen. Man ſieht daraus, mit welcher unendlichen Liebe, um nicht zu ſagen Verblendung der Alte an dieſen Nachkommen, den Kindern ſeines einzigen Sohnes hing, was für eine Menge Zeit er, der ſo vielfach, für ſein Alter faſt übermäßig Beſchäftigte den Kleinen widmete, welche Wichtigkeit er ihrem Treiben beimaß, daß er ihrer Anweſenheit, ihrem Tun, ihren Meinungen einen ſo ausführlichen

Platz einräumte, der ſonſt dazu beſtimmt war, die mannigfachen wichtigen und bedeutſamen Vorfälle ſeiner Erdentage zu buchen.

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem erſten Geburtstag des älteſten Enkels Walther, 9. April 1819: „Geburtstag des Kindes. Frau von Stein beſuchte dasſelbe.“ Geburtstagsfeier von 1820 und 21 wird erwähnt, 1824 waren ſeine Freunde zu Mittag da, 1825 wird erwähnt, daß das Kind einiges verehrt erhalten habe. 15. Dezember 1821: „Nach Tiſch Portefeuilles unterſucht. Abends mit Walther fortgefahren dieſelben anzuſehen.“ Vom 3. Oktober an werden ſehr vielfach Spazierfahrten mit dem Kinde erwähnt. 1822. 19. Oktober: „Mit Walther die Bilder im Dapper durchgeſehen, Paläſtina und Syrien.“ Nach der Geneſung Walthers von den Windblattern war das Kind doch noch etwas erregt, ſo daß es 30. Januar 1823 heißt: „Einige leichte pädagogiſche Mißhelligkeit.“ 31. Januar: „Vor Tiſche Walther eine Stunde unartig mit allerlei Spielereien zubringend.“ 26. April: „Mit Wolf (damals 3 Jahr) die Albrecht Dürerſchen Steindrücke beſehen“. 1824. 24. Januar: „Mit Wolf, der von der Gräfin Henckel zurückkam mit der bleiernen Jagd geſpielt, wobei er ſich ſehr vernünftig und anmutig erwies.“ 4. März: „Die Kinder. Umherziehende Affen und Bären zu ſehen.“ 20. März: „Walther zeichnete zum erſten Mal nach den lithographierten Umriſſen. Abends mit Walther ſpielend, ſodann die Trajaniſche Säule durchblätternd.“ 10. Juni: „Mit den Kindern mancherlei Spiele mit eingeflochtenem Unterricht.“ 11. Mai: „Mit Walther zweiten Vers des Fiſchers geleſen und geſungen.“ 18. Juli: „Walthern die Geſchichte der Siebenſchläfer erzählt.“ 1825. 20. Februar: „Erſte Märzenglöckchen durch die Kinder entdeckt.“ 31. März: „Kamen die Kinder und ſuchten Eier.“ 11. Juni: „Wolf auf dem Flügel klimpernd.“ 5. November: „Walther begann das Zeichnen bei S.“ (Schuchardt, der ſeit kurzer Zeit in Goethes Dienſten war.) 1826. 18. September: „Der Geburtstag von Wolf wurde gefeiert. Mittag aßen die Kinder mit. Viele Knaben im Garten machten großen Lärm.“ (Die Teilnahme der Kinder an der Mittagstafel war ſehr ſelten, manchmal etwa an den Geburtstagen der Mutter 31. Oktober 1826 oder

in den Zeiten, wenn die Eltern verreist waren.) 1827. 27. März: „Mittag mit Fräulein Ulrike. War vom künftigen Examen die Rede (es handelt sich wahrscheinlich um die Prüfung durch den Hauslehrer Rothe, von dem später noch zu reden ist)." 24. Juni: „Walther war heute in Dornburg zum Geburtstag des Prinzen Karl (Alexander)." 21. Juli: „Ich las Manzoni, der Knabe 1001 Tag und schrieb sich die schweren Namen in eine Schreibtafel." 22. „Das Kind schrieb die gestrigen Namen ins Reine." 31. Dezember: „Nachts (nach Goethes Sprachgebrauch spät abends) beschäftigte sich Wölfchen, mancherlei Lieder im Takt halb singend vorzulesen, welches ihm nicht übel gelang." 1828. 19. Januar: „Mit Wölfchen den Kalender und die Himmelszeichen durchgegangen und den Orion und Sirius gewiesen." 29. Februar: „Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalttage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen." 10. Mai: „Unterbrechung durch Wölfchen und seine artige Zudringlichkeit." 1829. 6. Februar: „Wölfchen hatte versprochenermaßen die ganze Zeit über gelesen und nahm nur zuletzt an der Unterhaltung teil, da von Bruno (Riemer) die Rede war und Verschiedenes auf die Beschäftigung der Knaben ungefähr seines Alters zur Sprache kam, wobei er glaubte, mitreden zu dürfen." 16. Februar: „Wölfchen sehr anmutig und schmeichelhaft, um seine Zwecke durchzusetzen." 21. „Die Kinder, welche sich mit Ausspielen allerlei Kleinigkeiten unterhielten, auch wohl wieder eine Zeitlang im mitgebrachten Büchelchen lasen." 6. August: „Walther kam vom Exerzieren und Kanonieren mit viel Verdruß, daß er nicht gut geschossen und nichts gewonnen hatte. Wolf nahm teil an diesen Gefühlen. Die Frauen blieben nicht unparteiisch und gab es eine sehr artig lebhafte Scene." 15. Oktober: „Alma spielte wohl eine Stunde allein und munter. Walther darauf singend und tanzend in seiner ganzen Possenhaftigkeit." 5. November: „Wölfchen, der mir von der griechischen Mythologie zu erzählen hatte." 27. November: „Walther unterhielt mich von Schauspielen, die er zu Weihnachten aufführen wollte." 1830. 6. Februar: „Zeichnungen der Enkel, welche gut ausgefallen waren.

Abends entſagte Wölfchen auf meinen Rat der Euryanthe, dagegen ſpielte ich Domino mit ihm." 14. Juni: „Wölfchen las in dem erſten Band meiner Biographie und machte neckiſche Bemerkungen." 5. September: „Wölfchen hatte freiwillig mehrere Stunden verſchiedenes Korrigierte mundiert."

Nach dem Tode des Vaters kamen die Kinder noch eifriger zum Großvater. Merkwürdigerweiſe ruhten ihre Theaterfreuden nicht, ſo daß notiert wird, wie ſie ſehr bald wieder das öffentliche Schauſpiel beſuchten oder (9. Dezember) „mit Lebhaftigkeit von ihren unternommenen Theaterſtücken berichteten". Auch das Weihnachtsfeſt wurde in gewohnter Art gefeiert. 1831. 8. Januar: „Wölfchen kam aus der Vorſtellung von Lear noch ganz leidlich zuſammengenommen." 16. „Wolf erzählte mir ein Märchen, das er ſich ausgedacht hatte." 18. „Walther-chen, der mich von ſeinen Taſchenſpielerkünſten unterhielt." 23. „Kamen die Kinder von einer nächtlichen Eisfahrt mit Pechfackeln. Walther beſonders höchſt vergnügt, welches bei einem unerfreulichen Spaße man ihm gern gönnen mußte." 14. Februar: „Walther aus dem Schauſpiel Heinrich III., Heiter-hartnäckiger Streit der beiden Knaben über den Wert des Stückes, ein ſymboliſches Publikum." 21. „Spazierengefahren mit den Knaben, welche beide mit dem luſtigſten Wetteifer ihre theatraliſchen Tendenzen, Teilnahme, Unternehmungen und Pläne auf das lebhafteſte vortrugen, als wahrhafte Poeten ſich darſtellend, indem, wenn der andere ſich mit Enthuſiasmus erging, der eine ſich ins Gähnen verlor und wenn dieſer an die Reihe kam, der andere pfiff." 12. März: „Walther, der aus muſikaliſchem Purismus nicht in die Stumme gegangen war. Auf ſo närriſche Weiſe kann man auch Kinder in eine Oppoſition ziehen." 17. März: „Auf Wölfchens Veranlaſſung wurde der Globus geholt und die letzte Reiſe der Ruſſen um die Welt dadurch verſinnlicht." 31. Mai: „Inzwiſchen war Alma einige Stunden bei mir, betrug ſich ſehr artig auf dem Wege einer ſittlich-ſozialen Kultur." 25. September: „Wölfchen referierte beim Frühſtück die folgenden Akte des Alpenkönigs und ſchrieb nachher ſeine Rezenſion auf." 30. Oktober: „Mittag Herr Rothe. Unterhielt mich mit ihm über der Kinder

Fortſchritte und war mit ſeiner Weiſe, den Unterricht zu behandeln, wohl zufrieden." 3. November: „Mittag Wölfchen. Lobenswürdige aber höchſt unbequeme, unermüdete Tätigkeit des Knaben." 24. November: „Die drei Kinder brachten den Abend bei mir zu. War ein jedes in ſeiner Art unterhaltend. Alma beſchäftigte ſich ſehr artig mit Bleiſtift und Papier." 7. Dezember: „Nach Tiſche Wölfchen, deſſen Theaterleidenſchaft ſcherzhaft beſchwichtigt. Beſieht man es genau, ſo findet ſich, daß das Theater das einzige, eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben iſt, welches dadurch, daß es jeden Abend in ſich ſelbſt abſchließt und am nächſten ſich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und ſeine Wirkung gleich ſelbſt wieder aufhebt, durch eine unüberſehbare Mannigfaltigkeit den Geiſt beſchäftigt und bei Anlaſſe zum Denken in den Zuſchauern das Urteil aufruft, reinigt und ſchärft. Wölfchens Rezenſionen ſind deshalb ſehr merkwürdig, weil er dieſelben nicht anders als beurteilend aufnimmt, anſtatt daß Walther ſich nach der Abſicht des Dichters und Spielers zu leidenſchaftlichem Anteil hinreißen läßt."

Überblickt man dieſe Notizen, ſo bemerkt man, daß der Großvater den jüngeren Enkel entſchieden bevorzugte. Das zeigt ſich nicht nur darin, daß er auf Spazierfahrten viel häufiger mitgenommen wurde und daß er weit öfter als der ältere Bruder die Erlaubnis erhielt, ſich in den Zimmern des Großvaters aufzuhalten, ſondern auch darin, daß, während für Walther nur ein einziges Mal ein Liebkoſungsname vorkommt, Wolfgang faſt immer als Wölfchen, einmal auch als Wölfy bezeichnet wird.

Dagegen ſind dem älteren Enkel mehrere Gedichte gewidmet: das Wiegenlied, ein allerliebſter kleiner mineralogiſcher Scherz; der Stammbuchvers, eine ernſte Mahnung zu eifriger Tätigkeit.

Beiden Kindern wird auch in den Briefen ein ziemlich breiter Raum eingeräumt. Die folgende Blumenleſe, bei der eine ſtrenge chronologiſche Ordnung nicht gewahrt werden konnte und der auch ein paar hübſche Einzelheiten aus den Geſprächen eingefügt worden ſind, beweiſt, wenn auch nicht in der Vollſtändigkeit wie die Notizen des Tagebuchs das innige Zuſammenleben des Alten mit dieſen

Zeugen des dritten Geschlechts, die unendliche Nachsicht und Geduld gegenüber den allerliebsten Störenfrieden. Um dieses freie Hineinspazieren in die Zimmer des Großvaters, das lange Verweilen der Enkel in diesen Räumen völlig zu würdigen, muß man immer bedenken, wie wohl verwahrt und streng behütet dieser weihevolle Aufenthaltsort für andere Erdenkinder war, wie energisch selbst Hochgestellte von diesen Pforten zurückgewiesen wurden, während diese kleinen Burschen dort nach Belieben schalteten. Die Briefstellen lauten:

„Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse, wodurch ich ihn denn, eh' die Eltern zurückkommen, auf die Beine zu bringen gedenke, wornach er selbst, obgleich etwas unbehülflich, jeden Tag sich zu bestreben scheint."

„Seine Spiele werden schon mannigfaltiger und seine Aufmerksamkeit geteilter. Noch läßt er sich zerstreuen und auf irgend ein neues Interesse hinleiten; dabei schwatzt er immerfort."

„Meine Kinder machen eine Reise und haben mir einen mehr als jährigen Enkel zurückgelassen, den ich mit großväterlicher Affenliebe, die größer als der Eltern sein soll, für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte und wirklich durch seine Gegenwart den leeren weitschichtigen Haus- und Gartenraum für völlig ausgefüllt halte. Die sämtlichen Beeren reifen für ihn und meine Rückahnung, daß sie mir auch einmal schmeckten, verwandelt sich, wenn ich ihn kosten sehe, in das entschiedene Gefühl, als schmeckten sie mir noch."

Nach dem Theaterbrande, als der Alte, der mit diesem Gebäude jahrzehntelange liebe Erinnerungen begrub, sich einer bei ihm ungewohnten Verzweiflung hingab, kam der Enkel Wolfgang früh am Morgen an das Bett des Großvaters, faßte seine Hand und sagte, indem er ihn mit großen Augen ansah: „So geht's den Menschen." Und der Alte fuhr nach der Erzählung dieses Begegnisses fort: „Was läßt sich weiter sagen, als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten meinte."

Völlig unpädagogiſch, wenn auch recht liebenswürdig iſt die Art, wie er der mäßigen Erziehungsart entgegentrat, die Ottilie für ihre Söhne anzuwenden für gut fand. Er ſelbſt berichtet darüber 1827. „Da iſt neulich der Wolfgang zu mir gekommen, nachdem er eben gefrühſtückt hatte; ich fragte ihn, ob er noch ein Stück Brod wolle, und das hat der Knabe denn auch mit einer wahren Andacht verzehrt."

Eine niedliche Szene berichtet Karl von Holtei (1827). „Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walther und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgefordert, allerlei Schwänke zum beſten. Unter andern ſangen ſie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte ſagte dann, indem er ihnen Näſchereien reichte: ‚Nun, ſeht Euch einmal dieſen Mann an! Das iſt der, welcher das dumme Zeug gemacht hat.'"

Ließ er ſich auch häufige Störung gefallen, ſo konnte er gelegentlich böſe werden, wenn ſie im Hofe gar zu laut lärmten. Da öffnete er wohl ein Fenſter, ſchaute mit blitzenden Augen herunter und ſchrie ſie mit Löwenſtimme an: „Wollt ihr Lümmel endlich Ruhe halten." (Der pedantiſche Biedermann vergißt nicht bei dem Worte Lümmel ein devotes Fragezeichen zu machen.)

„Die Kinder haben durch ihre Gunſt die Tiere geſehen; Walther erzählt gern vom Elephanten und Krokodil, Wolf aber will ſie nicht gelten laſſen; das Pferd bleibt unter allen ſolchen Geſchöpfen das Einzige, dem er einige Neigung ſchenkt."

„Die Kinder haben Dir für die Jagd nicht gedankt, das macht ich habe ſie ſecretiert. Sie ſpielen nun abends bei mir damit, wovon Walther im nächſten Briefe Nachricht geben wird. Auch hab ich Rechenpfennige angeſchafft, woran ſie Gelegenheit finden werden, ihre kleinen anmutigen Händel, ſo wie ihre Verſöhnbarkeit zu üben."

„Walther war einige Tage in Dornburg und mag ſich gut betragen haben; Wolf kommt jeden Morgen bei Zeiten und holt ſich was zu ſchnabelieren, da ich denn große ſchmackhafte Erdbeeren immer bereit halte."

Nach einem Beſuche des Ehepaars Wolff:

„Der kleine Knabe wollte nicht leiden, als ſie behaupteten, wie er zu heißen, ſie hätten einen Buchſtaben mehr, behauptete er, er heiße Wolf und ſie Wolfs.“

Während Ottilie mit Walther nach Jena gegangen war, heißt es über den kleinen Wolfgang:

„Der älteſte Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreiſe großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Paten, der mir immer liebenswürdiger erſcheint, je mehr er ſich in meiner Nähe gefällt.“

Am 27. Juli 1827 heißt es: „Wölfchen iſt mein gewöhnlicher Geſellſchafter und pflegt einige Stunden abends mit mir im Garten zuzubringen, wo er denn aus Blättern und Blumen Putzwerke zuſammenſetzt, wie er ſie von Meloſſens Kindern und Joſephen gelernt hat; dann ſchreibt er wohl auch die Namen auf aus den orientaliſchen Mährchen und andere Worte, die er nicht verſteht. Dieſe werden verſchiedentlich abgeſchrieben und erklärt, nicht ohne Unbequemlichkeit, wie die Kinder ſind, die nicht enden können. Sogar weiß er mit der größten Artigkeit mich zu nötigen, daß ich vor Schlafengehen entweder Charte oder Dorl mit ihm ſpielen muß.“

Sie amüſierten ſich und den Großvater mit Taſchenſpielerkunſtſtückchen, in denen beſonders Walter exzellierte. „Ich habe nichts dawider“, ſagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit ſolchen Torheiten ausfüllen. Es iſt, beſonders in Gegenwart eines kleinen Publikums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geiſtigen Gewandtheit, woran wir Deutſchen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachteil allenfalls entſtehender kleiner Eitelkeit wird durch ſolchen Gewinn vollkommen aufgewogen.“

Bedürfte es nach dem Geſagten noch eines Beweiſes, wie gering die Autorität war, die der Großvater über die Enkel beſaß, ſo kann man ſie in nachfolgender Erzählung des Biographen Wolfgangs finden. „Lange Zeit waren beide Brüder im Hauſe unterrichtet worden. Ein Herr Rothe, der ihr Hofmeiſter geweſen war, hat

mir erzählt, wie zerſtreuend dabei das geſellige Leben und gelegentlich der Umſtand gewirkt habe, daß ſie zu den Geſpielen des Erbgroßherzogs gehörten. Auch ſei die Strenge der Arbeitsordnung gering geweſen. So hatte der Lehrer dem Großvater zu klagen, daß ſie nicht zu rechter Zeit aufſtehen; er erhielt die Weiſung, ſie zu überzeugen, wie unrichtig dies gehandelt ſei. Als er erwiderte, das habe er ſchon in aller Weiſe verſucht, aber vergebens: „„So ſagen Sie: der Großvater will es.““ — Nach einigen Tagen berichtet Rothe: auch das habe nichts geholfen. „„Hm!““ — und das Geſpräch war zu Ende.“

Solche glückliche Jugend war den Enkeln beſchieden. In dieſer überquellenden Liebe des gefeiertſten Mannes Europas mußte, ſo möchte man meinen, ein Talisman von wundertätiger Kraft liegen; das reinſte Glück hätte den Knaben aus dieſen Jugendtagen zuſtrömen müſſen. Aber das Gegenteil davon trat ein. Alma, von der in den angeführten Belegſtellen am wenigſten die Rede iſt, ſtarb ſehr jung; Walther und Wolfgang lebten zwar lange, aber ohne daß die Sonne des Glücks ſie beſtrahlte. Sie brachten es weder zu Anſehen noch zu Bedeutung.

Von Almas Leben weiß man ziemlich wenig, man könnte ſagen, nur ihr Tod hat ſie berühmt gemacht. Und zwar durch das, trotz mancher Banalitäten herrliche Gedicht Grillparzers: „Alma von Goethe 1845“.

Der Poet redet den gewaltigen Dichtergeiſt an und erinnert ihn an ſeinen, des damals ſchüchternen jungen Mannes Beſuch in Weimar. Er ſchildert, wie das junge Mädchen nach Wien kommt und am Teetiſch der Mutter zierlich die männlichen Gäſte bedient. Dann fährt er fort:

Doch war's, als ob dem Erlenkönig gleich
Des Ahnherrn Geiſt ob ihrem Scheitel ſchwebte,
Und daß dies Kind dem Kind im Liede gleich
Vom Anhauch einer geiſtigen Ladung bebte.
Wie an den Eichſtamm, den der Blitz geneigt,
Die Blume hell empor die Blätter richtet,

Als ob nicht dein Erzeugter ſie gezeugt,
Als ob ihr Ahn ſie Klärchen gleich gedichtet.
Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnſucht nach dem Land der reinen Lilien
Und ging dahin ſo ſtamm- als wahlverwandt,
Verwaiſend und verdoppelnd die Ottilien.

Die männlichen Enkel litten unter der verkehrten Erziehung. Statt in eine öffentliche Schule geſchickt zu werden, erhielten ſie von dem bereits genannten Lehrer Rothe Privatunterricht, einem Manne, der eine vielſeitige Bildung gehabt zu haben ſcheint, aber nicht Autorität genug beſaß, um die entgegenwirkenden Einflüſſe des Elternhauſes und des Großvaters, der die Kinder bald als Spielzeug, bald als Erwachſene betrachtete, zu beſiegen. Auch war das frühzeitige Gefüttertwerden mit Vergnügungen und Luſtbarkeiten aller Art, der intime Verkehr am Hofe, den Knaben eher ſchädlich als nützlich. Jenes erhitzte die Phantaſie und lenkte den jugendlichen Sinn von ernſter Arbeit ab, dieſer, wenn er auch die lebenslängliche, ſchönmenſchliche und tatkräftige Freundſchaft eines edlen Fürſten, Karl Alexander von Weimar, vorbereitete, gewöhnte die Knaben und Jünglinge an eine Lebensführung und an Anſprüche, die ſpäter bei mißlichen, ja in völlige Unordnung geratenen materiellen Verhältniſſen nicht mehr zu befriedigen waren.

Die Erziehungsmethode von Frau Ottilie ſpottete aller Pädagogik. Gewiß fühlte ſie innigſte Liebe zu ihren Kindern. „Wir ſind durch unſere Mutter auf das Große, auf edle Geſinnungen dreſſiert worden, mit Liebe und wenn es ſein mußte, auch mit Sporn und Peitſche", bekannte der Jüngere; unſere *große* Mutter, ſo nannte ſie der Ältere nach ihrem Tode. Auf das Große und Edle dreſſiert, das bedeutete hier: der wirklichen Welt entfremdet, für das Leben verdorben. „Du haſt immer Recht, aber auf einem anderen Stern", ſagte im Hinblick auf ihre Erziehungsart eine denkende Freundin der Mutter.

Walther, von Jugend auf ſchwächlich, beſuchte niemals eine öffentliche Schule. Er bildete ſeine muſikaliſche Begabung aus,

wurde ein halber Virtuose und ein in Privatkreisen geschätzter Komponist. Ob es ihm nur an praktischer Verwertung seines Talentes und an jener Energie, sich durchzusetzen, gefehlt hat, die dem Komponisten und ausübenden Künstler gleich nötig ist, steht dahin. Auch Ottiliens Versuch bei Franz Liszt, der 1842 die Direktion der deutschen Oper in London übernehmen sollte, ein Singspiel des Sohnes, wahrscheinlich Anselmo Lanza anzubringen, schlug fehl. Einzelne seiner Opern wurden in Weimar gegeben; andere Bühnen eröffneten sich ihnen nicht. Wenn Frau Ottilie diese Zurückhaltung deutschen Theaterdirektoren als Versündigung gegen das Andenken des Großvaters vorhält, und es geradezu als Verbrechen erklärt, daß jene sich diese Kompositionen entgehen ließen, so muß man diese Beschuldigung als eine starke Übertreibung der Mutterliebe belächeln.

Walther verbrachte ewig kränklich sein Leben teils in Gesellschaft seiner Mutter, teils allein in stiller unfruchtbarer Arbeit. Er hat sich selbst einmal in einem Briefe an Fritz Frommann, 8. Juni 1847, so charakterisiert:

„Recht sehr bitte ich Dich aber über den „großen Unbekannten" den kleinen bekannten Musikus, zuverlässig ein ausgezeichnetes Talent nicht ganz zu vergessen. Daß es Dir finanziell nicht besonders auf der Messe ergangen ist, tut mir recht leid, aber über Deine anderweitige Tätigkeit freue ich mich, wenn Dir's gleich hie und da ein wenig zu viel wird. Mich erhält wenigstens die Seccatur einzig und allein im Leben, denn hätte ich nicht meine Arbeiten, meine Opern, die keine Bühne finden, meine Lieder, die ohne Verleger bleiben, so wäre ich ein ganz elender Mensch, so aber geht es immer fein still und sacht vorwärts; wohin, ja das weiß der dort oben besser wie der alte Musicalis Musicantus, Edler von Musicus."

Das Beste, was über ihn zu sagen ist, wurde von seinem gleichaltrigen fürstlichen Freunde, Karl Alexander, ausgesprochen und mag mit dessen Worten wiederholt werden: „Walther Goethe war eine Persönlichkeit, welche aus dem Alltäglichen und Gewöhnlichen

vollkommen heraustrat. Wenn bei Beurteilung einer Individualität die Zeit, der ſie angehört, und die Erziehung, die gleichſam der Ausdruck derſelben iſt, berückſichtigt werden muß, ſo iſt dies hier der Fall. Geboren zu der Zeit, wo der Ruhm ſeines unſterblichen Großvaters ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, genoß Walther von der Wiege an die ſchmeichelnden Töne der Bewunderung für ſeinen Großvater. In dem Familienkreiſe, in dem großen und belebten Kreiſe der Bekannten und Freunde, von dem ſeine Mutter umgeben war, wurde er frühzeitig gewöhnt, die Welt von dieſem Zentrum aus kennen zu lernen, ohne ſich bewußt zu werden, daß dieſes Zentrum eine Ausnahme war. Dieſe Ausnahme wurde zwar von ſeiner Mutter und ihrem Kreiſe erkannt, aber es wurden Anſprüche an die Welt hieraus entwickelt, welche von dieſer nicht erfüllt werden konnten, denn die Welt bewundert wohl, aber ſie räumt nie den Erben der bewunderten Perſönlichkeit das Recht ein, hieraus Vorrechte für ſich ſelbſt, d. h. für die Erben abzuleiten. Dieſe Umſtände erſchwerten Walther den Lebensweg und erzeugten oft eine Erbitterung gegen dieſe Welt. Dabei kannte der edle Charakter Walthers abſolut keine Selbſtliebe. Das Wort Rückſicht war gleichſam die Deviſe ſeines Lebens. Er dachte, er ſorgte nur für andere, aber er wachte über die Achtung, die der Erinnerung ſeines Großvaters gebührte. Das hat ihn auch verhindert, auf die vielfältigen und verlockenden Anerbietungen einzugehen, welche mehr als einmal den Enkeln Goethes gemacht wurden, ſich bei ihren keineswegs glänzenden Vermögensverhältniſſen des großväterlichen Erbes teilweiſe oder im Ganzen zu entäußern. Bei ſeiner zartbeſaiteten Seele ereignete es ſich dabei oft, daß er die harte Berührung der Welt in ihren Anſprüchen an ſeine und ſeiner Familie Perſon auf das Tiefſte empfand, ſo daß ſich dieſes Gefühl faſt bis zum Haß ſteigern konnte. Dieſes eigentümliche Verhältnis zwiſchen Verehrung zu dem Großvater und Rückſichtsloſigkeiten der Welt gaben und erhielten bei Walthern eine Schüchternheit, zu welcher ihn ſeine geiſtigen Eigenſchaften keineswegs berechtigten. Auch ſelbſt der treueſten Freundſchaft gelang es nicht, ihn zu einem

Hervortreten ſeiner Begabung zu beſtimmen, aber er bot dem, der ihn nahe kannte, den Genuß treueſter Freundſchaft und das in jeder Beziehung und zu allen Zeiten."

Etwas mehr als von Walther iſt über Wolfgang zu ſagen. Auf dringende Vorſtellung der Vormünder wurde er 1835 nach Pforta auf das Gymnaſium gebracht, er wurde bald aber wieder von dort fortgenommen, da ſich die Mutter nicht von ihm trennen wollte. Er ſetzte ſeine Studien auf dem Weimarer Gymnaſium fort und beſtand dort, wenn auch vielfach durch Krankheit gehindert, am 18. September 1839 ſein Abiturientenexamen mit vorzüglich. Jurisprudenz und Philologie gab er als ſein Studium an, er verſuchte ſich auf beiden Gebieten und fügte als drittes die Dichtung hinzu. Im Jahre 1845 beſtand er das juriſtiſche Doktorexamen mit einer gelehrten Arbeit. Zu praktiſcher Ausübung ſeiner Kenntniſſe und Studien gelangte er nicht. Die an ihn ſchon vor dem Druck ſeiner Diſſertation gelangte Anfrage wegen ſeines Eintritts in den weimariſchen Staatsdienſt lehnte er ſeiner Krankheit wegen ab, die ihn ſchon in ſeinen Jugendjahren arg quälte, ſogar einmal dem Tode nahe brachte. Als 1850 der Gedanke wieder erwogen wurde, konnte er nicht ausgeführt werden, weil Wolfgang kein Staatsexamen gemacht hatte und Bedenken trug, ſich den Chancen eines ſolchen zu unterwerfen.

Durch manche gewichtige Fürſprecher nach Preußen empfohlen, wurde er 1852 der preußiſchen Geſandtſchaft in Rom attachiert, 1854 Legationsſekretär und bei der zeitweiligen Abweſenheit des Geſandten Geſchäftsträger; ſeine Berichte z. B., die direkt für den König beſtimmten, wurden ſehr gerühmt. 1856 wurde er Legationsſekretär bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Dresden, er erhielt 1860 den Titel Legationsrat, ließ ſich aber in dem folgenden Jahre zur Dispoſition ſtellen, da ſeine Krankheit zu häufigen und langandauernden Urlaub nötig machte. Seitdem führte er ein irrendes Leben, war mehrfach in Italien und in Wien, mußte ſich monatelang in Bädern herumtreiben, in denen er vergebens Heilung

ſuchte und hatte beſonders nach dem Tode der Mutter ſeinen eigentlichen Wohnort in Weimar.

Als Philologe und Hiſtoriker erwog er zuerſt große Pläne, legte bändereiche Exzerpte an und verfaßte ausführliche Niederſchriften über die Berührungen des Chriſtentums und Heidentums, über einen Kommentar zu den Büchern des Dio Cassius, ferner Unterſuchungen über die Gloſſen des Lactantius Placidus. Während keine dieſer Arbeiten zum Abſchluß gelangte, gedieh der ſeit 1862 aufgenommene Plan einer vollſtändigen Geſchichte der Bibliothek des Kardinals Beſſarion, die der Anfang eines großen Werkes über die italieniſchen Bibliotheken ſein ſollte, über die erſten Anfänge hinaus. 1869 erſchien das erſte Heft „Studien und Forſchungen über das Leben und die Zeit des Kardinal Beſſarion", dem ein zweites nie gefolgt iſt. Es iſt eine große, fleißige, ſcharfſinnige Zuſammenſtellungen enthaltende Arbeit, keine lesbare Darſtellung, vielmehr eine etwas ungehobelte, die Mühen gar zu ſehr erkennen laſſende Aneinanderreihung eifriger bibliothekariſcher und archivaliſcher Studien.

Als Dichter verſuchte er ſich mehrfach. Drei ſeiner Sammlungen ſind im Druck erſchienen: „Studentenbriefe, Briefe und Lieder eines alten Burſchen und eines kraſſen Fuchſes" 1842, „Erlinde" 1845, „Gedichte" 1852. Sie hatten keinen Erfolg und entmutigten ihren Verfaſſer. Die größere Dichtung „Erlinde" verdient nicht ganz die Nichtachtung, in die ſie gefallen. Dieſe Geſchichte einer Ilm-Nixe, die von ihrem Geliebten, dem Grafen von Berka verlaſſen, aus der Oberwelt verſchwindet und den Grafen ins Verderben ſtürzt, iſt intereſſant dadurch, daß ſie dem ſpäter ſo eifrig betretenen Studiengebiet über den Übergang des Heidentums zum Chriſtentum ſich nähert, daß ſie des Dichters Zugehörigkeit zur Romantik, beſonders ſeine Abhängigkeit von Schelling dartut, daß ſie ſeine innige Liebe zur thüringiſchen Heimat verklärt und in manchen Figuren ſein Anlehnungsbedürfnis, ſeine Sehnſucht nach Freundſchaft hervorleuchten läßt.

Für Politik hatte Wolfgang, obgleich er faſt ein Jahrzehnt im

Staatsdienste gestanden hatte, kein großes Interesse. Wohl besaß er einen gewissen Sinn für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und stärkte diese Gesinnung namentlich durch die Teilnahme an dem Jubiläumsfest der Universität Jena 1858. Aber er besaß nicht Begeisterung genug, um über die Siege von 1866 zu jubeln und selbst die Einigung Deutschlands nach dem gewaltigen Kriege von 1870 ließ ihn kühl.

Er war ein kranker Mensch, scheu von Natur, scheuer geworden durch die Mißerfolge, am Leben irre, wenn auch nicht lebensmüde, durch seine beständige schmerzhafte Krankheit. Er traute sich wenig zu, machte an das, was er wirklich vollbrachte, die größten Ansprüche. Daher seine mutlos schmerzlichen Aussprüche über sein Können, sein fatales Wortspiel, das bei ihm nicht scherzhaft sein sollte: „Mein Großvater war ein Hüne und ich bin ein Hühnchen." Er lebte in einer Welt, die seine Phantasie erschuf, weil die Welt, wie sie war, ihm wenig von dem bot, was er verlangte und wie er glaubte, auch verdiente. Einer seiner Freunde hat ihn sehr gerühmt: „Er war ein großangelegter Mensch, von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreise, von eigenen Gedanken, von vornehmstem Charakter, der allezeit gesinnt und gestimmt war, zuerst seiner Pflichten eingedenk zu sein und erst nachher seiner Rechte, von aufrichtiger Menschenliebe, treu, wahr, arbeitsam.' Man mag diesem Freundesurteil wohl glauben, aber man muß hinzufügen, daß diese Eigenschaften nur den wenigen Vertrauten sich zeigten, daß für die Gesamtheit sein Leben nutzlos dahinging.

Diese Erkenntnis von seiner Überflüssigkeit, dieses Bewußtsein des großen Wollens und des geringen Könnens, diese Unfähigkeit, ein sich und den anderen befriedigendes Dasein zu führen, drückt er einmal in den resignierten Versen aus:

Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben!
Ich möchte einmal sein.

Er war längst der Welt abgestorben, ehe er zu Leipzig, wohin er

1879 zu fast ständigem Aufenthalte übergesiedelt war, in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1883 starb.

Der ältere Bruder Walther war 1839, der jüngere Wolf 1841 volljährig geworden. Sobald sie das zum vormundschaftsfreien Leben nötige Alter erreicht hatten, setzten sie bei der Regierung durch, daß Goethes Zimmer nicht weiter gezeigt wurden, wußten es zu verhindern, daß noch irgend etwas aus den Sammlungen ausgeliehen wurde, wobei es an manchen Mißhelligkeiten nicht fehlte; mit dem Sekretär Kräuter, der bisher die Verwaltung geführt, und dem Kanzler von Müller, der das ganze geleitet hatte. Sie lehnten ein Angebot des deutschen Bundes ab, Haus und Sammlungen anzukaufen, erwarben sogar von ihrer unmündigen Schwester den auf sie gefallenen Anteil. Seitdem wiesen die Brüder jedes Gesuch zurück, das Archiv zu benutzen, mochte Anfrage und Bitte kommen, von welcher Seite sie wollte, und gaben nur selten die Erlaubnis zur Besichtigung von Goethes Wohnräumen. Als Grund für diese Zurückhaltung gaben sie an: „Es ist unmöglich, daß wir die Zimmer den Fremden öffnen: wir haben keinen steinernen italienischen Palast, sondern ein hölzernes Thüringer Haus, das es einfach nicht aushalten würde."

Der Grund ihrer Weigerung, die handschriftlichen Schätze anderen zur Verfügung zu stellen, lag einerseits in der Furcht, daß unzarte Veröffentlichungen erfolgen könnten, — wogegen sie sich ja recht wohl durch eine Art Zensur hätten schützen können — andererseits in der von ihnen festgehaltenen Fiktion, daß sie nicht die Eigentümer, sondern nur Verwalter des Goetheschen Hausschatzes seien. Sie nahmen es den Besitzern von Goethes Briefen und denen, die aus öffentlichen Bibliotheken Goethesche Handschriften zu benutzen in der Lage waren, gewaltig übel, daß diese, was damals rechtlich gestattet war, solch ungedruckte Stücke dem Publikum mitteilten. Damit, so meinten sie, geschähe nicht nur ihrem Rechte Abbruch, sondern würde auch das Andenken des Verstorbenen verletzt, und sie wollten niemals die Anschauung gelten lassen, daß die Aufdeckung

ſolcher Lebensbeziehungen eine notwendige Vorausſetzung zur Erkenntnis des Weſens des unvergleichlichen Mannes ſei.

Während ſie dieſen Standpunkt feſthielten, ſahen ſie ſich andererſeits nicht als die Berufenen an, ſelbſt den Schatz zu heben, der ihrer Obhut anvertraut war. Die großen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß geſchahen in den Jahren 1832—1840, alſo zur Zeit ihrer Minderjährigkeit, erfolgten auf Grund teſtamentariſcher Beſtimmungen Goethes; den mannigfachen Publikationen Riemers und Eckermanns ſtanden ſie gewiß fern; dagegen gaben ſie zu Schuchardts Katalog der Goetheſchen Kunſtſammlungen „ihre ausdrückliche Zuſtimmung". Nur ſelten begünſtigten ſie andere Arbeiten oder ließen gleichſam unter ihrer Aufſicht einzelnes herausgeben. So geſtatteten ſie dem eben genannten Schuchardt, dem ihnen eng verbundenen Konſervator der Kunſtſchätze 1858 eine neue Ausgabe der italieniſchen Reiſe, waren aber unendlich konſervativ in ihrer Aufforderung, den Text in ſeiner Originalität zu wahren. Preller, der eine Biographie H. Meyers zu ſchreiben beabſichtigte, gewährten ſie zwar Einblick in die Briefe des wackeren Künſtlers und Kunſtgelehrten, ſchärften ihm aber ein, die Exzerpte aufs notwendigſte zu beſchränken. Dann ließen ſie 1861, mit Autoriſation und in Verbindung mit dem Großherzog von Weimar, den Briefwechſel Goethes mit Karl Auguſt erſcheinen. Zwar in ſehr vornehmer Ausſtattung, in der Bearbeitung jedoch völlig ungenügend, ohne jeden wiſſenſchaftlichen Apparat, mit willkürlicher Auslaſſung wichtiger Briefe und auch nicht mit der erforderlichen Korrektheit der Texte. Damals bemerkte Wolf: „Umfaſſendere Mitteilungen aus unſerem Familienarchiv werden vorbereitet. In gewiſſem Sinne freue ich mich, daß wir mit denſelben ſo lange gewartet haben, bis der Großvater doch immer mehr als eine ernſte hiſtoriſche und moraliſche Erſcheinung, nicht mehr bloß als literargeſchichtliches Phänomen aufgefaßt wird," mußte aber hinzufügen: „Freilich iſt durch unſer Abwarten erfolgt, daß Vieles von Fremden fragmentariſch mitgeteilt worden iſt, was wir aus dem Ganzen geben könnten."

Früher (1851) war der Briefwechsel mit Knebel erschienen, zu dem sie das Manuskript gleichfalls mit vielen Auslassungen geliefert hatten; 1850 hatten sich die Familien Reinhard und Goethe zur Herausgabe des Briefwechsels ihrer Vorfahren vereinigt. Die beiden letzteren Sammlungen gewiß ungemein wichtige Gaben; überblickt man alle, so kann man freilich nicht umhin, zu gestehen: aus einer so reichen Hinterlassenschaft für ein Vierteljahrhundert recht wenig.

Die Unlust der Brüder zu Publikationen mag außer der Erkenntnis von ihrer Unfähigkeit zu solchen Arbeiten und außer den schon oben erwähnten Motiven, auch durch die üblen Erfahrungen veranlaßt worden sein, die sie bei einer Musterung der handschriftlichen Schätze machen mußten. Frau Ottilie, überhaupt eine schlechte Haushälterin, ließ sich auch dem Nachlasse ihres Schwiegervaters gegenüber grobe Nachlässigkeit zuschulden kommen. Sie war gar manchen Bitten um Überlassung von Reliquien allzusehr zugänglich, so daß durch ihre Schwäche und Gutmütigkeit manch wichtiges Blatt aus dem Goetheschen Hause kam und recht Vieles, darunter Bedeutsames, ist durch das nicht übermäßig gewissenhafte, in einigen Fällen vielleicht sogar unredliche Verfahren untergeordneter Organe aus dem Heiligtum entfernt worden. Solche Erfahrungen mahnten die Erben zur Vorsicht. Daraus ist es zu erklären, daß sie, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt nicht sehr bereitwillig waren, weiteres zu edieren, mit einer übergroßen Peinlichkeit Musterung hielten unter den etwa zu dem Amte Befähigten und von vornherein mit einer kleinlichen Rigorosität alle Weimaraner, die gewiß in erster Linie dazu berufen gewesen wären, und alle diejenigen ausschlossen, die sich auf dem Felde solcher Editionstätigkeit bereits versucht hatten. Ihre Wahl fiel auf einen österreichischen Geistlichen, den Professor Bratranek, einen gewiß recht wackeren, aber zu solchem Amte völlig untauglichen Mann. Weder die Auswahl der von ihm publizierten Stücke, noch die Art der Herausgabe kann man eine glückliche nennen. Die von ihm edierten „Neuen Mitteilungen aus J. W. Goethes handschriftlichem Nachlaß", von denen

drei Bände im Druck ausgingen, nämlich die naturwissenschaftliche Korrespondenz und der Briefwechsel mit den Brüdern Humboldt, sind gewiß nützliche Sammlungen, aber nichts weniger als die interessantesten Gaben, die der reiche Briefschatz aufwies. Es sind kärgliche Brosamen aus einem reichen Besitztum. Besonders aber wurden diese Bände durchaus nicht in der gewissenhaften und kritischen Weise dargeboten, in der Publikationen aus dem Goethe-Archiv hätten erscheinen sollen. Es war kein Unglück, daß diese Sammlung, die übrigens buchhändlerisch einen totalen Mißerfolg bedeutete, nicht fortgesetzt wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Erben der Nation gegenüber einen ganz falschen Standpunkt einnahmen. Man wird ihnen zwar ewig danken dafür, daß sie die geistige Hinterlassenschaft des Großvaters nicht zerstückelten, aber es war ein schweres Unrecht, daß sie von ihrer Volljährigkeit an, länger als 40 Jahre, das Archiv der Forschung verschlossen. Ottilie, die die Söhne in dieser Gesinnung erzog, war als die Urheberin solcher Grundsätze allerdings die Hauptschuldige. Es war kurzsichtig und töricht von ihr, wenn sie 1849 schrieb: „Deshalb weiß ich auch, was ich im allgemeinen von der Goetheverehrung zu halten habe. Worte und wieder Worte." Sie in ihrer auch geistig etwas leichtsinnigen Art, in ihrer gründlicher Arbeit und emsigem Versenken in einen Stoff durchaus feindlichen Manier, hatte nicht das geringste Recht, die bei den Edelsten vorhandene echte Begeisterung und das von vielen sehnsüchtig geäußerte Verlangen, mehr von Goethe zu erfahren, zu belächeln oder gar zu verachten.

Aber fast mehr noch sind die Enkel zu verurteilen, als Ottilie. Denn diese war trotz ihres geistsprühenden Wesens eine gänzlich unliterarische Natur, die Söhne, wenigstens der jüngere, waren philologisch gebildete Männer. Es wäre ihre Pflicht, nicht nur ihr schönes Vorrecht gewesen, den einseitigen und kleinlichen Standpunkt der Enkel, die eben nur von ihrem Großvater etwas wußten, aufzugeben, sie hätten sich vielmehr überzeugen müssen, daß die Nation gegen ihn und sein Andenken nicht nur Pflichten,

ſondern daß ſie auch Rechte auf ſeine Werke und ſeinen Nachlaß hatte.

Als ich im Jahre 1880 den erſten Band des Goethe-Jahrbuchs veröffentlichte, wurde ich von den beiden Trägern des Goetheſchen Namens zur Überreichung dieſes Bandes zugelaſſen. Ich war Wolfgang kein Fremder. 1877 hatte ich ihn um ſeine, nur als Manuſkript gedruckte Schrift über Kardinal Beſſarion gebeten und dieſe auch mit einem höchſt ſchmeichelhaften Briefe erhalten. Seitdem waren wir über Fragen, die unſer gemeinſames Arbeitsgebiet, die Renaiſſance betrafen, in gelegentlicher Verbindung geblieben.

Nun trat ich in einer Eigenſchaft an die Brüder heran, die dieſen unwillkommen war, denn jeder, der ſich mit Goethe beſchäftigte, beſonders wenn er auch Handſchriftliches zu edieren geſonnen war, erſchien ihnen als Eindringling oder geradezu als Feind. Die Unterredung mit den beiden Brüdern in einem der Manſardenzimmer des Goetheſchen Hauſes ſteht mir in lebhafter Erinnerung. Die beiden Sechziger machten mir einen greiſenhaften Eindruck und erſchienen als gehörten ſie einer anderen Welt an. Meine Gabe wurde freundlich angenommen, aber ein Geſpräch über das Goethe-Archiv, das ſich doch naturgemäß bei einer ſolchen Neuerſcheinung hätte ergeben müſſen, knüpfte ſich nicht daran. Vielmehr waren die Brüder offenſichtlich beſtrebt, die Unterhaltung auf andere Themata zu lenken, ſie ſprachen von Paul Heyſe, von Berliner Schriftſtellern, von literariſchen Vorgängen des Tages, in denen ſie ſich wohl unterrichtet zeigten, bis ich endlich, durch derartige Unterhaltungen, die ich mit jedem anderen, als gerade mit Goethes Enkeln zu führen willens war, erbittert, reſolut die Frage an ſie richtete, wie ſie ſich zu dem Goethe-Jahrbuch ſtellen würden. Ohne zudringlich und weitſchweifig zu werden, ſetzte ich ihnen auseinander, daß ich mir das Goethe-Jahrbuch als Zentralorgan, nicht nur der Forſchung, ſondern auch der Neuen Mitteilungen gedacht hatte und daß dieſes durch ihren Beitritt ſowohl eine höhere Weihe, als einen gewichtigeren Inhalt erlangen würde. Für mich verlangte ich durchaus nichts, forderte weder Einlaß in die geweihten

Hallen, noch machte ich Vorschläge, welcher Art und welchen Inhalts die Beiträge der Goetheschen Erben sein sollten, noch erhob ich etwa den Anspruch, irgendwie als Editor aufzutreten. Aber trotz meiner Zurückhaltung erhielt ich durchaus keine bestimmte Zusage, sondern nur die schwache Vertröstung, sie würden etwas schicken, „wenn sich in den Papieren des Großvaters etwas fände". Ich hatte selbstverständlich immer nur von Goethe geredet; die Enkel wußten nur von ihrem Großvater.

Und es fand sich etwas. Freilich keine Kostbarkeiten ersten Ranges, wie seit dem siebenten Bande des Goethe-Jahrbuches und in den etwa 130 Bänden der Weimarer Goethe-Ausgabe seitdem immer wieder an das Tageslicht gefördert worden sind, sondern „Nachträge zu den Goethe-Korrespondenzen im Auftrage der v. Goetheschen Familie herausgegeben von Bratranek". Solche Beiträge enthielten Band 3, 4, 5, und zwar Briefe Klingers, der Fürstin Gallitzin und ihres Kreises, Charlottes von Schiller, Körners, der Frau von Stael, Familie Voß und einige Kleinigkeiten. Gewiß waren das wertvolle Stücke, aber verhältnismäßig wenige Briefe von Goethe. War schon die Auswahl keine derartige, daß man darin das Streben erkennen konnte, das wirklich Bedeutendste dem Publikum zu bieten, so war die Art der Herausgabe durch den Vertrauensmann der Familie so durchaus ungenügend, daß die Wahl dieses Herausgebers als eine höchst bedauerliche erklärt werden muß. Denn er besaß durchaus keine Akribie, verachtete mit einer gewissen Souveränität die Anmerkungen, so nötig sie auch oft waren, beharrte dabei mit impotentem Eigensinn auf seiner Manier der Belegstellen, die zur Erklärung der Briefe ganz überflüssig waren, und lehnte mit unverständlicher Hartnäckigkeit jeden Zusatz und jeden Veränderungsvorschlag ab, der ihm gemacht wurde.

Der letzte dieser Beiträge erschien in dem 1884 veröffentlichten fünften Bande. Das Erscheinen des sechsten Bandes erlebte Walther von Goethe nicht mehr, — Wolfgang war ja schon vorher gestorben, — er starb am 13. April 1885.

War sein Leben in gewisser Weise ein verfehltes gewesen, die Art

ſeines Todes oder richtiger der Edelſinn, mit dem er gewiß im Einverſtändnis mit ſeinem Bruder, mit dem dieſe Dinge reiflich erwogen worden, ſeine Schätze Weimar überließ, ſühnte ſein Leben.

Denn ſein Teſtament lautete alſo: „Ich ernenne zum Erben des Goetheſchen Familienarchives, wie ſolches bei meinem Tode ſich vorfindet, Ihre Königliche Hoheit, die Frau Großherzogin Sophie von Sachſen. Es umfaßt gedachtes Archiv die großväterlichen Schriftſtücke, Akten uſw., ferner das Privatarchiv meines Großvaters wiſſenſchaftlichen, poetiſchen, literariſchen, adminiſtrativen, familiären Inhalts, ſowie alle von meinen Familiengliedern herrührenden perſönlichen Papiere, ſoweit ſie ſich in dem gedachten Archiv vorfinden. Möge Ihre Königliche Hoheit, die Frau Großherzogin, dieſes, mein Vermächtnis, ich ſage beſſer: dieſes Goetheſche Vermächtnis in dem Sinne empfangen, in dem es Höchſtderſelben durch mich entgegengebracht wird, als ein Beweis tief empfundenen weil tief begründeten Vertrauens."

Das Goetheſche Haus und die darin befindlichen Kunſtſammlungen wurden durch dasſelbe Teſtament dem Staate Weimar hinterlaſſen.

In welcher Weiſe der weimariſche Staat, in welcher Art die Großherzogin Sophie, nach ihrem Tode der Gatte und nach deſſen Hinſcheiden der Enkel die ihnen gewordene großartige Gabe verwalteten und verwerten ließen, iſt allbekannt. Aus den beſcheidenen Räumen, die zuerſt im Weimarer Schloſſe der handſchriftlichen Hinterlaſſenſchaft, dem Archiv eingeräumt waren, aus dem ſtolzen Bau, der jetzt für dieſes Archiv eingerichtet iſt, ſind bereits, wie erwähnt, 130 ſtattliche Bände der neuen, erſt durch die Benutzung des geſamten handſchriftlichen Nachlaſſes möglich gewordenen großen Goethe-Ausgabe hervorgegangen; mehr als ein Dutzend Bände der Schriften der Goethe-Geſellſchaft verdanken dieſer faſt unerſchöpflichen Fundgrube ihren Inhalt; der Erſtdruck vieler Dutzende von Goethes Briefen, gar mancher wertvollen Reden, Gedichte, Abhandlungen, dramatiſcher Fragmente und ähnliches; viele hunderte der an ihn gerichteten Epiſteln ſind in den ſeit 1886 erſchienenen 23 Bänden des Goethe-Jahrbuchs veröffentlicht worden.

So sind die von Goethe gesammelten, von den Enkeln treu behüteten Schätze zu einem wahrhaften Nationaleigentum geworden, so hat die Zurückhaltung und Entsagung der Enkel, wenn sie vielleicht auch aus falsch verstandener Pietät hervorgegangen war, reichen, unvergänglichen Segen gestiftet. Gar mancher hätte wohl gewünscht, daß es diesen beiden Männern, die nach einer glücklichen Jugend so wenig freudige Tage gehabt haben, vergönnt gewesen wäre, die tausendfältige Frucht anzuschauen, die aus ihrer Saat gesproßt. Dann hätten sie sich überzeugt, daß die Verehrung, die man dem Altmeister zollt, eine echte, daß die Beschäftigung mit ihm keine Mode- und Parteisache ist, nicht zur Befriedigung der Klatschsucht und des philologischen Kleinkrams dienen soll, sondern aus dem Streben herausquillt, den ganzen großen Menschen in seiner Universalität zu begreifen, an seinen Dichtungen sich aufzurichten, seinen großen wissenschaftlichen Leistungen den gebührenden Platz anzuweisen.

Aber wenn sie auch nicht die Wirkung ihrer unvergleichlichen Gabe schauen konnten, so bleibt der Dank aller geistig Strebenden ihnen geweiht, ein Strahl der Unsterblichkeit, der von dem Allgewaltigen ausgeht, fällt auch auf sie.

Goethe und Eckermann

Gemalt von Schmeller

(Großherzogliche Bibliothek in Weimar)

Proof

3. Haus und Hausverwandte.

I.

Geſelligkeit und Feſte.

Goethe war eine geſellige Natur. Der freie Junggeſelle ſah Charlotte von Stein ſowie andere Freunde und Freundinnen zum einfachen Mahle und heiterer Zuſammenkunft gern bei ſich. Stiller wurde dieſes häusliche Treiben, ſeitdem er durch die Gnade des Herzogs zuerſt im Jägerhaus, ſeit 1792 in dem ehemaligen Helmershauſenſchen Hauſe am Frauenplan ein eigenes Heim erhalten hatte. Das Gartenhäuschen, das ſo viele ſtille und laute Freuden geſehen hatte, wurde nun Sommerwohnung oder Abſteigequartier.

Von 1789 bis 1806, während der Zeit des großen Interregnums, trat naturgemäß eine Pauſe ein. Denn wenn es auch geſellige Häuſer ohne Hausfrau gibt, mag nun ein vornehmer Junggeſelle glanzvolle Feſte veranſtalten oder ein Witwer nach dem Ablauf der Trauerzeit die Traditionen ſeiner früheren beſuchsfrohen Epoche fortſetzen, die wahre Vorſitzende der Geſellſchaft iſt doch die Frau. Die „Mamſell", wie die böſen Weimaraner Chriſtiane titulierten, konnte, ja wollte auch in ihrer Beſcheidenheit und ihrer von ihr ſelbſt erkannten Geſellſchaftsunfähigkeit nicht Präſidentin ſein. Hätte Goethe den vornehmen Frauen Weimars oder den Fremden das Anſinnen geſtellt, unter dem Vorſitz ſeiner Hausdame bei ihm zu ſoupieren, ſo hätte er ſicherlich die ſtärkſte Ablehnung erfahren. Daher war das Haus am Frauenplan zuerſt ziemlich verödet; von frohen Feſten erſcholl lange keine Kunde.

Erſt nachdem ſich der Unmut gelegt, begann Goethe wieder größere Geſellſchaften zu geben. Eine glänzende Aufnahme fand bei der Anweſenheit der Sophie Laroche, der alten Jugendfreundin Wielands, in deren Hauſe auch Goethe ſehr angeregte Stunden zugebracht und ſein Herz lauter ſchlagen gefühlt hatte, ſtatt (Juli 1799). Charlotte von Stein berichtet darüber: „Geſtern aß ich mit der Laroche bei Goethe, es war ein empfindſames Diner; wir mußten uns jedes nach unſeren Namen auf dem Couvert ſetzen, und Nachbarn oder vis à vis, eines oder das andere, waren am

ſchicklichſten zur Unterhaltung ausgeſucht. Auf dem Tiſch ſtanden anſtatt der Gerichte Blumennäpfe mit raren Gewächſen und Bouteillen mit Wein dazwiſchen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen, und nach einer Weile wurden uns vorgelegte Speiſen gebracht. Gegen das Deſſert erhob ſich eine unſichtbare, ſanfte Muſik, und endlich trug man ſchöne Früchte und wohlgeſtaltete Kuchen auf den Tiſch zwiſchen die Blumenſtöcke, die auch Carlchen und Ernſtchen würden intereſſiert haben."

Bis zu dem Zeitpunkt, da ſich die Stimmung der Weimarer Damen einigermaßen beruhigt hatte, gab es nur Männergelage. Das Weſen der Geſelligkeit war für Goethe nicht, wie für ſo viele inferiore Menſchen, ein Schwelgen und Schwatzen, vielmehr leitete ihn das Wort, das er einmal Schiller gegenüber brauchte: „Wenn ſich die Gleichgeſinnten nicht anpaſſen, was ſoll aus der Geſellſchaft und der Geſelligkeit werden?"

Die erſten derartigen Zuſammenkünfte waren die der ſogenannten Freitagsgeſellſchaft. Der Plan war von Goethe ausgegangen 1. Juli 1791. Man wollte eine zwangloſe gelehrte Geſelligkeit bilden, in der das Präſidium abwechſelnd von den einzelnen Mitgliedern geführt würde, und jeder die Pflicht übernähme aus ſeinen wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Arbeiten den Verſammelten ein intereſſantes Kapitel mitzuteilen. Man verſammelte ſich jeden Monat einmal. Die erſte Sitzung fand bei der Herzogin-Mutter ſtatt, die übrigen Zuſammenkünfte häufig oder meiſt in Goethes Hauſe. Die erſten Mitglieder waren außer dem Anreger: Voigt, Wieland, Bertuch, Knebel, Bode, Einſiedel, Herder, Bucholz. Schon im Jahre 1791 hatten ſich Böttiger, Käſtner und Hufeland dazu gemeldet. Über zwei Sitzungen aus dem September und Oktober 1791 gibt es genauere Nachrichten. Goethe ſelbſt leitete die Sitzungen ein und gab einzelne gelehrte Mitteilungen. Bucholz und Voigt beteiligten ſich durch mannigfache Beiträge, Knebel ſteuerte eine Anfrage bei. Goethe hielt ferner Vorträge über Optik und über den Stammbaum Caglioſtros. Im Jahre 1794 las er einige Wochen hindurch jedesmal einen Geſang der Ilias in

Voſſens Überſetzung vor. Dabei wurden von den Zuhörern Fragen aufgeworfen und von den einzelnen oder von dem Vorleſer beantwortet.

Es ſcheint, daß in dem folgenden Jahre eine Unterbrechung eintrat; erſt gegen Ende 1795 wurden die Zuſammenkünfte, diesmal ſicher in Goethes Hauſe, wieder aufgenommen. Ein Bericht Goethes darüber muß, wenn er auch etwas reſigniert lautet, wegen ſeines wichtigen Inhaltes mitgeteilt werden. (3. Dezember 1795): „Die Freitagsgeſellſchaft hat wieder angefangen, ſodaß alſo das Licht der Kenntniſſe, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel ſteht, wenigſtens einmal die Woche in meinem Hauſe leuchtet. Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Tätigkeit in unſerm kleinen Kreiſe in ein Schema zu bringen und will die Geſellſchaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Dieſe Kunſt- und wiſſenſchaftliche Republik ſieht bunt genug aus und beſteht wie die deutſche Reichsverfaſſung nicht durch Zuſammenhang, ſondern durch Nebeneinanderſein, wie Sie ſelbſt davon eine anſchauliche Kenntnis haben." Die Geſellſchaft blieb auch in Goethes Abweſenheit beſtehen. Am 3. März 1796 heißt es in einem Briefe an Voigt von Jena aus: „Daß Sie die Freitagsgeſellſchaft aufrecht zu erhalten die Güte haben, iſt Ihrer edlen Neigung gemäß, das was einmal lebt und webt für das was es iſt zu ſchätzen und nach Möglichkeit zu befördern und zu erhalten; da leider ſo viele Menſchen etwas, das ſich regt, nur mit dem Auge des Jägers anſehen, der ſogleich darhinter her iſt um es zu zerſtören."

Karl Auguſt nahm mehrfach an den Sitzungen teil. Zu den Mitgliedern gehörten außer Goethe als Vorſitzendem und Miniſter Voigt als dem ſtellvertretenden Leiter, ſowie den ſchon obengenannten erſten Mitgliedern: K. W. Freiherr von Fritſch, Regierungsrat ſeit 1793, J. H. Meyer, Goethes Landsmann, der Maler G. M. Kraus, der Arzt Chriſtian W. Hufeland, der Gymnaſialprofeſſor Joh. F. Käſtner. Unter den Gäſten, die gelegentlich erſchienen, ſind zu nennen, die Jenaer Profeſſoren Batſch, Griesbach, Lenz, Graf Beuſt, A. F. C. von Ziegeſar, J. K. W. Voigt, der Bruder

des Miniſters, Prinz Auguſt von Gotha und endlich Wilhelm von Humboldt. Gerade dieſer, der 1794 anweſend war, gab Schiller begeiſterte Berichte von Goethes Homervorleſungen. Durch die Worte Schillers angeregt, wollte Goethe ſeiner Ausgabe des Briefwechſels mit Schiller eine Anmerkung auch über dieſe Sozietät hinzufügen. Aus dieſer Anmerkung ſei die Stelle über die Homervorleſungen hier mitgeteilt: „Nun war damals die Voſſiſche Überſetzung der Ilias an der Tagesordnung und über die Lesbarkeit und Verſtändlichkeit derſelben mancher Streit, daher ich denn nach alter Überzeugung, daß Poeſie durch das Auge nicht aufgefaßt werden könne, mir die Erlaubnis ausbat, das Gedicht vorzuleſen, mit dem ich mich von Jugend auf mannigfaltig befreundet hatte. Daß mir nun das rhapſodiſche Metier nicht ganz mißlungen, davon gibt Herrn von Humboldts Erwähnung gegen Schillern das beſte Zeugnis, welches dieſen bewog, einen gleichen Vortrag von mir gelegentlich zu verlangen.“ Über den großen Eindruck gerade dieſer Vorleſungen weiß Böttiger zu melden: „Die härteſten Stellen wurden durch Goethes treffliche Deklamation und richtig wechſelndes Audante und Adagio außerordentlich ſanft und milde.“

Dieſes Verlangen, ſich Männern mitzuteilen, hielt nur ſo lange an, wie ein Gleichgeſtimmter fehlte, einer, mit dem man über alles reden, dem man alles vertrauen konnte. So wenig vor der italieniſchen Zeit, in der Epoche der engen Gemeinſamkeit mit Charlotte und Herder dies Bedürfnis nach dem Zuſammenſein mit anderen ſich eingeſtellt hatte, ſo wenig war ein Klub nötig, ſeit in Schiller der Vertraute gefunden war, der an allem teilnehmen durfte und das innigſte Verſtändnis für alles bewies.

Einen Widerſpruch gegen das Geſagte darf man nicht in der Tatſache ſehn, daß Goethe mehreren Klubs angehörte. Denn dieſe Angehörigkeit beſtand bei ihm, wie bei den meiſten, darin, daß er einen Beitrag zahlte; wer einen Namen hat und nicht verdächtig iſt, Unterſtützung von der Armenkaſſe zu beziehen, weiß, welcher Beharrlichkeit, mitunter ſelbſt Grobheit es bedarf, um nicht die

Mitgliedskarten zu geſelligen Vereinen bergehoch ſich auftürmen zu ſehen.

Das kleine Weimar hatte einen adligen und bürgerlichen Klub. Beide ließen ſich den vornehmen Mann nicht entgehen, der eine Weile zahlte, ſelten oder gar nicht erſchien und die erſte Gelegenheit ergriff, um zu verſchwinden.

Ein Vorkommnis in dem adeligen Klub (1799) zeigt, mit welchen Kleinlichkeiten Goethe ſich abzuplagen, welchen Ungebührlichkeiten vornehmer Junker er zu begegnen hatte. Herr von Wolfskehl als Vorſitzender dieſes Klubs teilte den Genoſſen mit, daß der Theaterſaal für die Redoutenabende ſtatt am 31. Januar erſt am 8. Februar zu haben ſei, weil in den letzten Januar- und den erſten Februartagen der Saal für die Proben der „Piccolomini" gebraucht würde. Zwei Mitglieder des Klubs, ein Herr von Hendrich und der Regierungsaſſeſſor von Seckendorf, hatten, ſtatt einfach zu unterzeichnen, ſich nicht entblödet, die Bemerkung hinzuzufügen, daß der dreißigjährige Krieg mehr Störung in die Geſellſchaft bringe als der gegenwärtige franzöſiſche. Eine derartige Äußerung mußte Goethe als eine Reſpektloſigkeit gegen ſeinen Freund Schiller und als eine Verhöhnung ſeiner, des Theaterdirektors Autorität betrachten, und er ſchrieb deshalb nachſtehende, recht energiſche Abfertigung an den Vorſitzenden der Vereinigung: „Die Hochachtung, die ich Ew. Hochwohlgeb. überhaupt und beſonders auch als Vorſteher des Clubs ſchuldig bin, gebietet mir das Zirkular, ſtatt es weiter zu befördern, wieder in Ihre Hände zu bringen, indem es ſich weder für mich ziemt die Äußerungen der Herrn Präſentanten mit Stillſchweigen zu übergehen, noch etwas dagegen zu verſetzen, vielmehr kann ich die Beurteilung dieſes Tons und dieſer Manieren Ew. Hochwohlgeb. eignem Gefühl am ſicherſten überlaſſen. So wie ich überzeugt bin, daß der größere Teil der Clubgeſellſchaft, der doch auch aus Theaterfreunden beſteht, ſich gern eine kleine Aufopferung wird gefallen laſſen um die Bemühungen zu ſekundieren, die man ſich giebt bei einem Feſte, das uns allen ſo teuer iſt, eine anſtändige Repreſentation unter ſo mancherlei Schwierigkeiten hervorzubringen."

Auch einem bürgerlichen Klub gehörte Goethe an. Freilich scheint er sich auch hier an den Sitzungen oder Vergnügungen verhältnismäßig wenig beteiligt zu haben. Nur zwei Aktenstücke über seine Zugehörigkeit haben sich erhalten; das eine (1799), in dem er, ebenso wie der Bürgermeister Schulze, gegen die Verteilung von Holz durch den Klub stimmte, diese vielmehr der Armendeputation überlassen wollte — und das andere (Juni 1800), in welchem er seinen Austritt erklärte, „da er künftig so wenig wie bisher an den Zusammenkünften des Klubs werde Anteil nehmen können".

Höchst wichtig und ganz unbeachtet ist der im Jahre 1804 auftretende Plan einer Gesellschaft für deutsche Sprache.

Der Plan wird in folgender Weise dargelegt: „Hiezu wünsche ich, daß sich im Stillen eine kleine Societät zusammentäte, nicht zu einem Kleien- sondern womöglich Weizenverein. Unser Voß müßte präsidieren, die Herren Eichstädt, Fernow, Voß, der Sohn, würden sich anschließen und Schiller und ich nach unserer Weise nicht unwirksam bleiben.

Man vereinigte sich leicht über den schon ausgesprochenen Hauptzweck, ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch zusammen zu bringen, wozu ja unser Voß so vortrefflich vorgearbeitet hat, daß er auch ganz allein das Werk zu vollbringen im Stande wäre.

Man vereinigte sich sodann über einen zu erlassenden Aufruf wegen der Idiotiken; diesem wäre freilich schon die möglichste Bedeutsamkeit zu geben. Man teilte Deutschland in Provinzen ein, je nachdem sie sich verschiedener Dialekte bedienen, man zeigte an, von welchen Gegenden Idiotiken vorhanden sind, bezeichnete ihren Wert und zöge die nötigen Linien zur Anleitung für künftige Sammler. Man forderte diejenigen auf, die sich bisher im Stillen mit diesem Geschäft abgegeben, mit in Verbindung zu treten und so sähe man, in wiefern sich nach und nach eine Masse von Liebhabern sammelte, welche den Stoff herbei zu führen geneigt wäre."

Die Gesellschaft scheint freilich nicht in Wirksamkeit getreten zu sein.

Bei dieser deutschen Gesellschaft war, wie erwähnt, auch an Schiller gedacht, denn dieser, trotz seiner Kränklichkeit, seiner fast

übermäßigen Beſchäftigung, war in noch viel höherem Grade als ſein großer Freund eine geſellige Natur. Ein Zeugnis dafür iſt die von ihm geplante neue geſellſchaftliche Verbindung, die Anfang 1803 in Ausſicht ſtand. Zu gleicher Zeit ſuchten, ohne von einander Kenntnis zu haben, Schiller und Karl Auguſt einen Klub zu begründen, der ſich Sonnabend abends nach der Komödie in einem Zimmer des Stadthauſes verſammeln ſollte.

In der Epoche von 1794—1805 kann man ohne Übertreibung Schiller als die Geſellſchaft unſeres Helden bezeichnen.

Durch Schillers Annäherung kam ein neues Element, wie in Goethes Denken und Arbeiten, ſo auch in ſein Haus.

Gewiß war dieſer von deſſen Einkehr Goethe eine neue Epoche ſeines Lebens datierte, für ihn ein Engverbundener; aber das ganze Kapitel Goethe und Schiller gehört doch nicht recht in dieſes Buch. Denn der jüngere Freund war eine viel zu ſelbſtändige eigenartige Natur, als daß er zu der Rolle eines Begleiters, eines Zugehörigen paßt. Außerdem aber darf man ſich vor der Tatſache nicht verſchließen, daß bei aller Hochachtung des Älteren für den Jüngeren, bei aller Ehrerbietung, die dieſer jenem zollte, etwas Unausgeglichenes Fremdes in dem Verhältnis liegt, das eine wirkliche Intimität nicht geſtattete. Die beiden Freunde blieben ſich zeitlebens Objekte der Beobachtung und des Studiums. Trotz allen edlen geiſtigen Zuſammenhangs dauerte ein perſönlicher Gegenſatz fort, der in herben Ausſprüchen Schillers über Goethes Weſen, ſeine Lebensweiſe, ſein Haus zum Vorſcheine kam. Das was Goethe in ſeinem Meyer und Zelter gefunden hatte und ſpäter finden ſollte, gewann er in Schiller nicht: den brüderlichen innig freundſchaftlichen Vertrauten.

Manche Umſtände verhinderten, daß dieſes Geiſtesbündnis ſich zu einer engen Seelenvereinigung geſtaltete: zunächſt die Erinnerung an eine lange Feindſeligkeit, von der beide ſich nicht recht befreien konnten. Goethe war befremdet, ja verletzt, durch die Art, wie Schiller ſeinen Egmont verkannt und herabgeſetzt hatte, durch die ganze Richtung des Freundes, der eine von ihm überwundene Sinnesart

wieder eingeführt und mit falſchem Schimmer umgeben hatte. Dazu kam der Altersunterſchied, der in höheren Jahren völlig verſchwunden wäre, in der Epoche des Zuſammentreffens ſich ſehr ſtark fühlbar machte. Und endlich trat ſtörend Schillers ſuperiore Natur ein.

Mit der letzteren Bemerkung geſchieht Goethe kein Unrecht. Denn man kann nicht leugnen, daß er gewohnt war, zu herrſchen. Gewiß ließ er ſich auch beeinfluſſen und leiten — man denke vor allem an Herder — aber der, dem er ſich beugte (und dafür iſt grade Herder das typiſche Beiſpiel), mußte ſeine Hauptbedeutung auf einem andern Gebiete haben.

Das was ihn von Schiller in gemeſſener Entfernung hielt, was ihn ſchriftlich und wohl auch mündlich nicht zu jenen traulichen Ergießungen gelangen ließ, wie wirklich Intimen gegenüber, war außer den angegebenen Momenten grade Schillers Größe, die Hoheit ſeines Gedankenflugs, ſeine dichteriſche Individualität. Dies alles geſtattete, ja erzwang Bewunderung. Für Schillers ſittliche Erhabenheit, ſeine Entfernung von allem Gewöhnlichen und Gemeinen, für ſeinen Seelenadel beſaß Goethe die innigſte Verehrung, aber grade dieſe über das gewöhnliche hinausgehenden Eigenſchaften waren ſchuld, daß Schiller niemals ſo recht einen Platz unter denen einnehmen konnte, die der ältere Freund und wir mit ihm als die „Seinen“ bezeichnete.

Daher muß man ſich an dieſer Stelle beſcheiden, nur den geſelligen Verkehr der Freunde kurz zu regiſtrieren und auch dabei wird man betonen müſſen, daß das friſchere frohere Leben in Schillers und nicht in Goethes Haus herrſchte, daß der Austauſch reger, die Beziehungen inniger waren, ſo lange die Freunde an verſchiedenen Orten weilten. Kam Goethe nach Jena, ſo atmete er freier. Nach den läſtigen Amtsgeſchäften und den Hofqualen gab er ſich produktiver Arbeit, wiſſenſchaftlichen Studien, dem Verkehr mit Gelehrten und alten Freunden hin. Er hatte manches in ſich aufgeſpeichert, das zur Ausſprache lockte, manches angefangen, das erſt durch Vorleſen für ihn ſelbſt greifbare Geſtalt gewann — in Schillers Haus, das durch die anmutige feinſinnige Hausfrau belebt und für

den Gaſt beſonders reizvoll war, herrſchte ein ununterbrochener Ideenaustauſch; es war ein friſches, vielleicht manchmal auch ſcharfes Geiſtesturnier, das man leider im einzelnen nicht zu ſchildern vermag.

Im Hauſe am Frauenplan dagegen, in das der Jenenſer Profeſſor übrigens ſelten genug herüberkam, ging es gemeſſener her. Der Gaſt fühlte ſich durch die Verhältniſſe, die er niemals billigte, einigermaßen gedrückt, infolge ſeiner ewigen Kränklichkeit ruhebedürftig und doch durch die mannigfachen Rückſichten, die er auf die nähere und fernere Umgebung nehmen mußte, aus ſeiner gewohnten Behaglichkeit und Heiterkeit gezogen.

Die erſte Zuſammenkunft wurde durch Goethe veranlaßt. Als der Hof im September 1794 nach Eiſenach ging, ſchrieb er: „Ich werde 14 Tage ſo allein und unabhängig ſein, als ich ſobald nicht wieder vor mir ſehe. Wollten Sie mich nicht in dieſer Zeit beſuchen? Bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir beſprächen uns in bequemen Stunden, ſähen Freunde, die uns am ähnlichſten geſinnt wären und würden nicht ohne Nutzen ſcheiden. Sie ſollten ganz nach Ihrer Art und Weiſe leben und ſich wie zu Hauſe möglichſt einrichten."

Schiller kam. Und Goethe meldete dem getreuen Meyer: „Schiller iſt jetzt bei mir, und von ſehr guter Unterhaltung inſofern es ſeine Krankheit erlaubt." Es waren 14 angeregte Tage, vom 13.—27. September. Schiller war, ſoweit es ſeine Geſundheit zuließ, beſtändig mit Goethe zuſammen, an einem Tage ununterbrochen von 12 Uhr vormittags bis 11 Uhr abends; „Es wird mir Zeit koſten", ſo äußerte er nach der Heimkehr, „alle Ideen zu entwirren, die ſich in mir aufgeregt haben, aber keine einzige hoffe ich, ſoll verloren gehen." — Von einem zweiten drei Wochen währenden Beſuche in Weimar 1796 zur Zeit von Ifflands Gaſtſpiel gibt es keine irgendwie charakteriſtiſche Äußerung.

Das Weſen dieſes einzigartigen Verkehrs drückte Goethe einmal ſo aus: „Wieviel vorteilhafter iſt es, ſich in andern als in ſich ſelbſt zu beſpiegeln." (18. Februar 1795.)

Schiller war dann wieder 1797 einige Zeit in Weimar, auch 1799 bei der erſten Darſtellung des Wallenſtein. Die in demſelben Jahre erfolgte Überſiedlung nach Weimar belebte die Geſelligkeit. Vielleicht beziehen ſich darauf die am 1. Oktober an Voigt gerichteten Worte: „Ich habe einige kleine geſellſchaftliche Pläne, die ich mit Ihnen bei meiner Rückkunft beſprechen will.“

Nun könnte man leicht mit Zuhilfenahme von Goethes Tagebuch und dem Briefwechſel der beiden Geiſtesheroen ſämtliche Abende bezeichnen, an denen kleinere oder größere Konventikel im Hauſe des einen oder des anderen ſtattfanden, geiſtige Sympoſien der vornehmſten Art. Das würde aber einerſeits viel zu weit führen und andererſeits müßte man trotz der Genauigkeit und Zuverläſſigkeit der Quellenangaben die Phantaſie zu Hilfe nehmen, um ſich dieſe belebten Kreiſe vorzuſtellen, daher mag es genügen, zwei kleine Geſellſchaften zu nennen und bei zwei Ereigniſſen etwas ausführlicher zu verweilen. Die zwei Geſellſchaften ſind die folgenden:

Iffland's Anweſenheit (1798) gab Gelegenheit zu fröhlichen Zuſammenkünften, wozu auch Schiller und ſeine Gattin eingeladen waren.

Auch aus dem Jahre 1799 haben wir von einem literariſchen Gaſtmahle Kunde. In der zweiten Hälfte des Juni waren Tieck, Novalis und Schlegel bei Goethe zu Gaſte.

Die beiden Ereigniſſe ſind die Jahrhundertswende und die ſogenannte Cour d'amour.

Urſprünglich hatte man in Weimar die Abſicht gehabt, den 31. Dezember 1799 als das Ende des Jahrhunderts feſtlich zu begehen. Dieſer Plan wurde indeſſen aufgegeben, und der 31. Dezember 1800 als das wirkliche Ende feierlich begangen. Leider mußte dieſes ſehr großartig projektierte, aber kleinlich ausgeführte Feſt ohne Goethes Beteiligung vor ſich gehen. In ſeinem Hauſe fand nur eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm, Schiller und Schlegel ſtatt, der Goethe jedoch ohne rechte Teilnahme beiwohnte, da er, wie er ſpäter ſchrieb, fühlte, daß ihm der völlige Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte abgehe.

Schiller schrieb an Körner: „Wir haben unsere säkularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben und auch der Herzog den Eklat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches produziert worden, das ich Dir mitteilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte nur Leben und Bewegung in der Stadt entstehen."

Die eigentliche Feier, soweit die Freunde daran beteiligt waren, bestand nur in dem schlichten, oben erwähnten Zusammensein. Wenn Steffens in seiner Lebensgeschichte berichtet, es habe eine Redoute im Schlosse stattgefunden; nach Mitternacht hätten sich Goethe, Schiller, Schelling und Steffens selbst in ein Nebenzimmer zurückgezogen, wo man bei fließendem Champagner lustig, ja übermütig den Schluß des Jahrhunderts gefeiert haben soll, so ist dies jedenfalls eine Verwechslung, da man dem Berichterstatter eine absichtliche Verdrehung der Tatsachen nicht zuschreiben darf.

Literarisch waren die Freunde trotz der oben erwähnten Ablehnung des einen, keineswegs untätig. Goethes „Paläophron und Neoterpe", Schillers Ode „der Eintritt des neuen Jahrhunderts", Herders „Äon und Äonis", Knebels Gedicht „Das Jahr 1801" — um nur die bedeutendsten Weimarer Produkte hervorzuheben — sind Zeugen dieses Eifers, das neue Säkulum anzusingen.

Ein besonders anmutiges Treiben entwickelte sich im Winter 1801/02. Für die Geschichte von Goethes häuslichem Leben ist es um so wichtiger, als es durch eine ganze Anzahl von Dichtungen verherrlicht wurde. „Zum neuen Jahre" gibt der frohen Gewißheit Ausdruck, daß die Verbundenen in heiterer Treue und beständiger Freundschaft in die Zeiten weiterschreiten, das „Tischlied" und die „Generalbeichte" preisen die Freunde, die Geliebte, den Herrscher und lobsingen die Lust und die Treue. Am charakteristischsten aber ist das „Stiftungslied", da es uns mit den Teilnehmern der Festlichkeiten bekannt macht. Allerdings werden in diesen Gedichten die Paare selbst nicht genannt, aber sie werden derartig angedeutet, daß man sie unschwer verifizieren kann.

Der Plan zu einer eigenartigen geſelligen Zuſammenkunft, wie ſie in jenem Winter ſtattfand, wurde zuerſt während eines luſtigen Frühſtücks bei Fräulein von Göchhauſen ausgeſprochen. Goethe ſchlug vor, nach einer wohlbekannten Minneſängerſitte eine Cour d'amour zu bilden, nahm ſelbſt die Gräfin von Egloffſtein zur Partnerin und beſtimmte unter dem Beifall der übrigen, daß ſieben wohlaſſortierte Paare ſich wöchentlich einmal in ſeinem Hauſe zu einer Art Piknik vereinigen ſollten, zu dem die Damen das Eſſen, die Herren den Wein zu liefern hätten. Jedes Mitglied hatte das Recht, einen Gaſt mitzubringen, freilich nur unter der Bedingung, daß er allen willkommen und angenehm ſei. Während der Zuſammenkünfte, die nur im Winter ſtatthaben ſollten, durften keine politiſchen oder andere Streitfragen berührt werden, die geeignet waren, die Harmonie des Kreiſes zu ſtören.

Außer dem erſten ſchon genannten Paare wurden nach Goethes Vorſchlag gleich die 6 anderen gewählt. Wolzogen und Frau von Schiller, Schiller und Frau von Wolzogen, Kammerherr von Einſiedel und Frau Hofmarſchall von Egloffſtein, deren Gatte und Fräulein von Wolfskehl, Hauptmann von Egloffſtein und Amalie von Imhoff, Profeſſor Meyer und Fräulein von Göchhauſen.

Das letztgenannte Paar wurde mit gutmütigem Spotte bedacht, indem es als „das zärtliche" qualifiziert wurde. Schiller und ſeine Partnerin empfingen eine beſondere Ehrung dadurch, daß ſie als das Pärchen bezeichnet wurden, das „Rätſel, Witz, Geiſt und Feinheit" mit hinzubrächte.

Leider wurde dieſes ſchöne, harmloſe, geſellige Treiben durch Kotzebues Intriguen geſtört, der gar zu gern ſelbſt an dieſen Zuſammenkünften teilgenommen hätte, und als ihm das verwehrt wurde, den Bund ſprengte. Er zog einige Mitglieder des Kreiſes zu ſich herüber, veranſtaltete eine Art Konkurrenzgeſellſchaft für den Erbprinzen Karl Friedrich (Februar 1802). Um ihm entgegenzutreten, lud Goethe Schiller zu ſich und wollte den Erbprinzen, ſeinen Erzieher, die Prinzeſſin und ihre Geſellſchaftsdame Frl. von Knebel gleichfalls bei ſich ſehen.

Aber dieſer kleine Verein löſte ſich nicht ſtillſchweigend, ſondern es erfolgte zunächſt eine wirkliche Abſage der Henriette von Egloffſtein und drei ihrer weiblichen Gefährten; darauf wurde zwar noch eine Zuſammenkunft gehalten, der Bund erlangte aber ein Ende durch folgendes merkwürdige Schreiben Goethes an Henriette von Egloffſtein: „Laſſen Sie mich im Singular ſprechen, da ich hoffen kann, daß wenigſtens Eine unter Vieren empfindet, wie ſchmerzlich es mir war, Ihren Namen unter dem Scheidebriefe zu ſehen. Gewiß, ich konnte mir nicht überreden, daß Sie fehlen würden, als ich geſtern die Freunde, in der Zahl der Muſen, beiſammen ſah. Noch wehte der Geiſt der erſten Stiftung über der Geſellſchaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unſer Wunſch iſt, ihn zu erhalten und dazu wird das Andenken an Sie das beſte Mittel ſein. Möchten Sie ihn lebendig friſch dereinſt wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Ueberzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten."

Über dieſes Piknik, dem die Ausgeſchloſſenen nicht grün waren, — auch Falk ſoll manche Klatſchereien verbreitet haben — berichtet eine von ihnen, die boshafte Sophie von Schardt, nachdem ſie die Soupers bei Kotzebue, „dem humanſten unſerer Poeten" gerühmt hatte, an ihren Neffen Fritz: „Goethe hat eine Mittwochs-Souper-Geſellſchaft, die iſt aber geſchloſſen, und er ſagt: frägt man ja warum, ſo ſprecht, ich ſei der Bär."

Die Epoche bis 1805, die man geradezu die Schillerſche nennen kann, war eine geſellig ungemein belebte.

Die Übernahme des Gutes Oberroßla veranlaßte ländliche Feſte, einmal auch eine freundliche Zuſammenkunft mit dem Gutsnachbar Wieland. Da dieſer ſeit 1789, alſo ſeit dem Anfange unſerer Schilderungen, Goethe immer ferner gerückt war, ſo iſt die Art der Einladung zu charakteriſtiſch, um hier nicht mitgeteilt zu werden: „Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genoſſen in Ceres vermelde ich hierdurch freundlichſt, daß ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Beſitz zu nehmen. Wie mich nun eine ſo nahe Nachbarſchaft herzlich erfreut, ſo wollte

ich hiermit höflichſt gebeten haben, morgen gegen Mittagszeit, ſich aus Euro Paläſten in unſere Hütten zu begeben, mit einem juriſtiſch-ökonomiſchen, frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiederſehen zu verſchaffen. Eben ſo iſt die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch ſeine Gegenwart erfreuen möchte, beſtens eingeladen."

Die Freude an dem ländlichen Beſitze dauerte, wie ſchon gezeigt wurde, übrigens nicht lange. Teils machte die Überwachung der Verwaltung viele Schwierigkeiten, teils ließ ſich der Aufenthalt daſelbſt nur mit ſolchen Mühen bewerkſtelligen, daß Goethe froh war, im Jahre 1803 den ſo ſehr gewünſchten Beſitz wieder loszuwerden.

Es wimmelte in Weimar von berühmten Gäſten. Beſonders lebhaft ging es in den Jahren 1803 bis 1805 her. Abbé Grégoire, Frau von Stael, Benjamin Conſtant, Gall, der Erfinder der Schädellehre und Johannes von Müller, der Hiſtoriker, mögen kurz genannt werden.

Als Frau von Stael nach Weimar kam, befand ſich Goethe in Jena, wo er mit der Reorganiſation der Literatur-Zeitung viel zu tun hatte, er beeilte ſich aber, nachdem er zuerſt die berühmte Frau nach Jena eingeladen hatte, nach der Reſidenz zurückzukommen, um dort die Herrin zu begrüßen. Über ſie brauchte er das gute Wort: „Heute habe ich zum 1. Male Mad. de Stael bei mir geſehen; es bleibt immer dieſelbe Empfindung; ſie gerirt ſich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reiſende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eiſen und Bernſtein ſich noch ſo ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indeſſen nötigt ſie einen doch die alten Teppiche als Gaſtgeſchenk und die verroſteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen." „Frau von Stael beglückt uns nun aber ſchon ſeit Weihnachten. Dieſer ſeltenen Frau, die nun bald nach Berlin geht, gebe ich einen Brief an Sie mit. Suchen Sie ſolche ja gleich auf; es iſt ſehr leicht mit ihr leben und ſie wird gewiß an Ihren muſikaliſchen Leiſtungen große Freude haben, obgleich Literatur, Poeſie, Philoſophie und was ſich daran ſchließt, ihr näher ſteht als die Künſte."

Abbé H. Grégoire war ein hochberühmter Politiker und Theologe, der freilich faſt ungeſehen vor Weimar vorüberging, aber Goethes Bekanntſchaft in Magdeburg machte.

Benjamin Conſtant, „der Schatten der Frau von Stael", war mit ihr zuſammen in Weimar. Er befreundete ſich mit der deutſchen Literatur und gab ſpäter eine Überſetzung Wallenſteins heraus, über die Goethe im Andenken an ſeinen verewigten von dem Überſetzer häufig mißverſtandenen Freund ſich ziemlich luſtig machte. Conſtant hatte gewußt, ſich in Weimar zur Geltung zu bringen. Ein Zeitgenoſſe meldet darüber: „Conſtants Haupttalent zur geſelligen Unterhaltung beſteht in einer gewiſſen ironiſchen Trockenheit oder trockenen Ironie, wobei er weit weniger zu wiſſen zuzugeben oder einzuſehen ſcheint, als wirklich der Fall iſt." Ein ſolches Weſen, für die friedlichen Verhältniſſe Weimars etwas fremd, mußte doch gerade wegen dieſer Abſonderlichkeit Leben und Bewegung hervorrufen.

Auch Franz Joſef Gall erſchien in Weimar. Seine Lehre, die darin beſtand, die einzelnen Seelenorgane bloß durch Zuſammenhaltung und Vergleichung des Ähnlichen und Gleichartigen an unzähligen Büſten, Schädeln und Porträts ausgezeichneter Perſonen, ſowie an Tierſchädeln zu entdecken, Entdeckungen, die er durch langjährige Erfahrungen berichtigte, ſuchte er auch in Weimar zu verkünden. Dort war er ein wohlbekannter Mann. Froriep hatte zur Empfehlung ſeiner Weisheit 1802 eine Schrift geſchrieben, die vielleicht die Wirkung hatte, daß Goethe, der Theaterdirektor 1803 ein gegen ihn gerichtetes Stück abwies, wenn er auch ſpäter ein ähnliches zulaſſen mußte. 1805 gehörte er jedenfalls zu Galls Bewunderern, ſprach ſich ſehr befriedigt über ihn und ſeine Lehre aus und hatte, wie es ſcheint, die Abſicht, ihm einen größeren biographiſchen Artikel zu widmen. Manches Irrige in dieſer Lehre ſah er ſchon damals ein und belachte namentlich die von dem Wanderredner vorgetragene Meinung, Goethe ſei zum Volksredner geboren, worauf Gall Humor genug beſaß, in das Lachen einzuſtimmen. Der Prophet wurde in Weimar wahrhaft enthuſiaſtiſch aufgenommen,

hielt 10 Tage lang im Stadthause gut besuchte Vorlesungen, die als „vortrefflich, anspruchslos, lichtvoll" gerühmt wurden. Wie sehr Gall unseren Meister verehrte, geht aus einem seiner Briefe, September 1807, hervor, an einen Weimaraner gerichtet, in dem es heißt: „Wenn Goethe da ist, so beschwören Sie ihn doch, daß er mir seinen prächtigen, herrlichen Kopf abdrücken läßt. Alle Welt lacht mich aus, daß ich ihn nicht habe, ich will recht sanft mit ihm umgehen."

Auch Johannes von Müller traf 1804 in Weimar ein. Vor seiner großen Gelehrsamkeit, der Präsenz seines Wissens, fühlte Goethe den höchsten Respekt, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „Heute Abend war Johannes von Müller bei mir und hatte große Freude an meinen Münzschubladen. Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen."

Zu einem besonders nahen persönlichen Verkehr kam es indessen nicht, da Müller Weimar nicht wieder betrat; doch bezeugte der Dichter die Hochachtung für diesen hochbegabten Mann dadurch, daß er dessen berühmte Rede über Friedrich den Großen ins Deutsche übersetzte.

Schillers Tod bildet auch in der Weimarer Geselligkeit eine Epoche. Goethes Stimmung, die in dem herrlichen Gedichte „Epilog zu Schillers Glocke" mit goldenen Worten für alle Zeit aufbewahrt ist, äußerte sich wenige Wochen nach dem tragischen Ereignis in folgenden, an Zelter gerichteten, klagenden Worten: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins."

Freilich konnte dieser schwere Verlust, so fühlbar er sich auch für lange Zeit machte, das festfrohe Treiben nur unterbrechen, nicht aber für die Dauer zerstören. Noch mehr spricht für die festfreudige Stimmung der thüringischen Residenz, daß die Schrecknisse des Jahres 1806 mit dem Grausen, das sie bereiteten, den Plünderungen,

die manche Familie an den Bettelſtab brachten, anderen empfindliche Verluſte zufügten, ja den Tod einiger Wackeren im Gefolge hatten, kaum eine merkliche Stockung der harmloſen Zuſammenkünfte hervortreten ließen. Das war im weſentlichen das Verdienſt der Frau Johanna Schopenhauer.

Von ihrem gaſtfreien Hauſe war ſchon in anderem Zuſammenhange die Rede. Dort hatte es ſich im weſentlichen darum gehandelt, zu zeigen, wie ſie in ihrer Vorurteilsloſigkeit in erſter Linie dazu beitrug, Frau Chriſtiane den Eintritt in die vornehmen Kreiſe zu erleichtern, wenn nicht überhaupt zu ermöglichen. Hier muß darauf hingewieſen werden, wie Goethe dieſen für ihn neuen Mittelpunkt betrachtete, und wie er von der Hausfrau empfangen und wahrhaft enthuſiaſtiſch geprieſen wurde.

Denn dieſer vielſeitigen und für Weimar ganz ungewohnten, reichen Geſelligkeit entzog ſich Goethe nicht nur nicht, ſondern er nahm lebhaft an ihr teil, ja er betrachtete ſie als ein ſo wichtiges neues Element für das Leben der Reſidenz, daß er an Knebel darüber berichtete: „Bei Frau Hofrat Schopenhauer ſind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf ſeine Art intereſſant: der erſte wegen vieler Societät, wo man eine ſehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Societät genötigt iſt, auf eine concentrierte und concentrierende Unterhaltung zu denken; und was Du Dir kaum vorſtellen könnteſt, in kurzem wird unſer geſelliges Weſen eine Art von Kunſtform kriegen, an der Du Dich gelegentlich ſelbſt ergetzen ſollſt."

Die Berichte der Frau Johanna über Goethe ſind außerordentlich zahlreich; aus den bei Düntzer mit Fleiß zuſammengeſtellten, maſſenhaften Zeugniſſen ſeien hier nur zwei hervorgehoben, die nicht nur ihre Bewunderung ausdrücken, ſondern Goethes Weſen, ſeine Art ſich zu geben, die Kunſt und den Eindruck ſeines Vorleſens trefflich darſtellen.

„Da ich nie weiß, ob er kommt, ſo erſchrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es iſt, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich ſehe deutlich, daß er denſelben Eindruck

auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher ſtehen als ich. Er ſelbſt iſt immer ein wenig ſtumm und auf eine Art verlegen, wenn er kommt, bis er die Geſellſchaft recht angeſehen hat, um zu wiſſen, wer da iſt. Er ſetzt ſich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, ſodaß er ſich auf die Lehne von meinem Stuhl ſtützen kann; ich fange dann zuerſt ein Geſpräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeſchreiblich liebenswürdig. Er iſt das vollkommenſte Weſen, das ich kenne, auch im Äußern; eine hohe, ſchöne Geſtalt, die ſich ſehr gerade hält, ſehr ſorgfältig gekleidet, immer ſchwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geſchmackvoll friſiert und gepudert, wie es ſeinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Geſicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich ſind. Wenn er ſpricht, verſchönert er ſich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug anſehen. Er ſpricht von allem mit, erzählt immer zwiſchen durch kleine Anekdoten, drückt niemand durch ſeine Größe. Er iſt anſpruchslos wie ein Kind; es iſt unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu faſſen, wenn er mit einem ſpricht, und doch imponiert er allen', ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm ſeine Taſſe zu, wie das in Hamburg gebräuchlich iſt, daß ſie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand: in meinem Leben habe ich mich noch nicht ſo beſchämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, ſahen es mit einer Art Erſtaunen. Es iſt wahr, er ſieht ſo königlich aus, daß bei ihm die gemeinſte Höflichkeit wie Herablaſſung erſcheint, und er ſelbſt ſcheint das gar nicht zu wiſſen, ſondern geht ſo hin in ſeiner ſtillen Herrlichkeit wie die Sonne ...

23. März 1807.

Indeſſen iſt es doch ein hoher Genuß von Goethen dies (Standhafte Prinz von Calderon) leſen zu hören; mit ſeiner unbeſchreiblichen Kraft, ſeinem Feuer, ſeiner plaſtiſchen Darſtellung reißt er uns alle mit fort, obgleich er eigentlich nicht kunſtmäßig gut lieſt. Er iſt viel zu lebhaft, er deklamiert, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab. Auch ſpielt er jede

Rolle, die er lieſt, wenn ſie ihm eben gefällt, ſo gut es ſich im Sitzen thun läßt. Jede ſchöne Stelle macht auf ſein Gemüth den lebhafteſten Eindruck; er erklärt ſie, lieſt ſie zwei-, dreimal, ſagt tauſend Dinge dabei, die noch ſchöner ſind, kurz, es iſt ein eigenes Weſen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es iſt unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheil, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzuſehen; denn wie ſchön alles dieſes ſeinem Geſichte, ſeinem ganzen Weſen läßt, mit wie einer eigenen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff ſich machen. Er hat etwas ſo Einfaches, ſo Kindliches. Alles, was ihm gefällt, ſieht er leibhaftig vor ſich; bei jeder Szene denkt er ſich gleich die Dekoration, und wie das Ganze ausſehen muß."

Gerade dieſes Vorleſen iſt von allen, die eines ſolchen Genuſſes teilhaftig wurden, über alles gerühmt worden. Wie die Beſucher des Jünglings in ſeinem Frankfurter Vaterhauſe, wie die Teilnehmer der Fauſt-Vorleſungen in der Weimarer Frühzeit, wie ein ſo kritiſcher Beurteiler, als den wir uns Wilhelm von Humboldt vorſtellen müſſen, und wie der ewig nörgelnde Böttiger die Homer-Rezitationen geradezu unerreichbar fanden, ſo haben zu allen Zeiten wahrhaft empfängliche Hörer die Schönheit und die hohe Kunſt ſeiner Deklamation angeſtaunt und geprieſen. Über eine Vorleſung im Goetheſchen Hauſe ſelbſt berichtet ein Teilnehmer: „Die klare, deutliche und energiſche Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine ſo ſchöne Deklamation gehört! Welches Feuer! Welche Blicke! und welche Stimme, abwechſelnd donnernd und dann wieder ſanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in ſeinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünſchen mögen."

Aus den Tagen des alten Herrn weiß Karoline Bardua, von der gleich noch die Rede ſein wird, folgendes zu berichten:

„In den Leſeproben hielt er ſtreng auf richtigen und ſchönen Vortrag und konnte beſonders nicht ertragen, wenn ſie ihm zu ſchläfrig erſchienen. Eines Tages wurden „Die Mitſchuldigen"

geleſen. Der erſte Liebhaber trug ſeine Rolle nicht nach Goethes Sinn vor, dieſer wurde heftig, warf das Buch auf den Tiſch, klagte, wie die Jugend doch ſo wenig Feuer und Enthuſiasmus habe, nahm das Buch wieder auf und fing nun ſelbſt zu leſen an. Alles ſtaunte des herrlichen und jugendlichen Vortrags."

Nun muß man ſich nicht vorſtellen, daß Goethe an den Geſellſchaftsabenden der Freundin und in ſeinem eigenen Hauſe immer nur als bildungseifriger Vorleſer erſchien; vielmehr hatte er oft genug die Abſicht, ſich ſelbſt zu erfriſchen und andere zu unterhalten. Daher entwickelte er bei ſolchen Zuſammenkünften manchmal einen Humor, der ihm trotz ſeines gewöhnlichen Ernſtes recht gut ſtand. Viel erzählt iſt die Anekdote, wie er die junge Malerin, Karoline Bardua, der er recht wohl wollte, von der er ſich malen ließ und die er auch mit ein paar Verſen begnadete, einmal, da er gerade eine für ein junges Mädchen ungeeignete Geſchichte erzählte, aus dem Salon ausſchloß und mit einer bei ihm ſonſt nicht häufigen Komik allerlei Mittel erſann und ausführte, um die Ausgeſchloſſene fern zu halten und ihr die Kenntnis der für ſie unpaſſenden Geſchichte zu entziehen.

Nach Schillers Tode begann erſt die Zeit, in der Goethe eine europäiſche oder vielmehr eine Weltberühmtheit ward, da nicht nur Deutſche von Oſt und Weſt, von Nord und Süd nach Weimar pilgerten, ſondern Mitglieder aller Nationen, der europäiſchen und derer aus anderen Weltteilen dort erſchienen. Ein ganz beſtimmtes Datum läßt ſich für den Beginn dieſer Wallfahrten nicht feſtſetzen, wohl aber kann man im allgemeinen ſagen, daß dies erſt in der Epoche eintrat, da Goethe als der einzige, wenn auch der ſtolzeſte Überreſt der klaſſiſchen Zeit übriggeblieben war. Das muß man nicht ſo auffaſſen, daß die Fremden ſich geſcheut hätten, Herder, Schiller und Wieland zu begrüßen und noch weniger, daß ſie etwa zu ihren Lebzeiten keine Huldigungen in der Metropole der Intelligenz darzubringen gewillt geweſen wären, — aber es iſt eine erſt von Victor Hehn in ihrer ganzen Bedeutſamkeit hervorgehobene und

erwieſene Tatſache, daß Goethes Ruhm in den erſten Jahrzehnten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit keineswegs unbeſtritten, erſt in der Epoche ſeiner Vollendung ein ganz unbedingter wurde und daß, nachdem die übrigen Großen dahingegangen waren, eine kaum unterbrochene Schaar enthuſiaſtiſcher Verehrer ſich in dem kleinen Weimar einſtellte, oft einzig zu dem Zwecke, bei dem Meiſter vorgelaſſen zu werden.

In den Unterhaltungen mit dieſen verſchiedenartigſten Menſchen zog er alle Regiſter. Er konnte ſteif und zugeknöpft ſein, im allgemeinen wurde er erſt allmählich wärmer und zutulicher, aber er verſtand es auch, ernſt und ſtreng Zudringliche abzuweiſen. Namentlich Selbſtgefälligen trat er mit einer oft verletzenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war, als dieſer ihm durch die Nennung ſeines bloßen Namens zu imponieren glaubte, ſo ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft ſtehen, indem er jenem auf die Vorſtellung: „Ich bin der Verfaſſer von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen", die Frage tat: „Und der iſt?" Nicht minder energiſch wurde er dem anrüchigen Politiker Wit genannt Döring gegenüber, dem er mit erſchreckender Deutlichkeit ſeine Meinung zu erkennen gab, indem er ihm ſagte: „Sie rühmen ſich in Ihrem Buche, mein Beſter, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der erſten Zuſammenkunft für ſich einzunehmen. Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl" und ins andere Zimmer verſchwand. Recht deutlich war die Abfertigung — wenn ſie wirklich ſo erfolgte, denn ſie iſt nicht ſicher genug bezeugt — die Heinrich Heine erfuhr. Denn als dieſer auf die Frage: „Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt, Herr Heine?" antwortete: „Mit einem Fauſt," empfing er als Entgegnung die einer Entlaſſung gleichkommende Frage: „Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?"

Selbſt Naheſtehende erfuhren manchmal eine Abweiſung, aber dieſe war nicht eine Folge üblen Humors, ſondern der Notwendigkeit ſich zu konzentrieren, der Unluſt, ſich in ſeinem Tun ſtören zu laſſen. Das mußte z. B. Caroline von Humboldt erfahren, die bei dem Meiſter ſonſt in beſonderer Gunſt ſtand. Als ſie ihn bei

Boiſſerées überfiel, fand ſie, wie Bertram, der Zeuge der Unterredung war, berichtet, keinen guten Empfang. Denn er fragte ſie: „Wiſſen Sie, wie man Salmen fängt?“ „„Nein!““ erwiderte ganz verwundert über ſolchen Empfang Frau Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man ſie! Sehen Sie, ſolch ein Wehr haben dieſe Herren mir geſtellt und ſie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie ſich ſchnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier ſitzen bleiben und antworten, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie, daß Sie fort kommen.“

Denen, die durch eitles Hervordrängen ein Löbchen für ſich erreichen wollten, tat er den Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil, natürlich ein günſtiges, über ſich von ihm herauszulocken gedachte und von allen möglichen Humoriſten zu reden anfing, um den Unterredner zu nötigen, von ihm zu ſprechen, wußte Goethe ſo geſchickt auszuweichen, und mit dem Gaſte zu ſpielen, daß der Arme ganz ſchachmatt nach Hauſe gehen mußte. War Goethe auch häufig ein liebenswürdiger Wirt, ſo konnte er doch äußerſt grob werden. Bei einer Geſellſchaft im Jahre 1808, bei der außer der Frau Riemer, Meyer, Frommann und Steffens mit ihren Frauen anweſend waren, las Werner auf des Wirtes Aufforderung Sonette vor, darunter eines, in dem er den Mond mit einer Hoſtie verglich. Darüber fuhr Goethe entſetzlich auf und polterte wild gegen dieſe ſchiefe Religioſität.

Und derſelbe Mann, der wegen ſeines Hochmuts verſchrieen war, konnte namentlich ſtrebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder Liebenswürdigkeit ſein. Es iſt durchaus kein alleinſtehendes Beiſpiel in der Geſchichte ſeines Verkehrs, daß er ſich von einem Studenten der Medizin — noch dazu einem Juden — David Veit, nicht bloß Einwendungen gegen ſeine Urteile und kritiſche Bemerkungen über ſeine Werke gefallen ließ, ſondern daß er den Jüngling auf einem Spaziergange ſichtlich auszeichnete, ja ſich im Weimarer Theater hinter ihn ſetzte und ihn angeſichts des ganzen Publikums in ein längeres Geſpräch verwickelte.

Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, daß der vornehme Mann kaum einen Unterſchied des Standes und Alters beachtete. Wie Kinder und Greiſe, junge und ältere Frauen in gleicher Weiſe von ihm ins Geſpräch gezogen wurden, ſo erfreuten ſich Fürſten und — Scharfrichter ſeines Umganges, denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte ſich ſeiner freundlichen Beachtung rühmen.

Zu dieſem ſeltenen und ſeltſamen Manne wurde Goethe durch einen Polizeibeamten, ſpäteren Magiſtratsrat Grüner, geführt, der durch den Umgang mit dem Reiſenden in der Tat auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Grüner war vorher dienſteifriger Beamter geweſen, der mit dem mächtigen Manne durch das Viſieren ſeines Paſſes bekannt wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam, machte ſich die Bekanntſchaft leicht. Grüner war vorher ſchon Sammler mancher Kunſtgegenſtände geweſen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache ſeiner Heimatsgenoſſen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes univerſales Intereſſe aus ſeinem kleinen Kreiſe in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. Und nachdem es ihm urſprünglich ſeltſam, faſt lächerlich erſchienen war, daß der Miniſter und Dichter Spaziergänge oder Luſtfahrten unterbrach, um Steine aufzuheben und zu klopfen, wurde nun auch er zum Mißfallen ſeiner Frau ein eifriger Steinſammler, der Säcke voll Geſteine mit nach Hauſe ſchleppte und ein genauer Kenner der Mineralien ſeiner Heimat.

Manche Beſucher haben ſich über das Knurren und Brummen des Weiſen am Frauenplan über ſeine „Hms" und ähnliches ausgelaſſen. Nicht ſelten waren ſolche Elementarlaute Zeugniſſe der Verlegenheit, mitunter freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Beſucher, ſolche, die in ihren Erinnerungsblättern regiſtrieren wollten, daß ſie den großen Mann geſehen hätten, ließen ſich durch einen derartigen Empfang verſtimmen und verſtummten auch ihrerſeits; andere nahmen davon Anlaß, ſich in ihrer Dreiſtigkeit zu verhärten und verdarben ihre Sache vollends. Nur wenige, die weder neugierig, noch zudring-

lich, noch von ihrer Bedeutung aufgebläht, sondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren, ihrer Sache, nicht ihrer Person zum Siege verhelfen wollten, wie der edle Sulpiz Boisserée, verharrten in ihren Anstrengungen und erlangten schließlich den Lohn ihres Strebens, der darin bestand, den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeisterung verfochtenen Angelegenheit zu bestimmen. Der Besuch hatte das schönste Resultat, den schweren Sieg des früheren Gegners über sich selbst, so daß Goethe in die Worte ausbrach: „Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen."

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unschicklichkeiten zu rügen. Als einmal im Kügelgenschen Hause in Dresden eine enthusiastische Bewundererin hereinstürzte, auf den Fremden loseilte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte, ihn endlich zu sehen, wies er auf die Hausfrau, die der Eindringling zu begrüßen vergessen hatte, mit den Worten: „Da ist auch Frau von Kügelgen." Und entfernte sich einfach, als der weibliche Störenfried trotzdem seine Unart gutzumachen unterließ.

Oft genug mußte er Vorlesungen männlicher und weiblicher Schriftsteller über sich ergehen lassen. Noch öfter wurden ihm Gedichte überreicht oder zugesteckt. Mit letzteren machte er nicht selten kurzen Prozeß, indem er sie mit einer beliebigen Entschuldigung zurücksandte. Sehr häufig dagegen gab er sich die Mühe, die Einsendungen zu lesen, und gab dem Dichter guten Rat, der freilich in gar manchem Fall unter höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er solcher Qual entgehen, so tat er es mit Wonne. Ein solcher Fall ist ganz lustig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Voß eingeladen. Außer ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate, der von Voß neben den großen Kollegen gesetzt worden war.

Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein

ſtrenger Herr: es ſoll ſchwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen ſolchen zeigen?" „„O, ja wohl! Sehr gern!"" Und damit holte Kunz aus der Seitentaſche ſeines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen" ſprach Goethe; „es iſt doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig ſorgfältiger mir anſchauen." Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er ſah ſich ſchon bei Goethe, eingeladen von ihm und ſeines Schutzes teilhaftig. „Wiſſen Sie", ſagte Goethe ſpäter zu einigen ſeiner Gäſte, die ſich über dieſe Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich ſah aus Kunz' andrer Rocktaſche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß leſen, als die."

Manche Beſucher, wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang, konnten ihre Enttäuſchung nicht verbergen, daß er ihnen nicht wie ein olympiſcher Gott, ſondern wie ein gewöhnlicher, gelangweilter oder vielleicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat, — als wenn nicht auch der Größte der gewöhnlichen Menſchlichkeit ſeinen Tribut zollen müßte. Andere waren geradezu empört. Freilich paſſierte es, daß einer, der morgens enttäuſcht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des Beſuchten, abends von ſeiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Dieſer Wechſel der Stimmung entſprang nicht etwa einer Laune, ſondern war manchmal die Wirkung einer gewiſſen Methodik der Unterhaltung. Vielleicht miſchte ſich auch ein bischen Eigenſinn hinein, denn Goethe liebte es nicht, ſich in der Unterhaltung leiten zu laſſen und wurde um ſo unwilliger, je deutlicher ihm die Abſicht entgegentrat, ihn von dem angeſchlagenen Thema abzubringen und nach der Laune des Beſuchers zu gängeln. Abends im feſtlichen Kreiſe war er dann, mochte er in ſeinen Salons empfangen oder in den Zimmern ſeiner Schwiegertochter erſcheinen, der liebenswürdige Wirt, der jeden Gaſt gern zufrieden ſtellte. Daher kamen nur wenige, wenn ſie ſich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten, nicht auf ihre Rechnung. Zu dieſen wenigen gehörte die gute Charlotte Keſtner geb. Buff, die 44 Jahre nach dem Wetzlarer Erlebnis

ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau, eine wackere Mutter und Großmutter, die eben nur dieses eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte, wiegte sich vielleicht, trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters, in der Hoffnung, ihren stürmischen Jugendfreund wiederzufinden, der die Wetzlarer Lotte als Himmelskönigin empfangen würde, und war arg enttäuscht, ja entrüstet, als sie einen alten Herrn antraf, der recht verbindlich war, aber von der Vergangenheit nichts mehr zu wissen schien und der ihr, da sie in Jugenderinnerungen schwelgte, in Folge seiner bloßen steifen Höflichkeit ziemlich unangenehm erschien.

Es wäre nun ein leichtes, eine Anzahl enthusiastischer Ausdrücke der Gäste im Goethehause mitzuteilen. Wie viele Jünglinge und gereifte Männer kamen schüchtern, auch die Bedeutenden voll scheuer Ehrerbietung mit dem Wunsche, den großen Dichter und gewaltigen Denker zu sehen und schieden voll begeisterter Liebe für den großen und guten Menschen. Wie wußte dieser alte Herzenskündiger junge Mädchen zu fesseln und ihre Schwärmerei auflodern zu lassen, aber wie verstand er es auch, Jünglinge, die etwas kritischer angelegt und geneigt und bereit waren, in dem Alten Schwächen zu entdecken, in seinen Bann zu ziehen. Mit welcher Herzlichkeit begrüßte er z. B. seinen Großneffen Nicolovius, so daß dieser sich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welch väterlicher Huld nahm er den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy auf, der freilich ein Herzensdieb war, und verschaffte diesem von allen verwöhnten und verhätschelten Kinde die reinsten, himmlischsten Tage. Aber Mädchen und Jünglinge, reife Männer und Matronen sind einig in dem Gefühl, das manche von ihnen in geradezu religiöser Weihe so ausdrückten, daß sich ein Gott ihnen offenbart hätte: hier erkannten sie Leutseligkeit und Milde, Weisheit und Erhabenheit, aber nicht die eines höheren Wesens, das hoch oben in den Wolken thront und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menschheit hinabsieht, sondern eines milden, gütigen Trösters und Helfers, eines Segenspenders und Lichtbringers.

Über seine Gespräche mag hier nur eine einzige Stelle eines

bewundernden Zuhörers mitgeteilt werden, die so lautet: „Es wird in seinem Munde jedes Wort so bedeutend, und was er sagt, ist so unaussprechlich wahr, daß man es selbst schon, nur nicht so klar, gedacht zu haben glaubt."

Die Geselligkeit bestand indessen nicht nur in den Audienzen, die der Meister hofmäßig erteilte oder in Mittags- und Abendmahlzeiten, zu denen er Einheimische und Fremde berief, sondern auch in Zusammenkünften, die hauptsächlich der Belehrung gewidmet waren. In den ersten Jahrzehnten des Weimarer Aufenthalts waren es hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, Männerzusammenkünfte gewesen; in der späteren Zeit liebte es Goethe, in seinem Hause einen Damenkreis um sich zu scharen.

Diese gelehrten Vormittage, meist am Mittwoch, gelegentlich — und später wohl regelmäßig — am Sonntag, zu denen Goethe einen erlauchten Kreis um sich versammelte, begannen im Jahre 1804. Es war kein ganz bestimmter Zirkel, vielmehr erschienen bald die eine, bald die andere der zu nennenden, auch angesehene Fremde wurden zugelassen. Von den Hauptteilnehmerinnen seien die Herzogin Luise mit ihren Damen, die Prinzessin Karoline mit Frl. v. Knebel, später auch die Erbgroßherzogin Maria Paulowna genannt. Hauptsächlich waren es Damen der Hof- und Adelsgesellschaft: Frau von Stein, Charlotte von Schiller, Amalie Imhoff u. a.

Die Darbietungen, die in diesen vertrauten Zirkeln geschahen, waren mannigfacher Art. Gelegentlich waren es wirkliche Vorlesungskurse, die Goethe über naturwissenschaftliche Gegenstände hielt, mit Demonstrationen oder wenigstens unter Vorzeigung seiner Schätze, bei welcher Gelegenheit, wie er einmal schrieb, er selbst gewahr wurde, was er besitze und nicht besitze. Bei anderen Zusammenkünften wurden neu angekommene Bücher herumgezeigt und kurz besprochen, eingesandte und neu erworbene Kunstgegenstände gaben den Anlaß zu Bemerkungen und kleinen Vorträgen; es kam auch vor, daß Goethe eigene Dichtungen vorlas. Für das Haupt dieser

Zuſammenkünfte war es eine gute Zuſammenfaſſung und Anregung: „der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken und fördert mich ſehr", ſchrieb Goethe einmal einem Vertrauten.

Über die Sonntagsvormittage gibt H. Voß folgende Schilderung: „Da ſitzt die Geſellſchaft um einen langen Tiſch (Goethe in der Mitte) und lieſt abwechſelnd. Es traf ſich, daß beide Male, als ich zugegen war, Vaters „Luiſe" geleſen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem richtigen Gefühle las. Aber ſeine Stimme war kleinlaut, er weinte und gab das Buch ſeinem Nachbar. „„Eine heilige Stelle!"" rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erſchütterte."

Bei den Mittwochsvorleſungen war auch Sophie von Schardt häufig zugegen. Im Winter 1805/06 wurde über den Magneten, über dynamiſche und atomiſche Vorſtellungsarten geſprochen.

Die meiſten Zuhörerinnen waren dankbar für die anmutige Gelehrſamkeit, die auch mit liebenswürdigem Humor, ohne Selbſtüberhebung, vorgetragen wurde. Namentlich Charlotte von Schiller, die allerdings wohl die lernbegierigſte und auch die am beſten vorgebildete war — ſie legte ſich förmliche Vorleſungshefte an — war unermüdet in der Lobpreiſung der hier gewährten Anregung. Was der Meiſter ſagte, war ihr eine Offenbarung, ſie zehrte daran in den vielen ſtillen Stunden ihres Witwentums und wie ſie ſelbſt an dieſen Belehrungen die innigſte Freude hatte, ſo ſuchte ſie durch Andeutung des Gehörten an ihre Korreſpondentin, die Erbprinzeſſin von Mecklenburg, auch dieſer Erquickung zu bereiten.

Dagegen konnte Charlotte von Stein, die überhaupt, wo ſie nur konnte, ſtichelte und tadelte, auch dieſe freiwilligen Darbietungen nicht ungehechelt laſſen. So ſchrieb ſie 1805 an ihren Sohn: „Die meiſten Male ſagt er einen lichten Punkt, worauf man ſich dann freut, daß er ihn ausführen wird, aber er berührt ihn nicht wieder, es müßte denn ſein, daß er ſie zuletzt wie Raketen zum Himmel ſteigen läßt und ſie nicht verhüllt läßt, wie die Büſte der Minerva

in seiner Stube mit einem abgelegten Shawl von Mademoiselle Vulpius verschleiert ist."

Im Jahre 1808 sollte — im Gegensatz zu dem etwas sprunghaften Charakter der bisherigen Vereinigungen — in sie ein bestimmtes System gebracht werden: „Die Mittwoche sind wieder in Gang. Ich lese die Nibelungen vor; allein dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Wert und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig tue, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen."

Im Anschluß an diese Vorlesungen aus den Nibelungen sollte ein nordischer Reisender Arend von seinen Reisen erzählen, von der isländischen Kultur des 11. und 12. Jahrhunderts einen kurzen Vortrag halten und von dem, was daher übrig geblieben sei, Nachricht geben und einiges vorzeigen. Das wurde auch begonnen, doch dauerte es nicht lange. „Gar bald zeigte sich", nach dem Bericht des Veranstalters, „daß seine etwas starre Natur und sein eigensinniges Wesen in der weimarischen Welt nicht gedeihen könnte."

Die Vorlesungen hatten, wie sie keinen offiziellen Anfang gehabt hatten, so auch kein offizielles Ende. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hört man kaum mehr etwas von ihnen. Nur die fürstlichen Damen blieben Goethe treu. Sehr häufig ließ sich die alte Großherzogin, ziemlich regelmäßig die Erbprinzessin Maria Paulowna, bei dem Meister ansagen, — die letztere behielt diese Gewohnheit auch als regierende Fürstin bei. Seitdem Goethe gar nicht mehr oder nur höchst selten am Hofe erschien, hatten diese Damen das Bedürfnis, den Mann aufzusuchen, der dem Lande solchen Ruhm verschafft hatte. Aber auch das Lernbedürfnis, das Verlangen, von den vielfältig erschienenen Neuigkeiten zu vernehmen oder sie selbst anzusehen, war bei ihnen außerordentlich lebhaft: schon durch ihre Stellung als Beschützerinnen mancher Ver-

eine waren sie wohl verpflichtet, von manchem Kenntnis zu haben; vor allem aber war ein starker innerer Drang in ihnen vorhanden, mit dem Alten fortzuleben, und dieser Drang trieb sie weit mehr zu jenen halb wissenschaftlichen Exkursionen, als etwa die Neigung den für Huldbeweise Empfänglichen mit freundlichen Anreden zu beglücken.

Wie in Weimar, so entfaltete sich in Jena, das man ja als Goethes zweite Residenz betrachten kann, ein reiches, lebendiges Leben. Goethes Hauptquartier war das Schillersche Haus, solange der Dichter dort lebte, seitdem 1794 der durch viele Umstände gehinderte erfolgreiche Bund zustande gekommen war. Später war Knebels stilles Heim für Goethe häufig ein Zufluchtsort, und er vergißt auch nicht gegenüber der schmalen Küche, mit der er sich meist in seinem dortigen Heim begnügen mußte, der leckeren Gerichte zu erwähnen, die Frau Knebel ihm vorzusetzen gewöhnt war.

Am häufigsten und liebsten weilte Goethe aber im Frommannschen Hause.

Man merkt dabei einen Zug, der im Leben des Dichters überhaupt charakteristisch ist. Für seinen intimen Kreis verlangte er von den Menschen nicht die höchste geistige Bedeutung, nicht vollkommen gleiches Streben oder eine der seinen ähnliche Begabung, sondern Tüchtigkeit, inneres Gefestetsein. Wie die beiden Männer, die ihm am nächsten standen: Meyer und Zelter, schlichte, einfältige — das Wort in seiner besten, nicht in seiner unedlen Bedeutung genommen — Männer waren; wie unter seinen Amtsgenossen die hochadligen Herren von Fritsch, von Conta, von Gersdorff, so sehr sie auch von ihm geschätzt und anerkannt wurden, nicht seine wirklichen Vertrauten waren, sondern der einer einfachen bürgerlichen Familie entstammende, erst später geadelte Voigt, so wurde er in Jena durch kein Haus einer der großen Zierden der Wissenschaft gelockt und dauernd festgehalten, so sehr er auch Loder und Griesbach, Lenz und Eichstädt schätzte und gelegentlich bei ihnen einkehrte oder sie zu sich entbot, sondern durch das Haus des genannten Buchhändlers.

Mit Karl Friedrich Ernſt Frommann und ſeiner Gattin Johanna Charlotte geb. Weſſelhöft, ihrer Tochter Alwina und ihrem Sohne Fritz bildete ſich ein freundliches, ja man darf ſagen, freundſchaftliches Verhältnis, ſchon bevor Wilhelmine Herzlieb ihn durch den Reiz ihrer Jugendlichkeit lockte, und erhielt ſich, nachdem jene aus dieſem Kreiſe geſchwunden war, oder des Alten Verhältnis zu dem liebenswürdigen Mädchen ſich abgekühlt hatte.

Karl Friedrich Frommann hatte 1798 ſeine Buchhandlung aus Züllichau nach Jena verlegt. Er mag ein Univerſitätsverwandter genannt werden, weil er mit manchem Profeſſor in geſchäftlicher Verbindung ſtand, aber er bildete ſich durch ſolchen Verkehr nicht ein, ein Gelehrter zu ſein. Er war ein einfacher Mann, der nach abſolvierter Gymnaſialbildung, 17jährig, in das Geſchäft getreten war. Er hatte 1792 ſeine Frau heimgeführt, eine Hamburgerin aus gebildetem Hauſe, wohlunterrichtet, durch einen belebten Umgang im väterlichen Hauſe geiſtig reif geworden, künſtleriſch begabt, in manchem Zweige der Kunſt Dilettantin, dabei eine vortreffliche Hausfrau und durch den geſelligen Gewinn ihrer Jugendzeit wohl geſchult wie beanlagt, in der Geſellſchaft eine Rolle zu ſpielen. Zwiſchen dieſem Hauſe und den Jenaer Profeſſoren, vielen durchreiſenden oder eine Zeitlang in Jena weilenden Gelehrten und Dichtern bildete ſich ein reges Leben. Manche dieſer Zugvögel nannten Frommann ihren Freund und vertrauten der „geliebten Mutter", wie ſie Frau Johanna bezeichneten, ihre Gedanken und Gefühle an.

Wenn Goethe in Weimar war, verſäumte er nicht, die häufig dort erſcheinende Frommannſche Familie zu ſich zu bitten, vielleicht ſchon zum Dank für die erſten Spargel, die Frau Johanna nach Weimar zu ſchicken nicht vergaß; war er in Jena, ſo entnahm er gar gern dies und jenes der Frommannſchen Küche und empfand beſonderes Behagen, als während eines Aufenthaltes daſelbſt alle Speiſen dort für ihn zubereitet wurden. Aber vor allem: gern und oft weilte er in dem Hauſe und gab ſich ſo heiter und unbefangen wie vielleicht niemals in Weimar. Wenn er im gaſtlichen Hauſe

jungen Leuten launige Geſchichten erzählte und bemerkte, wie ſie alle mit glänzenden Augen ihn anſtarrten, rief er wohl aus: „Ja, ſo gefalle ich den jungen Leuten!“ Wenn ſich Jugend oder Alter über Torheiten und Lächerlichkeiten erheiterten, fuhr er beruhigend darein: „Kinderchen, Ihr müßt lernen mit Vergnügen irren.“ Er knüpfte an Vorgänge des Tages an und ohne Orakelſprüche geben zu wollen, leitete er die Unzufriedenheit der meiſten mit den Dingen außer ſich davon ab, daß ſie mit ſich ſelbſt zu ſehr zufrieden ſeien. Er freute ſich der Jugend und als er in der Geſellſchaft von Frommanns zu Dornburg einmal ein junges Mädchen, die Enkelin alter Bekannten aus ſeiner Jugendzeit, begrüßte, ſtreifte er der begeiſtert zu ihm Aufſchauenden den Arm mit den Worten: „Ja wenn man ſich an der Jugend reibt, wird man ſelbſt wieder jung.“

„Er war“, wie der Biograph des Frommannſchen Hauſes meldet, „Meiſter im Erzählen; es ging aus einem Guſſe und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz der Augen erhöhten den Reiz ſeiner Rede. So iſt mir unvergeßlich, wie er einmal die heitere Geſchichte aus dem Feldzuge in der Champagne zum Beſten gab, wo er am Ende eines feindlichen Dorfes mit ſeinem Reitknecht einen noch ungeplünderten Keller entdeckt, ſich im Hauſe niederläßt, und unter ſeinem großen Reitermantel eine Batterie Weinflaſchen anlegt, als die Anderen nachkommen, die Flaſche kreiſen läßt, immer eine friſche aus dem Verſteck hervorholt, ſich an dem allgemeinen Staunen ergötzt, daß die vermeintliche eine Flaſche nicht leer wird.... Ein anderes Mal waren wir in Weimar geweſen und hatten die erſte Aufführung des ‚Bildes‘ von Houwald geſehen. Da ließ er ſich die Fabel des Stücks erzählen und wußte mit der feinſten Ironie durch Fragen uud Zwiſchenreden die Mängel hervorzuheben, z. B. ‚alſo ſie lieben ſich über Kreuz‘. Einmal traf er meine Mutter allein und brach noch in der Türe, indem er die Arme ausbreitete, in die Worte aus: ‚Ach, wenn doch der gute T. (ein damals auftauchender begabter Dichter, den auch er ſchätzte) nicht ſo breit wäre‘. Von einem Lehrer, der, ohne ſonderliche innere Bedeutung, großen Anhang unter der Jugend hatte, äußerte er,

‚wenn der ſich nun im Spiegel anſähe, müßte er doch zu ſich ſelber ſagen: ei, du X., was biſt du doch für ein großer Mann geworden‘.“

Das Frommannſche Haus, von Liebe und Achtung für den Geiſt erfüllt, von echter, tiefer Frömmigkeit beſeelt, ein Haus, in dem die Eltern jeder in ſeiner Weiſe tätig, die Kinder geſund, liebenswürdig und begabt — denn auch Alwina, die ſpäter in Berlin in ſehr angeſehener Stellung lebte, war, ohne produktiv zu ſein, geiſtig hervorragend — mit den Eltern in einträchtiger Weiſe zuſammenlebten, kindlichen Reſpekt bewahrten und doch ungehindert in ihrer Eigenart ſich entwickelten, war ein ungemein wohltuendes und harmoniſches, das ſeinen Segen in ſich trug und auf die Beſucher ausſtrömte. Es wird am beſten durch die Worte von Frau Johanna charakteriſiert, die ſie einmal an ihren Gatten richtete: „Wir können ſagen, daß wir gelebt haben, wenn Teilnahme und Liebe das höchſte Leben iſt.“

Auch in der ſpäteren Zeit nach jener Blüteperiode 1802 ff. wurde Goethes proviſoriſche Wohnſtätte, zuerſt in einzelnen Zimmern des Schloſſes, dann in Räumen des Botaniſchen Inſtituts, zuletzt in der „Tanne“, nicht leer von Gäſten. Teils waren es Fremde, die Goethes wegen nach Weimar gekommen waren und die kleine Reiſe nach Jena nicht ſcheuten, teils waren es die Seinigen, die zu gelegentlichen Beſuchen kamen und gaſtlich aufgenommen wurden, teils ſeine Kollegen, Amtsgenoſſen und Untergeordnete, die wichtige Dinge mit ihm zu beraten oder Berichte abzuſtatten hatten, teils Jenaer Freunde, bei denen er ſich für die bei ihnen genoſſene Gaſtlichkeit zu revanchieren wünſchte, wenn er nicht, wie dies Frommanns und Knebels gegenüber geſchah, in ihre Küche Leckerbiſſen ſtiftete, die er ſich von Weimar kommen ließ, teils endlich Jenaer Profeſſoren oder Beamte, die er aber gern vereinzelt, nicht in Maſſen bei ſich ſah, weil er die Differenzen ſcheute, die durch das Zuſammenſein mehrerer leicht, ja notwendig entſtanden.

Auch in Jena veranſtaltete er Feſte. Über ein ſolches, das er 1818 den fürſtlichen Kindern (Enkeln von Karl Auguſt) bereitete,

berichtete er selbst (15. Mai 1818): „Da die Anwesenheit der lieben fürstlichen Kinder zu allerlei Unterhaltungen auffordert, so habe einen Versuch gemacht, denen sogenannten Teufelslöchern eine gewisse Zu- und Ausgänglichkeit, letztere nach der Höhe, zu verschaffen, wo man einer sehr angenehmen Aussicht genießt. Statt der vielen wunderſamen Geschöpfe, die das Mährchen dämonisch dort walten läßt, hatten wir freilich nur ausgestopfte Tierchen und Vögel, sie taten aber doch auf die kleinen Gemüter gute Wirkung, besonders da zuletzt, anstatt des großen unterirdischen, magischen Teiches, sich wenigstens in einer Gelte kleine lebendige Fische merken ließen. Die Witterung begünstigte den Scherz, und wenn man von Zeit zu Zeit dieser extemporierten Anlage nachhilft, so kann eine Erfreulichkeit mehr in der ohnehin so sehr begünstigten Gegend gar wohl entstehen."

Wie in Weimar, so tauchte auch für Jena einmal der Plan eines wissenschaftlichen Klubs auf. Es sollte eine vierteljährliche Zusammenkunft der Vorsteher der einzelnen wissenschaftlichen Anstalten, unter Goethes Vorsitz, bei Anwesenheit des Großherzogs stattfinden. Die erste Versammlung sollte Pfingsten 1816 sein. „Hier könnten teils kurzgefaßte Übersichten über einheimische und auswärtige Tätigkeiten, teils ausführlichere Darstellung wichtiger neuer Entdeckungen oder Fortschritte in dem Bekannten gegeben, Briefstellen und sonstiges Interessante mitgeteilt werden. Hieraus würde schon in Jahresfrist eine reiche, wohlzuordnende Sammlung entstehen und Ihro Hoheit seien nicht abgeneigt, eine Auswahl des Wichtigsten unter der Form eines Journals in zwanglosen Heften eigens zu begünstigen. Nach diesen höchsten Absichten könnte zu Pfingsten die erste Versammlung sein. Bis zu diesem Termin ließe sich alles vorbereiten, näher besprechen und eine gründliche Einleitung erwarten.

Diese Sitzungen würden, wenigstens anfangs, nur privatim, unter den mitarbeitenden Personen vorgenommen, ein Protokoll geführt, worin nicht allein das Geschehene bemerkt, sondern auch das zunächst Vorzunehmende verabredet würde."

Der Großherzog billigte diese Vorschläge. Infolgedessen wurde

die Aufforderung an die Vorſteher des Mineralogiſchen, Botaniſchen, Chemiſchen, Anatomiſchen und Aſtronomiſchen Inſtituts erlaſſen. Die Antworten liefen ein und wurden von dem Stifter dieſer Sozietät folgendermaßen charakteriſiert:

„Döbereiner unbedingt und grenzenlos willig, in Sorgen über ſeine Lage, von denen er nun ſchon befreit iſt; von Münchow, gefaßt, ruhig, verſtändig, richtige Anſicht, ſeine Erklärung der Frage angemeſſen.

Lenz, mit Großtaten großtuiſch ſich iſolierend, ſich ſelbſt genügend. Voigt, wohlwillig, viel vorhabend, für den Augenblick unbeſtimmt. Fuchs, ſorgſam, hütſam, ſcheu, verlegen und ablehnend.“

Was aus dieſen Elementen für eine kleine Welt entſpringen könne, wird die Folge zeigen.“

Doch kam die Zuſammenkunft, wie es ſcheint, überhaupt nicht zuſtande, ſo daß von einer Entwicklung dieſer Sozietät, die ſich wohl zu einer Art von Akademie hätte auswachſen können, nicht berichtet werden kann.

Vom Jahre 1817 an entwickelte ſich im Hauſe zu Weimar ein viel geſelligeres Leben als früher. Dieſe Umwandlung mag damit zuſammenhängen, daß nun durch Ottilie eine würdige Repräſentantin, eine zierliche und gewandte Hausfrau ihres Amtes waltete. Chriſtiane ihrerſeits hätte in ihrer Beſcheidenheit und Zurückhaltung wohl auch in den größten Zirkeln nicht eben geſtört; lebhaft und munter konnte ſie aber nur in der Geſellſchaft von ihresgleichen werden. Sie traute ſich vermöge der Mängel ihrer Bildung nicht zu, den Ton anzugeben, und beſaß nicht die Leichtigkeit der vornehmen Frau, mit jedem Gaſt ein Wörtchen zu reden und ihn durch verbindliches Geplauder in behagliche Stimmung zu verſetzen. Ottilie dagegen, von Kindheit an in adligen Kreiſen heimiſch, an den vornehmen Ton gewohnt, verſtand es, mit Anmut und Würde die Hausfrau zu ſpielen und die große Zahl der Gäſte zu unterhalten, ſowohl in den Momenten, ehe der Vater erſchien, als in den langen Pauſen,

die zwiſchen der Berufung der Einzelnen zu einem Sondergeſpräch des Meiſters verſtrichen.

Außer dieſem einen Umſtand, ſein Haus weiter zu öffnen, als dies früher geſchehen war, beſtimmte Goethe die Rückſicht auf ſein zunehmendes Alter, ſeine häufigen Leiden und ſeine größere Bequemlichkeit, ſeit 1817 ſeltener auszugehen, „wodurch ich denn", wie er ſelbſt bemerkt, „freilich manches Guten verluſtig gehe".

Und nun begannen die Gäſte herbeizuſtürmen. Auch gekrönte Häupter ſprachen oft genug vor. Iſt auch der oben S. 68 erwähnte Beſuch Napoleons ein Märchen, ſo erſchienen bei ihm der Großfürſt, ſpätere Kaiſer Nikolaus von Rußland, die Könige von Preußen, Bayern und Württemberg, zwei Prinzen des preußiſchen Königshauſes, die ſich weimariſche Prinzeſſinnen zu Frauen holten, auch der Kronprinz von Preußen, der ſpätere Friedrich Wilhelm IV., der ſich freilich bei ſeinem Beſuche in Weimar nicht als der geiſtreiche Mann zeigte, der er wirklich war, von dem aber der Meiſter nach Berichten anderer eine ſehr hohe Meinung hatte, denn er erklärte: „Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, iſt er ein ſehr bedeutender Menſch und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen."

Vor allem war es die herzogliche, ſpäter großherzogliche Familie, die, namentlich in dem letzten Jahrzehnt, da Goethe ſeine Räume nicht anders als zu Spazierfahrten verließ, oft bei ihm eintrat. Wie die Großherzogin Luiſe, der der Dichter bis zu ihrem Lebensende die ſtille, echt menſchliche Verehrung, wie ſie ſich aus jugendlicher Schwärmerei abgeklärt hatte, ohne jede höfiſche Beimiſchung widmete, an beſtimmten Vormittagen in dem Dichterhauſe erſchien, wo ſie mit Zeichnungen, neuen Büchern, friſch eingetroffenen Kunſtwerken regaliert wurde, ſo auch Maria Paulowna und deren Gemahl; auch der junge Prinz Karl Alexander durfte mehrfach in Begleitung ſeines Erziehers Soret ſich präſentieren.

Außer ſolchen Galaſtunden, den Zeiten, wo die Großen der Erde vorſprachen, ſind die gewöhnlichen Geſellſchaftszeiten zu erwähnen,

in denen das Haus von Gästen nicht leer wurde, teils von Durchreisenden, teils den ständigen Bewohnern Weimars.

Für durchreisende Fremde wurden glänzende Mittags- oder Abendmahlzeiten veranstaltet. Außer den musikalischen Festlichkeiten für den kleinen vielgeliebten Felix Mendelssohn-Bartholdy, der sich ebenso durch seine liebenswürdige Kindlichkeit, wie durch sein meisterhaftes Spiel in das Herz des alten Kunstfreundes gestohlen hatte, wurden solche namentlich in den letzten Jahren, für zahllose, z. B. F. A. Wolf, Hegel, Gans, Parthey, A. W. Schlegel, Zelter, Reinhard, Rochlitz, Félicien David, Zahn, Heinroth, Frommann und andere, auch Fremde von Distinktion aus England, Amerika, Polen, Rußland, Frankreich, veranstaltet. Es sind Künstler, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte, neugierige Reisende, liebenswürdige Frauen darunter, wer wollte es unternehmen, alle aufzuzählen? Zu solchen Gelagen, bei denen die Vertrauten nicht fehlen durften, die die gewöhnliche Tafelrunde bildeten, Kanzler Müller, Eckermann, Riemer, auch Soret, wurden manche Honoratioren, Peucer, Oberkonsistorialrat Röhr und einzelne andere, geladen.

Eine besondere Erwähnung verdienen einige junge Damen, die von Zeit zu Zeit zu diesen Tafelrunden eingeladen wurden, aber auch die Berechtigung hatten, bei dem alten Herrn zu außergewöhnlichen Stunden zu erscheinen.

Daß er mit besonderer Freude in größeren Kreisen die Jugend aufsuchte, ist schon erwähnt. Wie er seinem Liebling Felix gegenüber sich einmal mit Saul verglich, der eines David zur Aufheiterung bedürfte, so liebte er die frischen Mädchen, die als Freundinnen der Schwiegertochter ins Haus kamen. Unter diesen, die gerade in den letzten Zeiten wirklich intim bei Goethe verkehrten, sind Adele Schopenhauer und Jenny von Pappenheim zu nennen. Jene, die kunstfertige Tochter der alten, zu wiederholten Malen genannten Frau Schopenhauer, der gastfreiesten Frau in Weimar, diese, durch ihre Mutter den adligen Kreisen der Residenz angehörend und durch ihren Vater Jérôme Bonaparte mit einer Art

von Nimbus umgeben. Beide gehörten zu den Lieblingen Goethes. Der Verkehr mit ihnen war ein wesentlich anderer, als der mit den Jungfräuleins in Christianens Zeiten. Man möchte den sensationellen Lebensabschnitt, der mit Ulrike von Levetzows Namen bezeichnet ist, den Abschluß einer großen Epoche nennen. Bis dahin war Goethe der Galante gewesen, jugendlich, ohne aufdringlich zu sein, zierlich scherzend, ohne immer Hoffnung zu erregen, aber doch nicht unwillig, sobald man ihn, den Älteren, den Vertretern einer jüngeren Zeit vorzog. Seitdem es mit seinem letzten Liebeswerben vorbei war, gefiel er sich mehr in der Rolle des Großpapas. Er ließ die Kleinen zu sich kommen und sich von ihnen liebkosen, wie es seinem Alter zukam. Die Führerinnen dieser weiblichen Leibgarde waren Jenny und Adele, jene anmutig und geistig hochbegabt, diese in mancherlei Kunstübung geschickt und zu allerlei Besorgungen und Diensten freundwillig ergeben. Gewiß fehlt es in den an beide gerichteten Billeten und Versen nicht an schalkhaften Wendungen, auch nicht an Huldigungen, die Wünsche einzuschließen scheinen, und doch spricht meist der Entsagende, der Alte. Nicht wie der Greis, der das anmaßliche Wesen der Jugend zurückweist und von seiner Umgebung verlangte, mit ihm zu „älteln", sondern wie der Weise, der zwar auch aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen andere belehren wollte, meist für sich nichts begehrte, sondern, die Welt kennend und sie nicht verachtend, noch immer das Leben und die Menschen zu lieben unternahm. Jenny und Adele, sowie manche ihrer Altersgenossinnen, die in diesem Kreise keine so hervorragende Rolle spielten, fühlten sich daher unendlich wohl in der Nähe dieses Alten, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, nun aber wie ein ehrwürdiger einfacher Patriarch froh unter den Seinen, nicht mürrisch beiseite saß, und vergalten seine Freundlichkeit mit töchterlicher Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit.

Seit 1818 gehörten Julie und Karoline von Egloffstein zu Goethes vertrautem Kreis. Mit beiden jungen Mädchen entwickelte sich ein enges, fast zärtliches Verhältnis. Juliens Maltalent suchte der

Meiſter in eine beſtimmte Bahn zu lenken. Wie lieb Goethe ſie hatte, geht aus einer ſehr merkwürdigen Äußerung (September 1823) hervor. Er beklagte ihre Abweſenheit namentlich im Hinblick darauf, daß durch dieſe Entfernung von Weimar die Ausſicht jener Hofdame zu werden, verloren gehen könnte, und fügte hinzu: „Andre erfreuen mich bloß durch ihre Gegenwart, durch ihre ſichtliche Erſcheinung, ſind aber rein nichts für mich, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe. Mit jenen aber kann ich mich unſichtbar unterhalten, und darunter gehört Julie. Ich weiß zu gut, daß ſie mir durch keine andere jemals erſetzt werden kann. Und eben darum bin ich ſo betrübt, daß ſie mir gerade dieſen Winter fehlt.“ Und als er in demſelben Jahre eines außerordentlichen Kunſtgenuſſes teilhaftig wurde, rief er aus: „Wenn Julie nur eine Tagereiſe entfernt wäre, ſo müßte man ſie mit Courierpferden holen; denn ſo etwas hört ſie ſo leicht nicht wieder.“

Das außerordentlich lebhafte Treiben, in das Goethe 1822 und 1823 zu Marienbad verſtrickt geweſen war, gab ihm die Luſt ein, eine Fortſetzung in Weimar zu verſuchen. Der Gedanke, wie er Goethe vorſchwebte, wurde einmal von ihm ſo ausgedrückt: „Seht, wenn es mir wieder unter Euch wohl werden ſoll dieſen Winter, ſo darf es mir nicht an munterer Geſellſchaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in ſo reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß eine ein für allemal gebetene Geſellſchaft ſich täglich bald in größerer, bald in kleiner Zahl in meinem Hauſe zuſammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzensluſt Gäſte mitbringen, die Zimmer ſollten von ſieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereitet ſein. Man triebe Muſik, ſpielte lachte, läſe vor, ſchwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich ſelbſt erſchiene und verſchwände wieder, wie der Geiſt es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, ſo dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unſerer angeſehenſten Frauen gleichſam als Patronin dieſes geſelligen Vereins aufträte und Niemand würde ſich beſſer dazu eignen, als Frau

von Fritsch. So wäre denn ein ewiger Thee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Capellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden."

Ein ähnlicher Gedanke liegt vielleicht einem Briefe an Froriep vom 27. Januar 1823 zugrunde, wo er den Dienstag als den Tag festsetzte, an dem er „werte Freunde in größeren und kleineren Zirkeln versammelt wünschte". Aber der Gedanke eines regelmäßigen jour — denn die Veranstaltung eines solchen ewigen Thees hätte, ganz abgesehen von den Kosten, sehr bald zu einer Übersättigung der Teilnehmenden geführt — wurde, kaum daß der Anfang zu seiner Verwirklichung gemacht worden war, wieder aufgegeben.

Außer dieser privaten Gastlichkeit gab es auch noch eine offizielle, nämlich die an bestimmten feierlichen Tagen. Neujahrsempfänge kamen bei Goethe gar nicht oder selten vor; so blieben die Geburts- und andere Gedenktage übrig.

Der Feier seines Geburtstages ging er gern aus dem Wege. Er konnte diesen Entschluß unschwer ausführen, weil er zumeist im Spätsommer von Weimar abwesend war. Freilich entging er auch in der Ferne nicht festlichen Veranstaltungen. Aber an solchen extemporierten Feiern, wie 1815 in der Gerbermühle, oder 1818 und 1821 auf dem Schloß Hartenberg des Grafen Auersperg, konnte er sich erfreuen, weil er bei der ersteren die herzlichste Teilnahme wahrer Freunde, bei den letzteren den Ausdruck spontaner Begeisterung naiver Verehrer empfand. Nichts Offizielles und Gemachtes, nichts Künstliches und lange Vorbereitetes, wie es bei Festlichkeiten unvermeidlich war, die im eigenen Heim oder auch nur an der Stätte seines Wirkens stattfanden.

Er stand nur widerwillig im Mittelpunkte solcher Huldigungen, liebte nicht das Tuscheln und Wispern um ihn her, die heimlichen Vorbereitungen, deren Gegenstand er war und an denen er doch nicht teilnehmen durfte, die offiziellen Reden, deren Aufrichtigkeit er vielleicht nicht bezweifeln konnte, zu deren Anhören er aber nicht die erforderliche Geduld, zu deren Erwiderung er nicht den nötigen Humor besaß.

Eine Ausnahme machte er 1820; bezeichnend für ſeine Geſinnung iſt es aber, daß er auch damals das turbulente offizielle Weimar mit ſeinem aufdringlichen Feſtgepränge mied und ſtatt deſſen das friedlichere Jena aufſuchte, und ferner, daß er für ſeine Beteiligung an einer ſolchen Feier eine Entſchuldigung für nötig hielt. Er ſchrieb an den Staatsrat Schultz, einen hohen preußiſchen Beamten, einen der wenigen allgemein gebildeten, wenn auch nicht fachmänniſch unterrichteten Männer, die für ſeine Farbenlehre Intereſſe bekundeten und es offen bezeugten: „Aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menſchen- und ehrenſcheu auszuſehen, habe ich mich entſchloſſen, morgen hier zu bleiben und der Feier meines Geburtstages perſönlich beizuwohnen, was ich ſonſt ſo ſorgfältig vermied. Ihrem Beſuch gebe ich die Schuld dieſer Sinnesänderung; Ihre Teilnahme und die Tätigkeit der jungen Männer hat mich ins Leben wie zurückgeriſſen."

Die Feier ſelbſt wird etwas aphoriſtiſch geſchildert: „Und ſo kam der 28. heran, bei deſſen frühſtem Tagesgruß mir die liebliche Muſik vom Main her wieder in die Ohren ſchallte und die ſämtlichen Freuden dem Gefühl und der Einbildungskraft wieder vorführte, wie ſie Orient und Occident verbunden wohl ſelten einem Freundeszirkel gewähren möchte.

Dem wohlgemeinten Feſte, welches die Univerſität mir zugedacht, konnt ich mich nicht entziehen, und ſo iſt denn dieſer Tag lebhaft genug, mit Angebinde und Gaſtmahl, hingegangen; auch der Nacht gebrach es nicht an Muſik und Fackelſchein. Nun aber iſt das gute Jena und ich mit ihm wieder in ſeinen ſtillen Zuſtand zurückgekehrt."

Merkwürdig iſt es nun, daß, nachdem er ſeine Einwilligung zu der Feier gegeben hatte, ihn ſchon wieder Reue ergriff, ſo daß er ſchrieb: „Daß die freundliche Feier meines Geburtstages, zu der ich etwas übereilt meine Einwilligung gab, glücklich vorübergegangen, freut mich ſehr; denn ich will nur geſtehen, daß in der Zwiſchenzeit die Reue mich einigemal anfiel, weil ſelten etwas Gutes heraus

kömmt, wenn das Öffentliche bewegt wird; so aber hat sich's diesmal recht mäßig und schicklich erwiesen."

Von den Geburtstagsfeiern sind einige zu erwähnen, die, wenn auch ohne Goethes Anwesenheit erfolgt, von den Seinen festlich begangen wurden und auch deswegen wichtig sind, weil sie zu einigen literarischen Produktionen den Anlaß gaben. Da ist der 70. und 80. Geburtstag (1819 und 1829) zu erwähnen, der von 1827, der durch die Anwesenheit des Königs Ludwig von Bayern besonderen Glanz erhielt, — dem dann das große Armbrustschützenfest folgte, sie alle durch Gedichte, Ovationen mancher Art, mit Festmahlen gefeiert, auch mit Erwiderungen des Geehrten, die freilich seiner innern Ergriffenheit nur sehr gemessenen Ausdruck geben. Nur zwei dieser Feste seien kurz berührt: der 7. November 1825 und der 28. August 1831.

Der 7. November 1825 ist die 50. Wiederkehr des Tages, an dem er in Weimar eingezogen war.

Es war ein glänzendes Fest und erschien dem Jubilar und denen, die ihn zum Gegenstand der Feier machten, so bedeutend, daß eine besondere Schrift gedruckt ward, die den Tag und seine Vorgänge schilderte, Gedichte, Reden und Adressen zur Veröffentlichung brachte. Von seiten des großherzoglichen Paares wurde eine goldene Denkmünze geprägt, die auf dem Avers die vereinigten Brustbilder des Großherzogs und der Großherzogin, auf dem Revers aber Goethes von einem Lorbeerkranz umkröntes Brustbild zeigte. Auf dem äußeren Münzrande liest man die würdig einfache Inschrift: „Karl August und Luise Goethen zum 7. November 1825".

Am Morgen des frohen Tages wurde dem Gefeierten ein Ständchen gebracht. Als Goethe das große Festzimmer betrat, wo sich die Gratulanten in kaum übersehbarer Zahl versammelt hatten, scholl ihm Musik entgegen: Die Ilm-Nymphe begrüßte ihn als den ihren. Darauf überreichte Kanzler von Müller die eben erwähnte Denkmünze, Deputationen der Universität Jena, der Landeskollegien von Weimar und Eisenach, des Stadtrats und der

Freimaurerloge brachten Glückwunſch und Jubelgaben dar: die einzelnen Fakultäten ernannten den Helden des Tages zum Ehrendoktor, die Stadt Weimar verlieh dem Sohne und den Enkeln das Bürgerrecht der Reſidenz. Um 10 Uhr kam der Großherzog, ſpäter die übrigen Mitglieder der fürſtlichen Familie zur Gratulation. Darauf folgten Deputationen und Private, die viele ſinnige Geſchenke, einzelne unter ihnen auch literariſcher Art überreichten. Während mittags eine kleinere Geſellſchaft in Goethes Zimmern ſich verſammelte, hatte ſich im Stadthaus eine große Schar von etwa 200 Perſonen zuſammengefunden zu einem glänzenden Feſte, bei dem mannigfache Geſänge angeſtimmt, proſaiſche und poetiſche Reden gehalten wurden. Große Rührung erweckte Auguſts Rede — ob nun von ihm herſtammend, oder vom Vater eingegeben — die in einem Lebehoch auf den Urfreund Knebel ausklang. Am Abend fand eine Feſtvorſtellung im Theater ſtatt, in der Iphigenie vorgeführt wurde, während einiger Akte war Goethe ſelbſt zugegen. Nach dem Theater erfolgte eine glänzende Illumination der Stadt, nachdem das trübe, während des ganzen Tages herrſchende Wetter geſchwunden war; des abends, bis in die ſpäten Nachtſtunden, war eine erleſene Geſellſchaft in Goethes Hauſe vereinigt, an der ſich der Jubelgreis wenigſtens anfangs beteiligte.

Die poetiſchen Beiträge, die bei all den angeführten feſtlichen Veranſtaltungen vorgetragen und geſungen wurden, haben keinen hohen Wert. Gut gemeint, von herzlicher Verehrung für den Meiſter getragen, ſind ſie alle, versgewandt, aber doch von einer allzu blumenreichen Rhetorik erfüllt. Um wenigſtens einige Proben zu geben, ſeien hier wenige Strophen mitgeteilt. In Müllers Gedicht: Auf die goldene Denkmünze, heißt es:

Du ſchlangſt den Schmuck, den ewig lorbeerfriſchen,
Um deines Fürſten ruhmbeſtrahltes Haupt,
Rieſſt Sternen zu, dem Eichkranz ſich zu miſchen,
Der unſerer Fürſtin heiliges Bild umlaubt;
Den Mut des ſpäten Enkels anzufriſchen,
Der unerreichbar Heldengröße glaubt,

Zeigſt du in unvergänglich Erz gegraben,
Was wir verehrt, geliebt, beſeſſen haben.

Aus dem ungeheuer langen, 23 8zeilige Strophen enthaltenden von Riemer herrührenden „Jubelgedichte" ſei wenigſtens eine Strophe hervorgehoben.

Heil dem Prometheus, der zuerſt die Strahlen
Des milden Lichtes ſeinem Volke brachte,
Sie gleich der Veſta Flamme treu bewacht,
Sein Name wird in ew'gen Weltannalen
Als Hochbeglücker edler Menſchheit ſtrahlen;
Mit gleicher Feier bleibt auch der bedacht,
Der hohen, hehren, einzigen Geſtalten
Die früh und ſpat des teuern Pfandes walten.

Peucers „Zweigeſang" enthält u. a. folgende anmutige Strophen:

Das Licht iſt hell erglommen,
Die Luſt iſt neu beſchwingt;
Von nah und fern gekommen
Sind alle gleich verjüngt.
Und Nahe ſowie Ferne
Umkreiſen ihn geſamt:
Glückauf! der Fürſt der Sterne,
Der Geiſter Sonne flammt!

Endlich möge Eckermann gehört werden, der in einem großen Gedichte folgende Strophen braucht:

Glücklich wir drum alle, die wir leben,
Die zu des Geliebten Schwelle gehn,
Und, von Kraft und Jugendglanz umgeben,
Still erfreut ſein leuchtend Auge ſehn;
Die wir ſeinen edlen Worten lauſchen,
Deren Zauber wunderbar beglückt;
Blick mit ihm und Händedrücke tauſchen,
Lebend ſo vom Lebenden erquickt.
Ja vom Lebenden, des ſeltne Tugend
Herrlich ſich zum Glück der Welt erweiſt;

Vom Lebendigen, deſſen Kraft und Jugend
Noch ein langes Bleiben uns verheißt.
Ja wir traun den waltenden Dämonen
Die ihn ſchützen uns zum höchſten Glück;
Gab ein Gott ihn uns von höheren Thronen,
Ruf' ein Gott ihn ſpät von uns zurück.

Die letzte Geburtstagsfeier fand am 28. Auguſt 1831 in Ilmenau ſtatt. Es war zugleich die letzte Reiſe, die der Alte unternahm, die einzige, die er in Geſellſchaft ſeiner beiden Enkel angetreten hatte. Dem Berichte eines Zeitgenoſſen ſei die nachfolgende Schilderung entnommen: „Am 28. Auguſt früh 5 Uhr wurde im Gaſthof zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hieſigen Stadtmuſikus Merten mit einem Muſikkorps auf Blasinſtrumenten der Choral „Nun danket alle Gott" angeſtimmt zu ſeiner großen Freude und Überraſchung. Nachdem noch einige Muſikſtücke vorgetragen waren, überreichten hieſige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt, mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geheimen Rat von Fritſch die hieſigen Geiſtlichen und Beamten zur gemeinſchaftlichen Feier. Auf Goethes Geſicht malte ſich die größte Heiterkeit, und die froheſte Laune hatte ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forſthauſe gegenüberliegende alte Schlößchen und er erinnerte ſich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging alſo zu Fuß hinüber, um ihn zu beſuchen, bei welcher Gelegenheit er ſich mit großer Lebhaftigkeit der früheſten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie ſie ſich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geheimen Rat von Fritſch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felſengruppe des Körnbaches zu ſehen. Eigenhändig ſchrieb er ſeinen Namen in das in der Porzellanmaſſenmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitſcharenmuſik die ganze Kammerberger Bergknappſchaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmuſik

vor dem Gasthof zum Löwen bringen, wobei die Bergknappen auch ‚den Bergmann und den Bauern' dramatisch aufführten."

Sie hat etwas Rührendes an sich, diese letzte Feier. Es ist, als wenn der Alte, nachdem die Zeugen seines Glückes, seines Weimarer Glanzes alle dahingegangen waren, von Herder an, dem ersten, der die Erde verließ, bis auf die Großherzogin Luise, die letzte und die am meisten verehrte, an jenem Orte, der so viel Jubel gesehen, keinen Glückwunsch empfangen, keinen Freudenlaut mehr vernehmen wollte. Daher zieht er sich aus der Residenz und ihrem offiziellen Trubel in das Bergstädtchen zurück, das ihm die erquicklichsten Momente ins Gedächtnis rief: die Hoffnungen der grünenden Jugend, das innige Zusammenleben mit einem Fürsten, wie es nur selten ein ähnliches gegeben hat. Die Natur, die es ihm so oft angetan hatte, im Leid ihn getröstet, die Freude ihm verdoppelt, umfängt ihn noch einmal mit allem ihrem lieblichen Zauber Und daß die Gedanken, die trübe in die Vergangenheit schweifen, ihn nicht überwältigen, daß die Natur dem halberloschenen Blicke sich nicht allein darbiete, tritt das blitzende Auge und das fröhliche Geplauder zweier geliebter Enkel hinzu: so gewährt ihm die Gegenwart doppelten Reiz, die Vergangenheit mit ihrem Schmerz verknüpft sich mit der lachenden Hoffnung der Jugend.

II.

Haus und Dienerschaft.

Goethe muß ein großes Haus geführt haben. Er spricht 1812 von einer aus neun Mitgliedern bestehenden Familie. Es muß daher außer dem Vater, Mutter und Kind, Fräulein Ulrich, der Begleiterin Christianens, ein Dienstpersonal von fünf Personen existiert haben. In diese Zahl sind freilich auch die Schreiber einzurechnen, die lange Jahre in Goethes Haus wohnten. Von diesen, deren Namen ebenso wie ihre Schriftzüge wohl bekannt sind, soll freilich im einzelnen nicht die Rede sein; sie alle: Geist, Stadelmann und wie sie auch heißen mögen, sind völlig inferiore Naturen, die sich aus ihrer ermüdenden Beschäftigung zu nichts Höherem zu erheben vermochten und die auch aus ihrer stummen Devotion nur selten hervortraten. Freilich übernahmen solche Schreiberdienste auch Menschen von Bedeutung. Außer dem Sohne, der ziemlich oft für den Vater schrieb, waren Karoline Ulrich und Riemer, später auch Eckermann als Schreiber tätig, wenn gerade kein anderer zur Hand war; Riemer hat trotz seiner Gelehrsamkeit jahrelang für den Meister die Feder geführt.

Nicht so hoch wie Riemer, aber auch ein studierter Mann, ist Karl Ernst John, ein Studiengenosse Augusts, zu bewerten, mit dem freilich der Patron ziemlich üble Erfahrungen machte. John mußte aus Goethes Diensten scheiden, ging aber nicht, wie so viele ähnliche Existenzen, zugrunde, sondern brachte es, dank seiner Gewandtheit und Gesinnungslosigkeit, zu angesehener Stellung und zu hohen Ehren. Denn derselbe Mensch, der in seinen jungen Jahren wegen einer revolutionären oder zum mindesten sehr freisinnigen Schrift verdächtigt wurde, brachte es dahin, eine Säule des Staates zu werden. Er erlangte die Stellung eines preußischen Zensors mit dem Titel eines Geheimen Hofrats und wurde der wütendste Verfolger der jungen Leute, die auch ihren kurzen Freiheitsfrühling geträumt hatten. Die üblen Erfahrungen, die Goethe mit ihm gemacht hatte und die jenem den Gedanken nahe legten,

überhaupt nun niemanden mehr ins Haus zu nehmen und sich mit gelegentlicher Aushilfe der Naheſtehenden zu begnügen, veranlaßten ihn zu folgender Charakteriſtik: „Dieſe Menſchen, wie es ihnen wohlgeht, wollen ſich und nicht der Herrſchaft leben und ſo iſt es beſſer, man ſcheidet. Wenn Du zu Johns übrigen Untugenden noch eine ſchwere Krankheit denkſt, der man alles verzeihen muß; ſo ſtellſt Du Dir vor, was ich gelitten habe. Er iſt prätentiös, ſpeiſewähleriſch, genäſchig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John ſchreibt nur reinlich und gut, weiter leiſtet er auch nichts und das kann man wohlfeiler haben."

Trotzdem war Goethe gütig genug, den jungen Mann, der bei dem Hauptmann Verlohren in Dresden freundlich aufgenommen wurde, dieſem in einer den wirklichen Tatbeſtand freundlich verſchleiernden Weiſe zu empfehlen. „Ich dagegen kann mit Wahrheit ſagen: daß ich ihn ungern vermißt. Seine ſchöne Kenntnis der lateiniſchen Sprache, ſo wie einiger neueren, ſeine ſchon früh geprüfte Gewandtheit in den Rechtswiſſenſchaften, ferner ſeine leichte Faſſungskraft und ſchöne Handſchrift, eine angenehme Unterhaltung, eine Gabe, ſich fremden Perſonen vorteilhaft darzuſtellen, nicht weniger Aufträge perſönlich geſchickt auszurichten, machten ihn zu einem ſehr erwünſchten Geſellſchafter. Ja, ich würde vielleicht noch jetzt mit ihm einen abermaligen Verſuch wagen, hätten ſich nicht ſeit vorigem Sommer in dem Perſonal meiner Familienumgebung, ſo wie in dem ganzen bürgerlichen Zuſtand, entſcheidende Veränderungen zugetragen, die es mir unmöglich machen, einem ſolchen Wohlwollen Raum zu geben.

Können Ew. Hochwohlgeboren dies gegenwärtige Schreiben zu, ſeiner Empfehlung irgendwo benutzen, ſo ſoll es mir um ſeinetwillen beſonders auch ſeiner würdigen Eltern willen, ſehr angenehm ſein. Dieſe ſtehen hier in dem beſten Anſehen und mit meinem Haus in freundſchaftlichem Verhältnis."

Auch ſpäter freute er ſich, der vollſten Grund zur Unzufriedenheit gehabt hätte, daß jenem eine beſſere Zukunft in Ausſicht ſtand.

Zeugnis dafür sind folgende, an einen Gönner Johns gerichteten Worte (1817): „Es muß mir nichts willkommener sein, als wenn diejenigen, welche bestellt sind, gegen das Gesetzlose zu wirken, nach Einsicht und Gewissen, von gleicher Hoffnung geleitet, zu mildem Entschlusse sich bewogen fühlen. Konnten die redlichen Aufklärungen, die ich in der Sache zu geben im Stande war, etwas dazu beitragen, daß bei den hohen und höchsten Behörden jener Glaube gestärkt und einem wirklich fähigen und brauchbaren Menschen Zeit und Raum gelassen wurde, seine Verirrungen einzusehen, zu vermeiden und in reine Thätigkeit aufzulösen, so muß ich mich nothwendig darüber höchlich freuen, mit dem Wunsche, daß dieser humane Versuch gelingen und zu ähnlichen in der Folge Überzeugung und Muth geben möge."

Zu seiner persönlichen Bedienung hatte Goethe beständig männliche Diener. Sie waren zunächst zurückgeblieben als ein Überbleibsel aus der langen Junggesellenzeit. Ein Diener war schon dem noch Jugendlichen und keineswegs an sonderliche Bequemlichkeiten Gewöhnten nötig, wenigstens wünschenswert für die vielen Botengänge, die beim gänzlichen Fehlen oder dem langsamen Funktionieren einer Stadtpost erforderlich waren, für die groben Arbeiten in dem weitläufigen Hause, zu mannigfachen Handreichungen auf den vielen, oft lange andauernden Reisen. Eine Aufzählung oder gar Charakteristik aller dieser untergeordneten Personen ist durchaus nicht die Absicht dieses Buches.

Nur ein paar charakteristische Züge, die uns den Einblick in die kleinen Menschlichkeiten dieses herrlichen Lebens gestatten und die außer der bisweilen, dann aber auch rücksichtslos geübten Strenge, die Milde und Güte, das äußerst humane Verhalten des Hausherrn erkennen lassen, seien hier hervorgehoben. Dabei muß freilich eine ähnliche Reservation gebraucht werden, wie sie auch in dem Abschnitt über Theater anzuwenden ist. Es könnte nämlich scheinen, als wenn unser Dichter ein großer Haustyrann, in seinen Ansprüchen und Forderungen gegen das Dienstpersonal ungemein herb gewesen wäre, oder als wenn das weimarische Tuskulum stets von Lärm-

ſzenen widergehallt hätte. Davon iſt glücklicherweiſe nicht die Rede, vielmehr muß man bedenken, daß bei friedlichen, geordneten häuslichen Zuſtänden, wenn es ſich nicht etwa um Jubiläen verdienter Veteranen oder um Dienſtboten handelt, die mit der Herrſchaft groß geworden ſind, der Hausherr im allgemeinen keinerlei Veranlaſſung hat, der dienenden Geiſter zu gedenken, daß er vielmehr gerade in vertrauten Briefen oder amtlichen Aktenſtücken eben nur dann über ſie das Wort ergreift, wenn ein Anlaß zur Klage vorhanden iſt.

Wie er im Hauſe ſtrenge Ordnung einzuhalten ſuchte, ſo wich er auch auf der Reiſe von ſolchen Gewohnheiten nicht ab. Darüber berichtet der Gefährte Boiſſerées, Bertram, folgendes: „Jeden Abend ließ Goethe ſeinen Bedienten zu ſich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tags, die größten wie die kleinſten, und für den folgenden Tag den vorläufigen Etat im Ausgabebuch feſtzuſtellen.“ Als Bertram über dieſe haushälteriſche, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters ſeine Verwunderung äußerte, ſagte Goethe: „Wenn die Proſa abgetan iſt, kann die Poeſie um ſo luſtiger gedeihen. Man muß ſich das Unangenehme vom Halſe ſchaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt nur um ſo beſſer.“

Stadelmann war eine lange Reihe von Jahren in Goethes Dienſt geweſen und hatte ſich im Ganzen treu bewährt. Freilich fehlte es auch da nicht an gewiſſen turbulenten Szenen. So drohte er ihm, als kein Abwiſchtuch da war, um den Staub von den Mappen zu entfernen: „Ich erinnere Dich zum letzten Mal, denn gehſt Du nicht noch heute die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt und Du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte.“ 1824 mußte St. fortgeſchickt werden, und es wurde ziemlich peremptoriſch gegen ihn vorgegangen, wie aus folgendem Briefe an den Bibliothekar Weller (6. Auguſt 1824) hervorgeht: „Es hat der vor kurzem aus meinen Dienſten getretene Stadelmann ſeit mehreren Jahren meine Reiſerechnungen geführt; die

zwei zuſammengehefteten Jahre jedoch von 1822 und 1823, ohngeachtet wiederholter Erinnerung, nicht abgeliefert. Da mir aber dieſe Rechnungen wegen der darin notierten Preiſe und ſonſt zu einer Reiſe in die böhmiſchen Bäder ganz unentbehrlich ſind und ich derſelben aufs ſchleunigſte bedarf, ſo wird hiermit Herr Dr. Weller um die Gefälligkeit erſucht, von gedachtem Stadelmann die Rechnungen definitiv abzufordern und wenn derſelbe, unter irgend einem Vorwand, die Herausgabe abzulehnen oder zu verſpäten gedächte, ihm zu erklären: daß man ſolche gerichtlich zu erlangen wiſſen werde."

Mit einem andern Diener Gensler gab es gleichfalls ſtarke Differenzen. Auch in dieſem Falle iſt die Darſtellung, die der Herr und Meiſter ſelbſt gibt, ſo leſenswert, daß man nichts anderes zu erzählen braucht. An die fürſtliche Polizeikommiſſion in Jena nämlich richtete Goethe folgendes bemerkenswerte Schreiben:

„Mein Bedienter N. N. Gensler, welcher ſchon eine Zeitlang bei mir ſteht, auch noch auf eine Zeit gemietet iſt, hat zwar ſeine Schuldigkeit gegen mich zu meiner leidlichen Zufriedenheit beobachtet; dagegen aber von der erſten Zeit her ſich gegen meine Familie und Hausgenoſſen äußerſt rauh, ſtörriſch, grob und auffahrend, ſogar in meiner Gegenwart, betragen. Die ihm deshalb zugegangenen bedrohlichen Verweiſe haben nur augenblickliche Wirkungen hervorgebracht, im Ganzen aber nichts gefruchtet; weshalb ich manche Verdrießlichkeit erlitten und nur durch Gewohnheit und Hoffnung bewogen werden können, ihn beizubehalten.

Nun hat ſich aber ſeine unbändige Gemütsart auf meiner Reiſe nach Karlsbad ganz grenzenlos bewieſen, indem er nicht allein meinen Reiſegefährten ſchnöde begegnet, wovon Herr Major von Hendrich das Nähere zu den Akten geben wird, ſondern auch auf der Rückreiſe ſeine Bosheit und Tücke an dem Kutſcher auf allerlei Weiſe ausgelaſſen, daß es zuletzt auf dem Bock zwiſchen beiden zu einem heftigen Wortwechſel und, ohnerachtet aller herrſchaftlichen Inhibition, endlich zu Schlägen kam; wobei, ſo viel mir bekannt

ist, gedachter Gensler ausschlug, und ungeachtet aller Verweise und Bedrohungen sein gewöhnliches Betragen bis Jena auf eine dem Wahnsinn sich nähernde Weise fortsetzte.

Da ich mich nun in dem Fall sah, durch Zorn und Ärger die ganze Wirkung meiner vollbrachten Badekur zu verlieren, auch auf dem Punkt stand, zu einer unschicklichen und sträflichen Selbsthilfe genötigt zu werden, so blieb mir nichts übrig, als diesen Burschen bei meiner Ankunft in Jena in militärische Haft bringen zu lassen, den ich nach diesem Vorgang nicht mehr in meinen Diensten behalten kann.

Da jedoch bei Auseinandersetzung mit demselbigen noch manche ärgerliche Auftritte zu erwarten sind, so habe fürstliche Polizei-Kommission ergebenst ersuchen wollen, in diese Sache Einsicht zu nehmen und Jemanden abzuordnen, der die mehrgedachtem Gensler gehörigen Sachen und was ihm sonst zustehen möchte, in Empfang nähme; wobei ich jedoch voraussetze, daß eine Herrschaft nicht gehalten sein könne, ein so untaugliches und gefährliches Subjekt für eine allenfalls noch übrige Dienstzeit zu entschädigen.

Schließlich muß ich ergebenst bitten, gedachten Gensler bis zu völliger Beendigung der Sache in Verwahrung zu behalten, damit sowohl ich als die Meinigen vor seinem, besonders in dieser letzten Zeit manchmal an Raserei grenzenden Betragen gesichert sein können."

Handelte es sich in den bisher angeführten Beispielen um energisches Auftreten gegen widerspenstige Dienstleute, so ist in dem folgenden die familiäre Umgangsweise, die zarte Rücksicht und die liebevolle Sorgfalt Goethes für Personen, die in seinem Dienst gestanden, zu bemerken. Er war milde und übersah gern kleine Fehler. Dienern, die im ganzen treulich ihre Pflicht verrichteten, rechnete er es nicht als Kapitalverbrechen an, wenn sie einmal etwas über den Durst taten. Als er in Dornburg war (1828) und sein Bedienter Friedrich in Gesellschaft des Hofgärtners Sckell bei einer Besorgungstour in Dorndorf dem Weine so stark zugesprochen hatte, daß er alsbald nach seiner Rückkehr das Bett aufsuchen

mußte, rief zwar Goethe nach ihm, damit er das Nachtlicht anzünde und ihn entkleide, beruhigte ſich aber bald und begnügte ſich damit, den morgens mit ſchlotternden Knien bei dem Herrn erſcheinenden Diener gutmütig anzureden, ohne den Verſuch einer Strafpredigt zu machen: „Du haſt ja Deine Strafe wohl ſchon bekommen" und zu fragen, indem er auf den Schädel wies: „Wie ſieht es denn heute bei dem aus?"

Die Sorge für ſeine ehemaligen Diener war eine vielumfaſſende. Der getreue und außerordentlich fähige, auch recht gebildete Seidel, der Gefährte der Weimarer Frühzeit, deſſen Urteil gelegentlich einzuholen der Dichter nicht verſchmähte, brachte es durch die Vermittlung des früheren Herrn zu einer anſehnlichen Stelle und einem nicht unbedeutenden Wirkungskreiſe. Auch ein zweiter Diener Georg Paul Götze, der 15 Jahre lang in Goethes Dienſten geſtanden hatte, wurde von ihm gefördert. Im Jahre 1794 wurde er an den Herzog durch folgendes Schreiben empfohlen: „Er hat das Glück, Ew. Durchl. nicht unbekannt zu ſein, beſitzt Geſundheit, Fähigkeit ſinnliche Gegenſtände gut zu beurteilen und zweckmäßige Tätigkeit. Im Schreiben und Rechnen iſt er nicht ungeübt, im Zeichnen vorzüglich geſchickt, mit dem Berg- und Waſſerbau, auch ſonſtigem Bauweſen im allgemeinen bekannt; ſo wie mir ſeine Treue bisher in allen Fällen erprobt geweſen.

Wollten Ew. Durchl. die Gnade haben, ihn in Ihro Dienſten, etwa unter dem Charakter eines Kondukteurs, anzuſtellen und ihm eine kleine Beſoldung zu gönnen, (indem ich ihm die Vorteile, die er von mir genießt, gerne noch eine Zeitlang gönnen würde) ſo könnte man ihn bei häufig vorkommenden Fällen ſogleich gebrauchen und ihn in kurzen zu einem nützlichen Diener völlig ausbilden.

Er könnte bei dem Waſſer-, Berg- und Schloßbau, den Kommiſſionen und auch dem Ltnant Vent bei denen mannigfaltigen Aufträgen, welche Ew. Durchl. ihm unmittelbar zu erteilen geruhen, an Handen gehen, und ich würde der Zufriedenheit genießen, Ew. Durchl. Dienſt einen nützlichen, treuen Subalternen ausgebildet zu

haben und selbst durch ihn lebhafter und sicherer nach Ew. Durchl. Befehlen wirken zu können."

Im Jahre 1812 mußte ein Diener Eisfeld, der sechs Jahre bei Goethe tätig gewesen war, einer ansteckenden Krankheit wegen entlassen werden. Trotzdem kam es nicht zu einem brüsken Abschiede, sondern Goethe verwendete sich bei der Polizei dafür, daß der ehemalige Diener, der 4 Taler monatlichen Lohn erhalten hatte, sich weiter in Weimar aufhalten dürfe, gab an, daß er „wegen notwendiger häuslicher Veränderungen ihm seine Entlassung erteilt habe, daß er ihm aber ein gutes Zeugnis nicht versagen könne".

Auch für einen anderen Diener, der in seinen Diensten krank geworden und deswegen entlassen worden war, wußte er in echt menschlicher Weise einzutreten. Im Jahre 1817 richtete er an den Kammerherrn und Landrat von Erffa folgende merkwürdige Bitte:

„Es ist ein junger Mensch, Namens Ferdinand Schreiber, aus Weyda gebürtig, der vergangene Ostern sich mir zum Dienst anbot, in welchen ich ihn denn auch wegen seiner leidlichen Gestalt und guten Betragens aufnahm. Er zeigte sich sehr willig, geschickt und tätig und bildete sich sehr bald zu allem, was bei der Aufwartung, überhaupt, besonders aber zum nähern Dienste meiner Person nötig war. Wie er sich denn auch in dem Bade zu Tennstedt, wohin er mich begleitete, dergestalt erwies, daß ich mir keinen besseren Bedienten hätte wünschen mögen.

Unglücklicherweise ließ er sich bei seiner Rückkehr verführen, ein schlechtes Haus zu betreten, wo er von einem Übel ergriffen wurde, das, früher offenbart und besser behandelt, vielleicht als Kleinigkeit vorübergegangen wäre. Da nun aber mehrere Wochen zu seiner Wiederherstellung nötig waren, wie er denn, nach ärztlichen Zeugnissen, nunmehr völlig geheilt ist, so kann ich ihn doch in so manchem Betracht nicht sogleich wieder in meinem Dienste anstellen und um meine Person gebrauchen. Er ist jedoch ein sehr gutartiger Mensch und ich nehme mir die Freiheit, ihn deshalb an Ew. Hochwohlgeb. zu senden. Er hat gute Anlagen zum

Schreiben und Rechnen, ist in allen Arten von Tätigkeiten gewandt.

Ew. Hochwohlgeb. haben so einen weiten Wirkungskreis und sind in dem Falle, manche Menschen dieser Art anzustellen und zu beschäftigen, so daß ich diesen wohl zu einiger gefälligen Aufmerksamkeit empfehlen darf, da er dem Neustädter Kreis als Landeskind angehört und außer jenem Fehltritt sich nicht das Geringste hat zu Schulden kommen lassen. Wäre es auch nur, daß ihm für den Augenblick von Ihrer Gunst einige Beschäftigung gegönnt würde, so zweifle ich nicht, daß er für die Folge sich selbst zu empfehlen imstande wäre."

Als letzter in dieser Galerie der Hausgenossen mag ein Kutscher auftreten. Freilich kann nur eine kleine Anekdote über ihn berichtet werden, aber sie ist charakteristisch, weil sie zeigt, daß wie die Kassenboten großer Bankhäuser auch die Kutscher sich mit ihrem Auftraggeber identifizieren und weil sie das trauliche Verhältnis zwischen Untergebenen und Übergeordneten andeutet.

Sein letzter Kutscher Barth, so berichtet Fritz Frommann, hielt an, wenn er unter den geschlagenen Steinen auf der Landstraße etwas Auffälliges bemerkte, wendete sich zurück und sagte: „Herr Geheemerat, ich gloobe, das is was für uns."

Die Vertreterinnen holder Weiblichkeit, insbesondere die Köchinnen, mögen verzeihen, daß sie hinter den männlichen Kollegen einherschreiten. Der Grund für diesen scheinbaren Mangel an Galanterie liegt darin, daß der Hausherr mit seinen Dienern weit mehr zu tun hatte, als mit den Küchenfeen, da diese der Botmäßigkeit der Hausfrau unterstanden. Nur in außergewöhnlichen Fällen wurde der Hausherr selbst bemüht, wie er ja auch — das mußte schon oben S. 190 berührt werden — in Rücksicht auf Ottiliens vollkommene Unfähigkeit zu Hausgeschäften eine völlige Palastrevolution durchsetzen und an Stelle des weiblichen das männliche Element einrücken lassen mußte.

Nicht immer herrschte zwischen Christiane, der Prinzipalin, und dem Personal volle Übereinstimmung, manchmal gab's sogar Krieg.

Er ist erklärlich dadurch, daß eben die Hausfreundin, von deren irregulärem Verhältnis die Dienstboten selbstverständlich unterrichtet waren, sich nicht den rechten Respekt zu verschaffen wußte, da sie, nach Art solcher Personen, den passenden Ton zu den Untergeordneten nicht zu finden verstand, sich bald mit ihnen zu gemein machte, bald die Tyrannin herauskehrte. In einem Falle besonders großer Not kam es vor, daß Goethe sich von Frau von Stein einen Diener ausborgte, zum Präsentieren von Schokolade an einem gelehrten Vormittag, da sein Personal so ungeschult sei.

1807 mußte Goethe, solange Christiane in Frankfurt war, allein haushalten. Diesem Umstande verdankt man eine Schilderung der ökonomischen Zustände, die höchst originell ist. Sie lautet folgendermaßen: „Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Ware ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, so daß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am grünen Donnerstag haben wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feiern. August hatte selbst Eier rot und hart gesotten. Da die Fastenbretzeln alle sind, so bäckt die Köchin allerlei Torten und Kuchen, die ihr nicht übel geraten. Ein Truthahn ist abgeschlachtet und andere gute Dinge sind im Vorrat.

Mit dem Keller geht es sehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu betrachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und so wirst Du die Tabellen mit dem Vorrat übereinstimmend finden."

Nach dem Tode der Frau, die im ganzen eine vortreffliche Haushälterin gewesen zu sein scheint und die, wenn sie vielleicht auch nicht alles nach Goethes etwas pedantischer Art erledigte, ihm doch im ganzen die Sorge für den Haushalt abnahm, mußte er sich trotz Augusts Geschäftigkeit um manches einzelne bekümmern. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dafür ist folgendes Billett, das vielleicht an Frau Schopenhauer, jedenfalls an eine dem Hause nahestehende Dame gerichtet war. „Gleich heute früh hab ich mit meinem Sohn über die häusliche Angelegenheit gesprochen. Er ist mit mir ein-

ſtimmig, dem guten und hübſchen Kinde Glück zu wünſchen, daß ſie eine ſo vorteilhafte, in jedem Sinne günſtige Anſtellung gefunden hat. Sobald eine ſchon im Schwung ſeiende Wäſche wieder in den Schränken iſt, ſoll ſie aufwarten, welches wahrſcheinlich nächſten Montag geſchehen kann."

Vom Krieg iſt Folgendes zu melden: Beſonders ſchlimm trieb es die ehrſame Jungfrau Charlotte Hoyer, die nicht ihrer Tugenden, ſondern ihrer Untugenden wegen eine gewiſſe Unſterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war ſie im Goetheſchen Hauſe geweſen, dann mußte ſie entlaſſen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal anſprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hauſe gedient. Für eine Köchin kann ſie gelten, und iſt zu Zeiten folgſam, höflich, ſogar einſchmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat ſie ſich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; ſie zeigt ſich widerſpenſtig, zudringlich, grob, und ſucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weiſe zu ermüden. Unruhig und tückiſch, verhetzt ſie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn ſie nicht mit ihr halten, das Leben ſauer. Außer andern verwandten Untugenden hat ſie noch die, daß ſie an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiverordnung, hiermit ohne Rückſicht bezeugen wollen."

Dieſes Zeugnis überſandte der Ausſteller dem Polizeikollegium und vergaß nicht dabei zu melden, daß die Köchin das Blatt, worauf das Zeugnis der vorigen Herrſchaft geſtanden, zerriſſen und die Fetzen im Hauſe herumgeſtreut habe. Bei der Gelegenheit charakteriſierte er das Mädchen „als eine der boshafteſten und incorrigibelſten Perſonen, die mir je vorgekommen".

Über eine andere ungewöhnlich impertinente Köchin gibt es ein merkwürdiges Aktenſtück, das ſchon ſeines ehrwürdigen Kurialſtils wegen, aber auch als kulturhiſtoriſches Dokument hier eine Stelle finden ſoll. „Fürſtliche Generalpolizeidirektion erwirbt ſich um ſämt-

liche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen, das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobei sie, besonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich soeben genötigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag:

Johanna Höpfnerin von Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bei mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Tätigkeit zufrieden sein, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem sich einer zeigte, weshalb sie aus dem Dienste entlassen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, und wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspizien fürstlicher Generalpolizeidirektion geschehen könnte, und zwar dergestalt, daß ich gedachte Köchin bis Ostern mietete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürstliche Generalpolizeidirektion diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürstlicher Generalpolizeidirektion für meine Person auf das Lebhafteste abzustatten."

Gegenüber solchen Exempeln energischen Vorgehens gegen Küchendragoner lassen sich auch einzelne Fälle registrieren, in denen der Hausherr seine ofterprobte Menschenfreundlichkeit bewährte. Lassen sich auch aus dem vorhandenen Material nur zwei Beispiele anführen, so genügen sie zum Beweise, daß die von ihm ausgesprochene Mahnung, hülfreich und gut zu sein, von ihm selbst am besten befolgt wurde.

Einer Köchin Marie Schleicherin wurde auf Wunsch eines Weimaraner Bürgers, der sie in Dienst zu nehmen beabsichtigte, das

Zeugnis ausgestellt, daß sie die Geschäfte zur Zufriedenheit geführt habe, „und ich wüßte ihr nichts als Gutes nachzusagen". (Februar 1820.)

Auch ein zweites Beispiel ist charakteristisch. Goethe schrieb (1814): „Es dient nämlich bei mir eine Köchin, welche übel verheiratet ist, und von ihrem Manne, einem Bäckergesellen, der sich bald auswärts, bald hier aufhält, auf allerlei Weise molestiert, besonders aber von Zeit zu Zeit nicht auf die höflichste Weise um Geld angegangen wird. Dieses Ehepaar ist auch schon der Scheidung wegen vor Herzoglichem Consistorio gewesen; was entgegensteht, daß die Trennung der Ehe nicht erfolgt, ist mir nicht ganz klar, gegenwärtig aber geht mein Wunsch und meine Bitte dahin, daß Ew. Hochwohlgeb. insofern die Sache tunlich, sowohl um dieser Person, als um meiner häuslichen Ruhe willen, die Scheidung gütig und gesetzlich befördern mögen. Denn leider wirken solche Händel auf den Dienst zurück, und man weiß oft gar nicht, warum unversehens eine solche Person aus dem gewohnten Gleise tritt, und sich ungeberdig stellt, wenn man eine ganze Weile mit ihr zufrieden zu sein Ursache hat."

Wie innerhalb des Hauses, so ließ auch außerhalb der vier Mauern Ruhe und Friede, nach denen sich der Arbeitsame sehnte, oft zu wünschen übrig. Auch darüber gibt es merkwürdige Klagen, sowie Berichte über die Abstellungsversuche gegen solche Störungen. Im März 1810 hatte Goethe klüglich durchgesetzt, daß in der ihm benachbarten Hauffschen Gastwirtschaft das Kegeln verboten wurde; im August 1811 gab ein anderes Vorkommnis wieder Anlaß zur Klage. Goethe war früher als gewöhnlich von Jena zurückgekommen, um sich seines „stillen und heimlichen Gartens zu erfreuen". Wiederum aber mußte er sich an die hohe Behörde mit folgender beweglichen Vorstellung wenden: „Aber unglücklicherweise habe ich schon wieder eine Kegelei zu denunzieren, welche an derselben Stelle errichtet worden. Es scheint zwar nur ein Schub zu sein, wie man solche auf Tischen veranstaltet, aber der Lärm ist,

wo nicht ſo ſtark, doch eben ſo widrig, und dann hat dieſe Art noch das Übel, daß, wenn keine Gäſte da ſind, ſich wahrſcheinlich die Kinder und Knaben aus der Nachbarſchaft damit ergetzen; denn es iſt den ganzen Tag über wenig Ruhe.

Ich bin ohnehin hier außen in der Vorſtadt zwiſchen manche Handwerker eingeklemmt, zwiſchen Grob- und Nagelſchmiede, Tiſchler und Zimmerleute, und ſodann iſt mir ein Leinweber der unangenehmſte Wandnachbar. Doch macht man ſich über ſolche notwendige Dinge noch Raiſon, indem man zugeben muß, daß ein Gewerbe nicht geräuſchlos ſein könne. Wenn aber an Feierabenden und an Sonn- und Feſttagen der Müßiggang mehr Getöſe macht, als die ſämtlichen tätigen Leute zuſammen in ihren Arbeitsſtunden, ſo wird man um ſo ungeduldiger, als den Liebhabern ſolcher nutzloſen Übungen außer der Stadt die herrlichſten Bahnen reichlich eröffnet ſind."

Als der Beſitzer des Nebengrundſtücks Fenſter in den Garten des Dichters bauen wollte, wandte ſich dieſer an das Stadtgericht mit folgender beweglicher Klage: „Da ich nun hieraus manche Unannehmlichkeit und Verdruß zu befürchten habe, und keineswegs zu leiden verbunden noch geſonnen bin, daß meine natürliche Freiheit von dergleichen läſtigen und in mein Garteneigentum gehenden Fenſtern willkürlich beeinträchtigt werde; ſo erſuche hierdurch Hochlöbliches Stadtgericht, gedachten Bau zu ſiſtieren und denen Unternehmern deutlichen Grund- und Aufriß anzubefehlen, woraus ihre Abſichten und Wünſche unfehlbar zu erkennen ſeien, damit man das Rechtliche ohne weiteres zugeſtehen, das Widerrechtliche aber ebenmäßig ablehnen könne." Darauf erfolgte eine dem Petenten günſtige Verfügung. Dieſe wurde indeſſen nicht richtig ausgeführt: ſtatt der zugeſtandenen Lichtlöcher wurden doch Fenſter eingeſetzt, ſo daß Goethe aufs neue ſich an die Baudirektion wendete mit dem Erſuchen, ſie möge bewirken „daß Bauherr und Zimmermeiſter ſtreng angehalten werden, ihrem Verſprechen pünktlichſt nachzukommen."

Wie ſein Haus, ſo ſuchte der Dichter auch deſſen Umgebung zu ſchützen. Die ſächſiſche Landesdirektion hatte im Weimariſchen

Wochenblatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht. An dies Edikt anknüpfend, wandte sich Goethe an die genannte Behörde mit folgender Beschwerde: „In der Ackerwand steht eine Reihe Kastanienbäume; sobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen, werfen die Knaben mit Steinen darnach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu bekümmern.

Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße, sondern auch in den Gärten belästigt; nach Obstbäumen, die an der Mauer her stehen, werfen unbändige Knaben, bei noch völlig unreifen Früchten, Steine ja Knittel, und der Besitzer, in Gefahr auf eignem Grund und Boden verletzt zu werden, sieht sich in der Hoffnung getäuscht, seine Früchte zu genießen.

Ja, was ganz seltsam scheinen muß, dasselbe geschieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen, auf denen nicht etwa ein Nest oder sonst etwas zu bemerken ist, welches Aufmerksamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Lenger, dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiesen habe, bezeugen kann."

Dieses Schreiben ließ der Bittsteller einige Zeit liegen, und fügte dann (15. August 1817) folgendes hinzu: „Wobei ich zugleich bewähren kann, daß es eine öffentliche Sache sei: denn indem ich, aus meiner Gartentüre heraustretend, dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies, stimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menschen in meine Rede mit ein, versichernd: daß sie auf diesem so gangbaren und unvermeidlichen Wege durch solchen beschwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden öfters in Gefahr gerieten."

Sollte es nötig sein, diesen Ausführungen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperästheten und empfindsame Frauen lieben es — früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realistischen Zeiten — sich den Dichter in den Wolken thronend, in olympischer Ruhe verharrend zu denken; sie riefen wohl klagend aus, man trübe ihnen das Bild eines Dichters, wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt entrückten Götterſohn dar-

ſtellte. Wir, die Kinder der neuen Zeit, halten ſelbſt bei dem Größten den Erdenreſt nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend, wenn auch der Größte als Irdiſcher unter ſeinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verdunkelt, ſondern durch eine neue Glorie umſtrahlt, wenn wir ihn auch in dieſen Beziehungen als einen Vollmenſchen erkennen. Nicht etwa als einen ſolchen, der faſt die Beſinnung verliert, wenn die Köchin die Suppe verſalzt oder ein paar Töpfe zerſchlägt, der ſich ſchier die Haare ausrauft, wenn ſeine häusliche Bequemlichkeit die geringſte Störung erleidet oder der fürchtet, der Erdball müſſe verſinken, wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menſchen, der böſe werden konnte, wie andere Erdenkinder, ſich beklagte, ſobald er meinte, es werde ihm ein Unrecht zugefügt, oder der wetterte, wenn er erkannte, daß die Untergebenen ihre Pflicht verſäumten. Hinwiederum als einen ſolchen, der ſeine Tage ſelbſt eifrig nutzend, Anerkennung zollte für treue Arbeitsleiſtung und jahrelange Anhänglichkeit, Duldſamkeit übte dem guten Willen gegenüber, mochten auch die Erfolge den Anſtrengungen nicht entſprechen und der, nicht zufrieden damit, ſeine Dienſtleute zu entlohnen, die ſich für ihn abgemüht hatten, auch weit über das Beſtehen dieſes perſönlichen Verhältniſſes hinaus, Zuſpruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.

Durch ſolche kleine Züge gewinnt der große Mann nur, verliert aber in den Augen Verſtändiger nichts. Der Himmelspoſe entkleidet und zur Erdennähe gerückt, erſcheint der Große doppelt ſympathiſch und liebenswert. Wir, die wir mit dem Genius jubeln, den Weiſen anſtaunen, von dem Dichter uns erheben und erſchüttern laſſen, begrüßen ihn nun traulich auch in rein menſchlichen Lagen als unſern Genoſſen.

III.

Schauſpieler und Theater.

Weder eine Geſchichte des Weimarer Theaters noch eine Kritik der klaſſiſchen Schauſpiele, noch eine Liſte der Aufführungen der Stücke unſeres Meiſters an der Stätte ſeines Wirkens, noch eine ſummariſche, noch weniger eine eingehende Biographie der einzelnen Künſtler ſoll hier gegeben werden. Das alles läge nicht im Plan dieſes Buches. Wohl aber gehört dahin, zu zeigen, wie der Theaterleiter ſich bald als Menſch, bald als Regent zeigte, als Menſch mit dem liebevollen, gütigen Herzen, als Regent oft mit äußerſter Strenge.

Am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts hatten in Deutſchland die Schauſpieler längſt aufgehört, Parias zu ſein. Eine Änderung in ihrer ſozialen Stellung war eingetreten teils durch die allgemeiner gewordene Humanität, teils durch die Achtung, ja geradezu Verehrung, die ſich hervorragende Schauſpieler, die dabei prächtige Menſchen waren, wie Iffland und beſonders der große Schröder zu verſchaffen wußten. Nur mit dem erſteren ſtand Goethe in nahem perſönlichem Verkehr. Wenn er auch, namentlich in ſpäterer Zeit, gegen ihn als Dichter manch herbes Wort brauchte, ſo ſtellte er den Schauſpieler außerordentlich hoch, rühmte ſeine Einzelleiſtungen, bekannte, daß durch ſeine Kunſt kleine Rollen ins rechte Licht gerückt würden und große erſt ihre wahre Bedeutung erhielten. Er bemühte ſich, ihn mehrfach zu Gaſtſpielen nach Weimar zu ziehen und ehrte den Künſtler auch geſellſchaftlich in hohem Maße. Er hätte ihn gern dauernd in Weimar gefeſſelt, aber das kleine Land war nicht imſtande, in den dem Künſtler zu gewährenden Bedingungen mit dem Königreich Preußen zu wetteifern. Den Lebenden feierte er, wie noch ſelten ein Schauſpieler von einem Dichter verherrlicht wurde; dem Andenken des Verſtorbenen widmete er ein hochtönendes Lob.

Nicht zu ſo nahen Beziehungen kam es zu L. F. Schröder, der allerdings in früherer Zeit gelegentlich in Weimar erſchien, aber in

den Jahren, da Goethe die Theaterleitung führte, teils durch seine Beschäftigung, teils durch sein Alter an einem Besuche Weimars gehindert wurde. Aber immer schaute man wehmütig nach ihm aus, wünschte dringend seine großen Leistungen, die man aus der Ferne bewunderte, auch in Weimar zu sehen. Respektvoller ist wohl nie ein Mime von Goethe angeredet worden, als Schröder in dem Briefe, in dem ihm der Prolog zu Wallenstein übersendet wurde (1798): „Dem Senior der deutschen Schaubühne kann es, in der Entfernung von derselben, doch nicht ganz gleichgültig sein, was irgend bedeutendes darauf geschieht. Dahin dürfen wir Weimaraner wohl rechnen, daß, bei Eröffnung unsers erneuten Theaters, Wallenstein durch ein Vorspiel angekündigt wird, von welchem beikommender Prolog das mehrere besagt. Nehmen Sie diese Mitteilung als das Zeichen einer aufrichtigen Verehrung an, die man dem vorzüglichsten Talente schuldig ist und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich Deutschland so lange freute, nur hinter Wolken und nicht völlig hinter dem Horizonte verborgen sei."

Über die soziale Stellung der Weimarer Komödianten gibt es vielleicht keine bezeichnendere Darstellung als die, die Goethe selbst einer besorgten Mutter, der Schauspielerin Sabine Wolf zuschickte, die ihren Sohn von der Hinwendung zum Schauspielerberuf abzuhalten suchte. „Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Lage, wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerten Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an, was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beim Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß."

Die Wahrheit der hier gegebenen Darstellung zeigt sich am besten in der Tatsache, daß in Goethes Hause manche Schauspieler freundschaftlich verkehrten. Pius Alexander Wolff und seine Gattin Amalia dürfen sogar zu den Intimen des Dichterheims gerechnet

werden, aber auch manche andere wurden dort freundlich aufgenommen. Sie kamen in das Haus teils zu den Unterrichtsſtunden, die der Meiſter beſonders Talentvollen oder der Nachhülfe Bedürftigen gab, teils indem ſie als Freunde Chriſtianens, die ganz beſonderen Gefallen an dem munteren Komödiantenvolke fand, ſie beſuchten und auch bei dem Geſtrengen Einlaß erhielten. Zu dieſen Freunden und Freundinnen — das letztere Wort hier ohne jeden üblen Nebenſinn genommen — gehörte Fräulein Silie (Peterſilie) und deren ſpäterer Gatte Karl Unzelmann. Dem letzteren ſchenkte Goethe eine faſt väterliche Neigung, die, wenn ſie auch zunächſt dem zärtlichen Wohlwollen für die Mutter, eine hübſche Frau und bedeutende Künſtlerin, entſtammte, durch eine wirkliche Begünſtigung eines mannigfaltigen Talentes vermehrt wurde und trotz mancher Enttäuſchungen berechtigt ſchien. Goethes Geſinnung wird am beſten klar aus folgendem Bruchſtück eines der zahlreichen an die Mutter gerichteten Briefe, die, ſo oft ſie nach Weimar kam, ſchöne Triumphe feierte. „Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorſichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältniſſe verſetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; ſie fahren gegen alle Scheiben, und es iſt ſchon Glück genug, wenn ſie ſich nicht die Köpfe einſtoßen, ehe ſie begreifen lernen, daß nicht alles Durchſichtige durchdringlich iſt.

Ich kenne das Pädagogiſche überhaupt und beſonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wiſſen, daß eigentlich hauptſächlich alles darauf ankommt, daß der Menſch einſehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewiſſermaßen ſchon erlangt, weil zu der Einſicht des Rechten und Nützlichen ſich das Wollen ſehr geſchwind geſellt.

Wir haben in dieſem Augenblicke bei unſerm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden verſprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, ſo müßte ich ihrer funfzig haben; denn was an einem geſchieht, ſei es wenig oder viel, geſchieht am andern, und eigentlich iſt, wie oben geſagt, die Hauptſache, daß nach

und nach die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im Einzelnen."

Die Unterweisungen, die der Theaterdirektor dem jüngeren Nachwuchs gab, beschränkten sich jedoch nicht auf derartige pädagogische Aussprüche. Er suchte die Jüngeren durch die Stücke zu heben, die sie zu spielen hatten. Daher war er eifrig bemüht, teils allein, teils in Gemeinschaft mit seinem treuen Mitarbeiter Kirms die Novitäten zu bestimmen, oft nur die Auswahl zu billigen, die dieser erprobte Helfer mit seinen Leuten getroffen. Um eine Bereicherung des Repertoires herbeizuführen, übersetzte er ausländische Stücke wie den Mahomet und Tancred von Voltaire, bearbeitete andere, gleichfalls fremdländische, z. B. Shakespeares Romeo und Julie und brachte Dramen mannigfacher Art in die Form, die ihm für seine Bühne die notwendige und einzig mögliche schien; z. B. Kotzebues „Kleinstädter" und „Schutzgeist". Er war ein eifriger Regisseur. Bei bedeutenden Neuerscheinungen, bei seinen eigenen Stücken und den Dramen Schillers, bei großen Opern und den Festspielen zu Ehren des Hofes leitete er selbst die Proben und ließ sich oft wochenlange Mühen nicht verdrießen.

Einmal gab er auch einen systematischen Unterricht dem schon genannten P. A. Wolff und Grüner, die später beide hervorragende Stützen der deutschen Bühne wurden. Fast triumphierend konnte er von dem Erfolge dieser Unterweisungen berichten: „Ich habe seit acht Wochen drei junge Leute, die noch nie oder kaum auf dem Theater gewesen, dergestalt zugerichtet, daß sie im Caesar einstimmig auftreten konnten. Ohne diese Vorbereitung wäre diese Vorstellung unmöglich gewesen." Und wenige Tage später meldete er: „Meine Theaterschule, wozu Unzelmann mir den ersten Anlaß gab, ist schon auf 12 Personen angewachsen. Nächsten Donnerstag wird von ihnen das erste Stück, mit allem Apparat, jedoch bei verschlossenen Türen, vorgestellt. Ich hoffe viel Gutes von dieser Bemühung."

Von seiner Stellung zur Regie und den Schauspielern gab er selbst einmal (1825) eine sehr lehrreiche Darstellung. „Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe,

aber ich ſah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Poſſe, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas ſein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber geſund ſein und einen gewiſſen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, ſowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeſchloſſen; ich hätte gefürchtet, Schauſpieler und Publikum damit zu verderben.

Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauſpieler; denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte notwendig aus einem Menſchen, den die Natur nicht im Stich gelaſſen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauſpielern in beſtändiger perſönlicher Berührung. Ich leitete die Leſeproben und machte jedem ſeine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und beſprach mit ihnen, wie etwas beſſer zu tun; ich fehlte nicht bei den Vorſtellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erſchienen.

Dadurch brachte ich ſie in ihrer Kunſt weiter. Aber ich ſuchte auch, den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Beſten und Hoffnungsvollſten in meine Kreiſe zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich ſie eines geſelligen Verkehrs mit mir wert achtete. Hierdurch geſchah aber, daß auch die übrige höhere weimariſche Geſellſchaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen in die beſten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für ſie eine große innere wie äußere Kultur hervorgehen. Mein Schüler Wolff in Berlin ſowie Durand ſind Leute von dem feinſten geſelligen Takt; Herr Öls und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der beſten Geſellſchaft Ehre zu machen."

Auch über die Art und Weiſe, wie er beim Engagement von Schauſpielern zu Werke ging, berichtet er ſelbſt: „Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah, wie er ſich zu den andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob

durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Mensch, der zuvor noch keine Bühne betreten, so sah ich zunächst auf seine Persönlichkeit, ob ihm etwas für sich Einnehmendes, Anziehendes innewohne, und vor allen Dingen, ob er sich in der Gewalt habe; denn ein Schauspieler, der keine Selbstbeherrschung besitzt und sich einem Fremden gegenüber nicht so zeigen kann, wie er es für sich am günstigsten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen seiner selbst und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske.

Wenn mir nun sein Äußeres und sein Benehmen gefiel, so ließ ich ihn lesen, um sowohl die Kraft und den Umfang seines Organs als auch die Fähigkeiten seiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu sehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig sei; dann etwas Leidenschaftliches, Wildes, um seine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verständigem, Ironischem, Witzigem über, um zu sehen, wie er sich bei solchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geistes besitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe.

Genügte er mir nun in allen diesen mannigfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in andern, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister.

War er nun so weit, um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige, rasche Charaktere, damit er lerne, sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Er wäre imstande gewesen, die Drohung auszuführen, die er einmal dem Schauspieler Becker sagen ließ, der sich in Wallensteins Lager auf den Wachtmeister gespitzt hatte, statt dessen den zweiten holkischen Jäger übernehmen sollte: „Wenn er sich dennoch weigern sollte, so werde ich die Rolle selber spielen."

Am liebenswürdigsten erscheint der Meister in seinem Verhältnis zu Christiane Neumann, die fünfzehnjährig den Schauspieler Becker geheiratet hatte (1792) und nach kurzer, glücklicher Ehe mitten in einer verheißungsvollen Laufbahn starb. Als Arthur in Shakespeares „König Johann" hatte sie 1791 „wundervolle Wirkung" getan, wie der Meister, der sie selbst unterrichtete, später in seinen Annalen bezeugt; sie war dazu ausersehen in Prologen und Epilogen 1791, 1793, 1794 die Worte des Dichters der lauschenden Menge zu verkünden; sie erhielt bei ihrem frühen Hingang eine der schönsten Totenklagen, die in deutscher Sprache erschienen sind.

Der Dichter gab seinem Poem den Titel „Euphrosyne" nach einer Rolle, die Christiane im Mai 1797 in Weigls Zauberoper „Das Petermännchen" verkörpert hatte, weil nach den Worten eines neuen Kommentators „dieser Name einer heiteren Grazie ihrer besonderen Bedeutung entsprach", charakterisierte die Verstorbene und deutete seine Verherrlichung an mit folgenden Worten: „Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen

Gebirgen. Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge."

In der Elegie selbst ließ der Dichter das Mädchen sprechen:

Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands:
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild;
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? Und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bessre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind! so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.

Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der am Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.

Der Dichter fährt fort:

Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sei mir lange zur Luſt und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn.

Und die Tote entgegnet die rührend ſchöne Bitte:

Andre kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt,
Wenn ſie Mühe nicht ſpart, noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt —
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir.

Zarte Mädchen werden ja im allgemeinen und wurden beſonders von unſerem Meiſter gelinder angefaßt als Männer, die einen derberen Puff vertragen können. Aber der Ton, in dem der Direktor manchmal zu ſeinen Schauſpielern ſprach, ähnelt mehr der barſchen Kommandoſtimme, als väterlichem Zuſpruch. Meiſt ergingen ſolche Ukaſe an die Wöchner, d. h. an die Regiſſeure, die jeder eine Woche in einer Art Oberaufſichtsdienſt ſtanden, mitunter jedoch an die ſchuldigen Schauſpieler ſelbſt.

Von den Verordnungen erſterer Art ſei nur ein Beiſpiel mitgeteilt: „Die bei dem hieſigen Theater von Zeit zu Zeit bemerkten Mängel und Nachläſſigkeiten hat Fürſtl. Kommiſſion bisher deshalb ſtillſchweigend übergangen, weil bei den Mitgliedern überhaupt ein ſo vorzüglicher guter Wille und ein ſchätzbares Anſtrengen herrſchend iſt.

Da aber leider zuletzt manche Unregelmäßigkeiten wiederholt, ja sogar öffentlich vorgekommen, so sieht man sich genötigt, nachstehendes zu verordnen:

Sollte ein Mitglied ohne Urlaub verreisen; eine Probe gänzlich versäumen, oder besonders bei Hauptproben aufzutreten verweigern; bei der Aufführung aus irgend einer Szene völlig wegbleiben, oder sein Auftreten verspäten; sollte anderes Unziemliche, als Lärm in den Garderoben oder auf dem Theater vorkommen: so wird solches mit genauer Bemerkung der Umstände bei dem Rapport folgenden Tages angezeigt, damit nach Befinden der Umstände die desfallsige Zurechtweisung und Ahndung vor Ende der Woche ungesäumt verfügt werden könne."

Wie man mit Schauspielern umging, lehren folgende charakteristische Beispiele. Man glaubte in Weimar mit Geldstrafen und Gagenabzügen allein nicht auszukommen. Es wurde stärker eingegriffen und oft genug die persönliche Freiheit bedroht. Der Theaterleiter, der als erster Minister den Diktator zu spielen wagen durfte, schreckte nicht davor zurück, unbotmäßige Schauspieler oder solche, die einen Skandal hervorgerufen, sich mit Kollegen gezankt hatten, statt sie mit Geld zu strafen, einfach auf die Wache zu schicken. Dort mußten die Schuldigen eine Nacht zubringen oder die, die sich schwerer vergangen hatten, erlitten einfach auf Befehl des Theaterdirektors mehrtägige Freiheitsberaubung. Einmal ließ sich der erregte Strafmeister sogar zu der Bemerkung hinreißen, es würde wohl erst dann volle Zucht und Ordnung herrschen, wenn jeder Schauspieler und jede Schauspielerin mit diesem unbequemen Nachtquartier Bekanntschaft gemacht hätte. Unzelmann wurde, weil er auf einer auswärtigen Bühne gespielt, mit achttägigem Arrest und „Verkümmerung seiner Gage auf die Zeit der Verzögerung seiner Wiederkunft" bestraft.

Auch ein Ukas wie der folgende zeugt von einer recht starken Hand, die jede Ungebührlichkeit rasch zu unterdrücken wußte (7. September 1794): „Aus den eingesendeten Akten des kommittierten Fürstl. Rudolstädtischen Amtes ist zu ersehen gewesen, daß der

Theater-Schneider Schütz ſich gröblich vergangen habe, deßwegen die Oberdirektion ihn von ſeinem bisherigen Platze zu removieren und ihn von dem Theater zu entfernen beſchloſſen hat; welches ihm ſogleich durch die Regie bekannt zu machen iſt.

Da aber zugleich die Akten beſagen, daß der Schauſpieler Herr Benda durch eine unanſtändige Selbſtrache und der Schauſpieler Herr Müller durch Anreizen und Aufhetzen bei dieſer Gelegenheit ſich nicht minder vergangen, ſo wird denſelben ſolche Ungebühr hiermit ernſtlich verwieſen und zugleich erklärt: daß kein Schauſpieler künftig, der ſich ſelbſt, durch Worte oder Tätlichkeiten, Recht zu verſchaffen ſucht, an irgend eine weitere Genugtuung Anſpruch zu machen habe, vielmehr wird die Oberdirektion in ſolchen Fällen (wie es ohnehin Rechtens iſt) einem Satisfactionsgeſuche keine Statt geben."

Wie den Schauſpielern, ſo konnte Goethe auch dem Publikum gegenüber als der gewaltige Donnerer erſcheinen. Gunſt oder Ungunſt der Zuhörer waren ihm ziemlich gleichgültig. Er führte einmal aus, daß die Zuhörerſchaft wie ihre Lieblinge, ſo auch ihre Stiefkinder beſäße, ja daß ſie das Beſtreben hätte, auf letztere als auf ihren Sündenbock alle Mißgunſt abzuladen; er aber ſei, ſo meinte er, nicht gewillt, ſich durch Neigung oder Abneigung einen Schauſpieler aufdrängen oder einen anderen ſich abtrotzen zu laſſen.

Es iſt ſattſam bekannt, wie er Theaterſkandale im Keime zu erſticken wußte. Bei der Aufführung des kläglichen „Alarkos" von Friedrich Schlegel, den Goethe, ohne ihn vollſtändig zu billigen, aus bedauerlicher Schwäche gegen den Dichter zur Aufführung brachte, erhob er ſich, wie allgemein erzählt wird, als dieſe tragiſche Darbietung ſtatt Rührung und Ergriffenheit Gelächter hervorrief, in ſeiner ganzen Größe und rief dem verdutzten Publikum zu: „Man lache nicht." Dieſe Stellung eines ſtrafenden Erziehers definierte er ſelbſt am beſten bei einer harmloſen, ihm zudem gar nicht unſympathiſchen Gelegenheit, als der junge Dr. Schütz aus Jena am Schluß der erſten Aufführung der „Braut von Meſſina" dem

Dichter ein Vivat gebracht und die Verſammlung veranlaßt hatte, darin einzuſtimmen, in folgendem Erlaſſe an den Major von Hendrich in Jena: „Ew. Hochwohlgeboren iſt bekannt, welcher anſtändigen Ruhe wir uns in dem weimariſchen Schauſpielhauſe erfreuen; beſonders haben ſich die jenaiſchen Studierenden, ſeit der veränderten Einrichtung des Saals, muſterhaft betragen, indem von denſelben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, ſelbſt nicht eines allzulauten Beifalls ausgegangen. Um ſo unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der „Braut von Meſſina", ein, dem Dichter zwar ſchmeichelhafter, den Verhältniſſen aber unangemeſſner Dank ausgerufen wurde.

Hätte man dieſen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hieſigen Einrichtungen unbekannten Jugend anſehen können, ſo ließe ſich allenfalls darüber hinausgehn; auffallend mußte es dagegen ſein, daß die Veranlaſſung zu dieſer Akklamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da von mehreren Seiten als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz ſich einer ſolchen Übereilung ſchuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeb. habe ich daher auf beſondern Befehl Sereniſſimi den Auftrag zu erteilen: daß dieſelben gedachten Doctor Schütz vor ſich kommen laſſen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborener, dem die Sitten des hieſigen Schauſpielhauſes bekannt ſein mußten, ſich eine ſolche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobei Sie ihm Sereniſſimi Mißfallen und eine bedrohliche Weiſung für künftige Fälle auf das nachdrücklichſte werden zu erkennen geben.

Als Fürſtl. zu dieſem Geſchäft beſtellter Commiſſarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeb. angelegentlich zu erſuchen: bei ſchicklicher Gelegenheit die akademiſche Jugend zu Fortſetzung einer ruhigen Teilnahme am hieſigen Schauſpiel, durch dienſame Vorſtellungen zu ermahnen.

Bei uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann ſich nur durch Schweigen, der Beifall nur durch Applaudieren bemerklich machen, kein Schauſpieler kann heraus-

gerufen, keine Arie zum zweitenmal gefordert werden. Alles was den gelaſſenen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauſes bis zum Verſchluß, auf irgend eine Weiſe ſtören möchte, iſt bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht ſtattfinden.

Wobei ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der ſchon lange beſtehenden Einrichtung, höhere, nunmehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu ſteuern. Deßwegen die Vorſteher eines ohnehin dornenreichen Geſchäftes nichts lebhafter wünſchen müſſen, als daß ein durch Geiſt, Mühe, Sorgfalt und Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmſten Ereigniſſe und Weiterungen übergehen möge."

Endlich war er auch der Lehrmeiſter den Autoren gegenüber. Nicht bloß dadurch, daß er von dem Rechte eines Theaterdirektors, Paſſendes anzunehmen und Unpaſſendes abzuweiſen, weiten Gebrauch machte, ſondern dadurch, daß er in vorhandene Stücke lebender und verſtorbener Autoren willkürlich eingriff, und endlich dadurch, daß er jüngeren Theaterdichtern, die ſich an ihn wandten, Ratſchläge zu erteilen, beſtimmte Grundſätze aufzuſtellen ſuchte, welcher Art die in Weimar aufzuführenden Stücke ſein müßten. Ein lehrreiches Beiſpiel für das Verfahren der letzteren Art bietet der folgende Brief, der ſich wahrſcheinlich auf das ſchon früher angedeutete Luſtſpiel „Die Schädellehre" bezieht: „Es iſt zwar nicht ohne Humor, doch ſtößt es gegen eines der Hauptgeſetze unſeres Theaters an, indem es den Doktor Gall nennt und ſich hauptſächlich auf deſſen Weſen und Treiben bezieht. Ich laſſe jederzeit den Namen lebender Perſonen ausſtreichen und die Stellen verändern, wenn ihrer im Vorbeigehen erwähnt wird; denn ich glaube nicht, daß man das Recht hat, bekannte Männer — und ſolche müſſen es doch wohl ſein — im Guten oder Böſen auf dem Theater zu erwähnen. Das Schauſpiel ſoll eine heitre äſthetiſche Stimmung hervorbringen, die durch ſolche Realitäten durchaus geſtört wird."

Auf den Proben konnte er junge Künſtler zur Verzweiflung bringen, wenn er ihre Aktion einfach mit „ſchlecht" bezeichnete und

auf ihre Frage, wie ſie es denn machen ſollten, antwortete: „anders". Er konnte denen, die behaupteten, keine Zeit zu haben, ganz ruhig demonſtrieren, der Tag habe, die Nacht mit eingerechnet, 24 Stunden, alſo völlig genug für jedermann, war dann aber bereit, auf die kühne Antwort des Geſcholtenen, man müſſe doch auch ſchlafen, ganz freundlich zu entgegnen: „Die Antwort paßt". Wo es jedoch möglich war, ſpendete er ſein Lob oder kniff zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit die Elevinnen in die Backen. Unberufenen trat er ſtreng entgegen. Als in einer Hauptprobe, bei der er keine Zeugen wünſchte, ein Maſchiniſt ſeinen Kopf zu weit hervorſtreckte, ſchrie er: „Herr Genaſt, ſchaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der erſten Kuliſſe rechts, der mit unanſtändiger Neugier ſich in den Rahmen meines Bildes drängt".

Trotz der vielen Mühen und Sorgen, die die Leitung des Theaters verurſachte, einer Anſtrengung, die übrigens ohne beſonderes pekuniäres Entgelt geleiſtet wurde, erachtete Goethe ſie als ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Es wurde ihm nicht leicht, ſich davon zu trennen. Eine erſte ſtarke Differenz erfolgte 1808.

Frau Jagemann, die Geliebte des Herzogs, wollte es mit Gewalt durchſetzen, daß der Sänger Morhard ſänge; der gefügige Herzog beſtrafte den Kranken, der nun einmal krank blieb und verfügte ſeine ſofortige Entlaſſung.

Infolge dieſer Unannehmlichkeiten richtete Goethe am 10. November 1808 an den Herzog die Bitte, ihn vom Theatergeſchäft zu entbinden, „das meinen ſonſt ſo wünſchenswerten und dankenswerten Zuſtand zur Hölle macht". Der Herzog ging jedoch auf ſeinen Wunſch nicht ein. Nur eine Veränderung der bisherigen Verwaltung wurde vorgenommen. Es wurde nämlich eine Theaterdirektions-Kommiſſion eingerichtet. Ihre Mitglieder waren: Goethe, Kirms und der Hofrat Kruſe.

Gegen zwei Punkte des neuen Programms, daß ohne Vorwiſſen des Herzogs kein Mitglied aufgenommen und entlaſſen werden ſollte, und daß die Rechnung dem Fürſten vorgelegt werden müßte, hatte Goethe ſchwere Bedenken. Er drang auf Trennung

des Schauſpiels von der Oper, wünſchte durchaus das Inſtitut der Wöchner abgeſchafft und ſtatt deſſen je einen Regiſſeur für Oper und Schauſpiel eingeſetzt zu ſehen: Genaſt und Becker. Mit der Oper wollte Goethe überhaupt nichts zu tun haben; dagegen wünſchte er das „Kunſtfach" beim Schauſpiel allein und unbeſchränkt zu behalten. Unter Kunſtfach verſtand er:

„Das Leſen und Beurteilen der Stücke. Die Beſtimmung derſelben zur Aufführung. Die Redaktion: Verkürzung, Umänderung in einzelnen Stellen. Die Austeilung der Rollen. Die Haltung der Leſeproben. Die Repetition der Rollen mit einzelnen Schauſpielern, wo es nötig. Die Beſuchung der Theaterproben, beſonders der Hauptproben. Die Angabe des Koſtüms, ſowohl wie in Kleidern als Requiſiten. Ingleichen neuer Dekorationen zum Schauſpiel. Und was ſonſt noch irgend nötig ſein möchte, die Aufführung eines Stückes zu beleben und zu erhöhen."

Sehr wichtig iſt das an Kirms erlaſſene Aktenſtück aus der erſten Hälfte des Dezember 1808: „Auch unſere bisherige Verfaſſung habe ich dieſe Tage Zeit und Gelegenheit gehabt, durchzudenken. Sie hatte ſo viele Mängel, daß ich nicht wünſchen kann: es möge beim Alten bleiben. Trete ich wieder bei; ſo werde ich mir z. B. das Verſchleifen der ausgeteilten Stücke und das ewige Umändern der angeſetzten auf keine Weiſe mehr gefallen laſſen. Und dergl. mehr, wozu ich mit Verdruß geſchwiegen."

Dieſe alleinige Herrſchaft über das Kunſtfach wurde ihm gewährt, und ſo kehrte er in ein Leben zurück, „das wenig Reiz mehr für mich hat". Sitzungen der Kommiſſion fanden häufig ſtatt, oft jede Woche einmal. War der Dichter durch ſeine Geſundheit oder anderweitige Beſchäftigung am Erſcheinen verhindert oder war er, wie jedes Jahr mehrmals, wochenlang in Jena, ſo gab er ſein Votum ſchriftlich ab, während er ſich bei länger dauernden Badereiſen der Einwirkung ziemlich vollſtändig enthielt. Bei dieſen ſchriftlichen Gutachten bediente er ſich manchmal recht energiſcher Ausdrücke: „No. 233 wäre eine Verordnung an den Kaſſierer zu

erlaſſen: Die Oelſeſche Gage von morgen an, bis auf weiteres inne zu halten.

Daß dieſes geſchehen, wäre Herrn Oels durch eine Verordnung zu notificieren und ihm dabei zu bemerken, daß er die Gage nicht eher erhalten würde, als bis er die Rolle zurückgenommen und dieſelbe ſpielen zu wollen erklärt.

Der gute Oels danke ja doch Gott, daß man ihn erträgt, und poche nicht auf ein Talent, das täglich zurückgeht."

Charakteriſtiſch für dieſe neue Epoche der Direktionsführung iſt nun aber der Umſtand, daß Chriſtiane die Vermittlung zwiſchen dem Theaterleiter und den Schauſpielern übernahm. Sie war mit vielen aus dieſer bunten Schar, Männern und Frauen, gut bekannt. Ihr gegenüber wagten manche eher ein freies Wort als gegen den geſtrengen Chef, und ſie verſtand es auch, wenn es ſich um Beſtrafung kleiner Vergehen oder Erlangung einiger Vergünſtigungen handelte, bei ihrem Eheherrn dies und jenes durchzuſetzen.

Indeſſen trotz dieſer Vermittlung, trotz des guten Willens der meiſten Künſtler und ungeachtet der Luſt des Leiters, Ruhe zu haben und Frieden zu wahren, kam es zu wiederholten Störungen. Schon damals zeigte ſich gelegentlich das heute in allen Kreiſen hervortretende Beſtreben, daß ſich die Mitglieder einer Geſellſchaft die ſich als ein Ganzes fühlen, durch gemeinſame Schritte die Verbeſſerung ihrer Lage durchzuſetzen oder die ihnen Übergeordneten zur Gewährung gewiſſer Rechte zu zwingen ſuchen. Einem ſolchen Streben trat Goethe auf das energiſchſte entgegen. Am 29. April 1810 ſchrieb er von Jena aus an die Hoftheaterkommiſſion folgendes: „Wir dürfen es nicht aufkommen laſſen, daß die Mitglieder des Theaters ſich als einen Körper anſehen, der ohne die Kommiſſion, die ihr Haupt iſt, beſtehe. Wie kann einer für alle unterſchreiben? und wie legitimiert er ſich zu ſeinem Auftrag? Auf dieſe Weiſe können drei, vier zuſammentreten und Gott weiß was für Vorſtellungen und Prätenſionen machen. Allenfalls möchte es angehen, daß ſie einen gemeinſamen Wunſch durch den Regiſſeur an die

Kommiſſion brächten, der in ſolchen Fällen wohl als Mittelsperſon angeſehen werden könnte."

Noch viel deutlicher trat er gegen einen Sänger, den Baſſiſten Hübſch auf, der ein Schreiben an den Herzog ſelbſt gerichtet hatte. Darüber äußerte ſich Goethe (27. Februar 1811) folgendermaßen: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir ein Schreiben des Baſſiſten Hübſch an Sereniſſimus gerichtet, welches mich, ob ich gleich die zudringliche Grobheit dieſes Menſchen lange kenne, dennoch in Erſtaunen geſetzt hat. Da, wie Sie mir melden, Durchlaucht der Herzog einen Vortrag darüber befohlen, ſo kann ich kein ander Votum darüber abgeben, als daß man Höchſtdieſelbe untertänig bitte, dieſen Burſchen durch die Polizei ſogleich aus der Stadt ſchaffen zu laſſen und uns dadurch diejenige Satisfaktion zu verſchaffen, die wir wohl in unſerm ſchweren und leidigen Geſchäftsgang verdienen. Von einer Akademie im Schauſpielhauſe kann gar die Rede nicht ſein; dazu iſt der Rathausſaal da. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich den Affront nicht ertragen würde, wenn dieſer Menſch nochmals unſere Bühne beträte. Dieſes habe ich kurz, deutlich und eilig hiermit äußern wollen, um den Vorwurf eines Zauderns und Verſpätens abzulehnen."

Man darf freilich aus dem eben mitgeteilten Beiſpiele nicht den Schluß ziehen, daß Goethe ſtets oder auch nur mit Vorliebe den Tyrannen agierte. Vielmehr ſind die Theaterakten voll von Beiſpielen, die bekunden, wie gütig, mild und menſchlich der Theaterleiter den Nöten der Einzelnen beizuſtehen, wirkliche Talente zu fördern, Schüchterne zu ermutigen, Schwache zu ſtärken ſuchte, wie er manchem den dornenvollen Weg zu ebnen und die Strauchelnden auf den rechten Weg zu führen wußte. Sein Grundſatz, keinen Dank zu fordern, ja ſelbſt bei offenbarem Undank in ſeiner unerſchütterlichen Güte nicht zu ermüden, bewährte er auch hier wiederholt. In dieſem Verfahren gegen das leicht bewegliche, nach Abwechslung dürſtende, in Forderungen unermüdliche Schauſpielervölkchen zeigte er nicht bloß, wie man es manchmal dargeſtellt hat, anmutigen Künſtlerinnen ſein Wohlgefallen, ſondern ſpendete echt

menſchliche Teilnahme allen denen, die an ſeinen Rat und ſeine Unterſtützung appellierten.

Die Pflicht, über die Aufnahme neuer Stücke ſelbſtändig zu entſcheiden, wurde Goethe im Laufe der Zeit zu ſchwer. Seit Anfang 1812 entſchied daher auch darüber die Kommiſſion. Nach der Ankunft eines beſonderen franzöſiſchen Geſandten in Weimar hielt Goethe es für notwendig, einen beſonderen Zenſor in der Perſon des Regierungsrates, ſpäteren Kanzlers von Müller einſetzen zu laſſen, der die Aufgabe hatte, neuere und ältere Stücke auf ihren etwaigen politiſchen Inhalt durchzuſehen und alle bedenklichen Stellen zu ſtreichen.

In dem letzten Jahre der Amtstätigkeit war die Theaterführung eigentlich nur eine nominelle. Goethe ließ die Sachen mehr gehen, als daß er ſie ſelbſt richtig leitete. Er unterſchrieb Verfügungen, zum Teil ſogar gegen ſeinen Willen. Einmal kommt ſeine ganze Mißſtimmung in folgendem Schreiben zum Ausdruck (1815): „Hat man mich nicht bisher ſchon mürbe zu machen geſucht, durch Vorwürfe, daß ich bei Kontraktsverlängerungen die Schauſpieler ungebührlich begünſtige (ſiehe Rehbock)? Habe ich nicht ſehr hochklingende Maximen wiederholt zu hören gehabt, daß man gerade bei Kontraktsverlängerungen nicht allein auf dem Status quo beſtehen, ſondern auch ältere, längſt aufgegebene Befugniſſe der Kommiſſion und Regie wieder zu erobern ſuchen ſoll?

Vielleicht hätte ich, in geſunden Tagen, meine Gegenmeinung zu äußern geſucht, ſo ließ ich es aber gehen, wohl vorausſehend, welche tötliche Wunde wir unſerem Theater zu ſchlagen im Begriff ſtehen.

Nun möchte ich aber auch erfahren, welche Urſache wir dem Hof und Publikum angeben wollen, warum wir zwei treffliche Schauſpieler, ganz ohne irgend eine Veranlaſſung, vom Theater jagen?

Ich wüßte niemand zu antworten, der mich fragte. Denn nicht einmal die geringſte Kondescendenz, z. B. wegen der kleinen Rollen, die man alle ins Feuer werfen könnte, hat man gehabt, es wäre

wenigſtens ein Zipfel geweſen, wo man wieder hätte anknüpfen können; da ſollte aber alles rein abgewieſen und abgeſchlagen ſein; ich weiß nicht, welch ein diktatoriſcher Geiſt uns auf einmal ergriffen hat; ich werde mich demſelben gewiß nicht entgegenſetzen, weil daraus aufs neue Vorwürfe für künftige Jahre ſich für mich entfalten können."

Er verbat ſich daher für die nächſten vier Wochen geradezu jede Kommunikation in Theaterſachen. Erſt Ende April nahm er wieder an den Sitzungen der Kommiſſion teil. Aber auch damals lehnte er in einer wichtigen Sache, der des Sängers Lortzing, die Entſcheidung ab, da er ſeinem Urteile nicht traue und bat deshalb ſeine Mitkommiſſionäre, ſie nach ihrer Überzeugung zu behandeln. Auch aus der Art, wie er die Beſchlüſſe der Kommiſſion über den Schauſpieler Deny unterſchreibt, erkennt man, daß er mit den Entſchlüſſen der anderen nur halb übereinſtimmt und mit geringer Luſt an den Beratungen teilnimmt. Ja, kurz vor ſeinem Abgang nach Wiesbaden lehnte er es geradezu ab, über die Beſtimmung des Sommeraufenthalts der Theatergeſellſchaft ein Wort mitzuſprechen und bat, während der Zeit ſeiner Abweſenheit ihn von einer Teilnahme zu dispenſieren. Namentlich in Perſonalfragen wünſchte er kaum eine Mitwirkung. Am 20. Mai 1815 meldete er der Kommiſſion: „Es fehlt nicht an Retardationen, Präoccupationen, ſtillſchweigendem Nachſchleichen hinter dem Rechten, ohne es bekennen zu wollen, Reticenzen aller Art, und wie das Otterngezücht alle heißen mag, wodurch Faulheit, Dünkel und Mißwollen ihre Tageszwecke erreichen."

Ja, nachdem er von ſeiner mehrmonatlichen Reiſe zurückgekehrt war, wünſchte er eine weitere Erleichterung. Das „Austeilungsgeſchäft" der Luſt- und Trauerſpiele ſowie der Oper, das er bisher „gewiſſermaßen bloß perſönlich behandelt hatte", wollte er von nun an als kommiſſariſches Geſchäft abgemacht ſehen.

Seine ſtarke Unluſt, ſich mit dem Theater zu beſchäftigen, wurde noch vergrößert durch den Abgang des Ehepaares Wolff, die er beide als ſeine beſonderen Schüler, als die Vertreter ſeiner

klaſſiziſtiſchen Tendenzen im Gegenſatz zu dem auch in Weimar hervortretenden Streben, „eine falſche, kunſtzerſtörende Natürlichkeit auf das deutſche Theater einzuführen", betrachtete. Für die kleinen Verhältniſſe, wie ſie in Weimar vorhanden waren und auch für die kleinliche Auffaſſung der Kommiſſion höchſt charakteriſtiſch iſt eine lange Korreſpondenz über ein paar Theaterkleider, die ſich im Beſitze der Frau Wolff befanden.

Durch ſolche und ähnliche Vorgänge, bei denen die Kommiſſion das Recht auf ihrer Seite hatte, durch Feſthalten an dieſem Rechte aber die Künſtler verſtimmte, wurden die Verhältniſſe immer unangenehmer. Ein ſtarker Widerſpruchsgeiſt gegen die Direktion machte ſich bemerkbar. Man wird es denkenden Künſtlern, Muſikern und Schauſpielern nicht übelnehmen, wenn ſie an den Worten und an der Muſik von Goethes Feſtſpiel „Des Epimenides Erwachen" kein ſonderliches Gefallen fanden; andererſeits darf man es aber dem Dichter, der zugleich ein Mitglied der Theaterkommiſſion war, nicht verargen, daß er über ſolche ungünſtigen Urteile, die ihm zu Ohren kamen, in ſeiner Doppeleigenſchaft als Poet und Theaterleiter ſtark verſtimmt wurde. Trotzdem iſt der Ton, den er bei der Abwehr ſolcher Beſtrebungen braucht, ein allzu energiſcher. Er ſchrieb (18. Februar 1816): „Nun aber ſcheint ſich dieſe Rohheit im Orcheſter einzufinden, indem ich von vielen Seiten hören muß, daß Glieder der Capelle im höchſten Grad der Unverſchämtheit gegen des Epimenides Erwachen und deſſen Muſik leidenſchaftlich auftreten, ſo daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel ſich mehr verwundern ſolle. Läßt man ein ſolches Verfahren ungeahndet, ſo hängt es in der Zukunft von ſolchen ſinnloſen Menſchen ab, ein, mit ſo vielem Bedacht, Sorgfalt und Mühe und Koſten zu Stande gebrachtes Werk zu verſchreien und deſſen Wiederholung zu verhindern.

Die Sache betrifft mich ſo nah, daß ich Großherzoglicher Commiſſion die Maßregeln deshalb völlig überlaſſen muß, nur das erkläre ich, daß keine auf meinen Text neucomponierte Oper hier am Orte jemals aufgeführt werden kann, damit mir dieſer ſchöne

und wichtige Teil unſerer theatraliſchen Darſtellungen nicht noch mehr Verdruß errege, als bisher ſchon geſchehen iſt."

Immer unangenehmer wurden die Mißhelligkeiten, immer drakoniſcher die vorgeſchlagenen Maßregeln. Es hatte ſich die Notwendigkeit eines neuen Reglements herausgeſtellt: als Grundſätze für ſolche Verfügungen wurden nun die folgenden vorgeſchlagen (27. März 1816): „Es hat bisher bei Theater und Kapelle manche Unregelmäßigkeiten gegeben, die man aus bewegenden Urſachen nicht ſagt. Bei einem neuen Reglement möchte wohl auf nachſtehende Fälle einige Rückſicht genommen werden:

1) Ein Schauſpieler hielt ohne Erlaubnis eine Anrede ans Publikum.
2) Sänger und Muſiker haben in Erfurt ohne Urlaub und Erlaubnis ein Conzert gegeben.
3) Ein Muſiker erlaubte ſich wiederholte Grobheiten gegen den Kapellmeiſter.
4) Es war darauf angelegt Wolffs nach Romeo und Julie herauszurufen und ihnen Gelegenheit zu einer Anrede ans Publikum zu geben.
5) Wolffs unterzeichnen ſich auf einem Anſchlagezettel: Großherzogl. Hof-Schauſpieler, und geben ein Deklamatorium ohne Erlaubnis ihrer Vorgeſetzten. Dies wäre alles zu verpönen."

In der allerletzten Zeit ſeiner Theaterführung entwickelte Goethe, im Gegenſatz zu der etwas laxen Teilnahme der vergangenen Jahre, einen ungewöhnlichen Eifer. Gerade in den letzten Monaten des Jahres 1816 ſind Ankündigungen neuer Schauſpiele, Beſcheide an Künſtler, die ſich zu Gaſtſpielen oder zum Eintritte in Weimar meldeten, beſonders häufig; ebenſo Beurteilungen von Stücken, die zur Aufführung eingereicht waren. Auch in den erſten Monaten des verhängnisvollen Jahres 1817 kümmerte ſich Goethe mit einer Haſt, die gegen die Ruhe, ja das Anſichkommenlaſſen der vorausgegangenen Periode ſeltſam kontraſtiert, um alle Einzelfragen, war er unermüdlich in der Bearbeitung älterer Stücke, in Einſtudierung

älterer Werke, in Adaptierung ſeiner eigenen, lange von dem Theater zurückgehaltenen dramatiſchen Arbeiten. Ein neuer, faſt jugendlicher Eifer hatte ihn ergriffen. Er, der den Siebzigern nahe war, wollte Weimar und der Welt zeigen, daß er den etwas verfahrenen Thespiskarren wieder in das rechte Geleis bringen könnte. Dieſe ſeine Geſinnung wird aus folgender Äußerung an Knebel (12. Febr. 1817) klar: „Dir hat Frau Fama gewiß in Deine beneidenswerte Einſamkeit die Nachricht überliefert, daß ich die Theaterlaſt in alten Tagen nochmals auf mich genommen habe, eben als wenn wir noch junge Burſchen wären. Dadurch, daß mein Sohn mir zugegeben iſt, wird eine ſolche Führung in der bedenklichen Lage nur allein möglich. Doch eben das Bedenkliche gibt den wahren Reiz. Ich hoffe, daß man zu Oſtern ſchon ſehen ſoll, was ſich mit Ernſt und Kraft tun läßt."

Am 11. März 1817 wurde ein neues Theater-Reglement erlaſſen. Die Beſtimmungen über Annahme der Stücke, Verteilung der Rollen, Dekorationen, Leſeproben wurden genau fixiert, für Schauſpiel und Opern beſondere Geſetze erlaſſen. Noch in demſelben Monat ward eine eifrige Tätigkeit durch die Bearbeitung von Kotzebues Schauſpiel „Der Schutzgeiſt" entfaltet. Aber während ſich der Dichter nach Jena zurückgezogen hatte, teilweiſe auch in der Abſicht, die zu erlaſſenden Verordnungen auszudenken, trat die Kataſtrophe ein. Sie iſt oft genug erzählt. Am 12. April 1817 fand zu Weimar, während Goethe ſich in Jena aufhielt, die Vorſtellung des Dramas „Der Hund des Aubry" ſtatt, in dem ein Pudel die Hauptrolle ſpielte. Goethe erbat ſeinen Abſchied und erhielt ihn unter voller Anerkennung ſeiner bisherigen erſprießlichen Tätigkeit. Derſelbe Mann, der die Worte niederſchrieb, „das Theater iſt eine Anſtalt, der ich meinen Anteil niemals entziehen kann", richtete einige Tage darauf an den Herzog Karl Auguſt das berühmte Schreiben: „Ew. Königl. Hoheit kommen, wie ſchon ſo oft gnädigſt geſchehen, meinen Wünſchen entgegen, ja zuvor. Ich glaubte ſie nunmehr hegen zu dürfen, da, nach jenem von Höchſtdenenſelben mit Beifall aufgenommenen Entwurf, die Inſtruktionen an

die Untergeordneten abgegangen und was daran zu modifizieren sein möchte, durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird.

Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäftes genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Teil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntnis und Übung zutrauen darf, sei mir gnädig vergönnt."

Kein Versuch wurde gemacht, ihn zu halten, kein Bemühen zeigte sich, den Schimpf, den man seiner Richtung angetan, wegzuwischen. Er hatte seine Schuldigkeit getan — ein braver Diener seines Herrn — er konnte gehn. Diesen Undank, diese schmähliche Abdankung konnte er, der 25 Jahre lang Mustergültiges geleistet hatte, nicht vergessen.

Zur Charakteristik der Gerüchte, die in Weimar im Umlaufe waren, mögen nachstehende Zeilen des Kapellmeisters Müller, Weimar 1817, dienen:

„Das fernere Verweilen Goethens in Jena und sein Nichtbekümmern um das Theater, hat unsern Großherzog bestimmt, ihn von seinen theatralischen Funktionen zu entlassen. Die Sache macht Aufsehen; doch dürfte das Theater dabei gewinnen. Goethe war zu unbeugsam und achtete die Wünsche des Hofes, besonders die unserer allverehrten Landesmutter zu wenig, um seinen Posten behaupten zu können. Sein Starrsinn war grenzenlos und Du würdest erstaunen, wenn ich Dir einige Facta mitteilte. . . . In seiner letzten Wirkungszeit bearbeitete er mehrere Kotzebuesche Stücke, und warf Kotzebue, den wir hier nächstens sehn werden — den Fehde-Handschuh hin. . ."

Wieviel an solchen Gerüchten wahr ist, läßt sich nicht ermitteln.

Vier Wochen verstrichen, ohne daß er auch nur einem seiner Freunde ein Wörtchen von dieser totalen Umwälzung meldete. Nur dem Sohne schrieb er offenherzig: „Der Welt entläuft man übrigens nicht. Malkolmi ist hier, sehr zufrieden, für den leidlichen Preis eine angenehme Wohnung zu haben. Haide und Graff, die ihn hierher begleiteten, waren bei mir, beinahe kann ich sagen, so etwas

Sonderbares habe ich nicht erlebt, denn ich ſahe erſt ohne mich zu rühmen, die Rieſenkräfte in Bramaniſcher Duldungs-Beharrlichkeit, die durch beinahe dreißig Jahre nötig waren, um aus nichts Etwas zu machen. Und das Etwas war, bei allen ſeinen ſpäteren Mängeln, doch ſo hübſch, daß ich mich ungern von ihm abwendete und nur mit Bedauern ausrief:

Rentre dans le néant dont je t'ai fait sortir.

Haides Vortrag und Erzählung, obgleich vorſichtig und klug genug, hat mich in den Pfuhl des Verderbens hinein ſehen laſſen, in welchem zunächſt alle verzweifeln werden. Wir haben das Getränk zuletzt wenigſtens in der Eſſiggährung erhalten, nun aber tritt die Fäulnis mit Macht ein, deren Eilfertigkeit man kennt."

Nur ganz gelegentlich heißt es etwa ein halbes Jahr ſpäter: „Von einem Geſchäft, das in Manchem ſchlimm war, fühle ich mich Gott ſei Dank befreit." Und wiederum ein halbes Jahr ſpäter: „Ich bin nicht, wenn aus dem Regen in die Traufe, doch aus der Traufe in den Regen geraten. Theater und Univerſität! Eins und eben dasſelbe!"

Solche kurzen Bemerkungen, beſonders aber das Schweigen über dieſe ganze Angelegenheit laſſen keineswegs den Schluß zu, daß Goethe wirklich dieſe Loslöſung vom Theater als eine wahrhafte Befreiung empfand. Vielmehr iſt dieſes Nichtreden ein deutliches Zeugnis dafür, wie ſtark ihn der Befehl des Herzogs, die Theaterangelegenheiten aufzugeben, traf, wie tief ſein Schmerz darüber war. Ob er wirklich einmal das überlieferte Wort geſprochen: „Karl Auguſt hat mich nie verſtanden!" oder nicht, iſt ziemlich gleichgültig; ſicher iſt, daß er mit dem Theater ein Stück Leben aufgab, einen Beruf, bei dem er nicht bloß aus Pflicht, ſondern aus Liebe tätig geweſen war und daß er ungern ſich von einem Felde zurückzog, auf dem er ſeiner feſten Überzeugung nach Großes gewirkt hatte und Größeres zu wirken ſich berufen glaubte.

Seitdem betrat er, der bisher eifrige Theaterbeſucher, nur ſelten das Schauſpielhaus. Er wurde in theatraliſchen Dingen nicht

häufig mehr um seinen Rat gefragt. So viele Stücke junger Autoren seitdem bei ihm einliefen, er hatte keine Lust mehr, sie zu lesen oder zu prüfen und half sich den Drängern gegenüber mit der stereotypen Entschuldigung, daß er, der Jahrzehnte hindurch die Dramen nur unter dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit für das Weimarer Theater angesehen hätte, nun keine Veranlassung mehr hätte, die dramatische Produktion sich anzuschauen und zu beurteilen. —

Wie wenig er sich einige Jahre nachher (1819) um das Theater kümmern wollte, geht aus den merkwürdigen, an den Sohn gerichteten Worten hervor: „Ihr sagtet neulich, man verspare die Aufführung des Götz von Berlichingen bis zu meiner Zurückkunft, welches mir höchst unerfreulich ist. Hätte man auf meinen Geburtstag auch nur mindestens an mich gedacht; so hätte ich es dankbar erkennen müssen; aber es ist längst bekannt und ausgesprochen, daß mir jeder persönliche Bezug in der Gegenwart höchst zuwider ist. Gib das höflich und freundlich zu bemerken; denn ich würde auf alle Fälle bei der ersten Aufführung dieser Stücke nicht ins Theater gehen und überlasse Dir daher, was Du in der Sache zu tun für gut und schicklich hältst."

Das menschliche Interesse für die Künstlerschar behielt er bei. Er brachte es über sich, auch Frau von Heygendorf freundlich zu begegnen, die seiner Christiane in der letzten Zeit treulich beigestanden hatte. Vielleicht hätte diese, die kluge Vermittlerin, die in dem wogenden Theatermeere so geschickt das Steuerruder zu führen verstanden hat, den gewaltigen Sturm beschwichtigt; nun traten die Schauspieler, die zu den Ihren gehört hatten, nach ihrem Beispiel und durch ihre Fürsprache auch die Seinen geworden waren, zurück; der Alte war viele Mühen und Sorgen losgeworden, aber er, der Meister im Entsagen, verzichtete auch auf ein großes und meist reines Glück.

IV.

Freunde: J. H. Meyer und K. Fr. Zelter.

Zu denen, die Goethe als die Seinen bezeichnen konnte, gehören nicht bloß die Verwandten, Festgenossen, Diener, Schauspieler, sondern vor allem die Freunde.

Sie alle zu würdigen — denn eine bloße Aufzählung hätte nicht den geringsten Wert — geht nicht an, weil dadurch dem Werke ein ganz ungebührlicher Umfang eingeräumt werden müßte. Wieland und Herder scheiden aus, weil die Intimität mit dem erstern schon vor dem Beginn des hier behandelten Zeitraumes zerstört war, die mit dem letztern sich bald lockerte. Der Grund, daß Schiller nicht ausführlich behandelt wird, ist an anderer Stelle (oben S. 233) angegeben. Knebel, der als „Urfreund", als der, der fast 60 Jahre mit Goethe verbunden war, wohl in Betracht kommen könnte, verwirkt seinen Anspruch auf Beachtung durch seine Unstetigkeit in der Freundschaft, durch seine vielfachen Episoden von Lauheit und Kühle neben Epochen warmer Anhänglichkeit und echter Ergebenheit.

Doch bleiben noch Freunde genug übrig.

Ein sehr merkwürdiges Moment bei diesen Freundschaften ist, daß man nicht von einem Freundeskreis sprechen kann, dessen einzelne Mitglieder wieder miteinander verbunden sind. Wohl finden sich in den Briefen mancher Grüße an Meyer und Riemer, aber sie entbehren der Herzlichkeit, wenn man etwa die Äußerungen Wilhelm v. Humboldts über den erstern abrechnet; wohl spinnen wenige wie der Allerweltsmann Müller Fäden, die auch zu anderen reichen, vom Weimarer Diplomaten zum deutsch-französischen Reinhard; im ganzen aber steht jeder für sich allein. Derartige Sonderstellung könnte durch den Zufall begründet sein oder in dem äußern Umstand liegen, daß der eine der Freunde in Berlin, ein zweiter in Leipzig und ein dritter in Stuttgart lebte, — ein persönliches Zusammentreffen bei den mangelhaften Verbindungen äußerst schwierig, eine schriftliche Verbindung kostspielig und zeit-

raubend war — doch hat sie wohl ihre tieferen Ursachen. Die eine ist, daß Goethes Freundschaften wesentlich Kameradschaften, Beziehungen waren, denen eine gewisse Tendenz anhaftete. Nicht, daß der große Weimaraner seine Korrespondenten ausnutzte, aber dem Staatsmann und Historiker, dem Dichter und Musiker, dem Philologen und Naturforscher sprach er von den Dingen seines Fachs; die meisten von ihnen drangen, wenn sie auch von dem Zauber seiner Persönlichkeit gefesselt waren, nicht in sein inneres Wesen ein; was sie von ihm wußten oder erfuhren, war entweder etwas ganz allgemeines, das sie mit allen teilten oder etwas ganz besonderes, das sie mit keinem teilen mochten. Eine andere Ursache ist, daß viele dieser Genossen weltfremde, die Einsamkeit liebende, mitunter auch recht widerborstige Gesellen waren, man denke an Wolf; Männer, die ein eigentümliches Geschick besaßen, es mit allen, selbst den Vertrautesten zu verderben und welche nur dem Einzigen gegenüber ihre Wildheit in Zahmheit zu verwandeln, ihre Donnerrede zum Säuseln herabzustimmen versuchten. Sodann hatte der im Mittelpunkt thronende Herrscher selbst, im Gegensatz zu Schiller, gar nicht das Bedürfnis, allerdings bei einer so weit verzweigten Schar auch gar nicht die Möglichkeit und Macht, die zerstreuten, so verschieden gearteten und begabten Anhänger und Verehrer zu einer wirklichen Einheit zusammenzuschließen. Wohl gab er in seinen ausführlichen Referaten gelegentlich dem einen von der Tätigkeit des andern Kunde, lobte diesen, wenn er an jenen schrieb; wie sehr stehen aber solche gönnerhafte Annäherungsversuche hinter Schillers Feuereifer zurück, seine Freunde zu einem Bunde zusammenzuschließen, gegen sein von Erfolg gekröntes Streben, Wilhelm von Humboldt mit Körner zu verbinden und seinen Körner Goethe zu nähern, in seiner Großheit unbekümmert, ob durch solche Vertraulichkeit ihm Einbuße an der Intimität der Getreuen erwachsen würde. Jedoch, wäre selbst Goethe von einem derartigen Streben erfüllt gewesen, — eine letzte Ursache hätte es zum Scheitern gebracht: eine gewisse Eifersucht. Nicht in dem Sinne, daß einer dem andern die Intimität des Altmeisters nicht

gegönnt hätte, sondern in dem Sinne, daß er diese Freundschaft sorgfältig und ängstlich als Sondergut hütete.

Gerade Zelter ist für diese ganze Art typisch zu nennen. So geschwellt seine Brust ist, von dem Bruderbund mit dem einzigen — denn von Eitelkeit darf man bei so erhabenem Gefühl nicht sprechen — er hat durchaus nicht das Bedürfnis, seine Schätze mit anderen zu teilen. Mit den Berliner Enthusiasten verkehrt er so gut wie gar nicht, mit Körner bleibt es bei äußeren Berührungen, Wolf gegenüber, mit dem er in engerem Verkehr steht, zeigt sich das offensichtliche Streben, ihn herabzusetzen, seine kleinen Schwächen und Sonderbarkeiten zu tadeln. Den einzigen, den er, gleichgültige Empfehlungen abgerechnet, bei dem Freunde einführt, ist sein genialer Schüler Felix Mendelssohn, ein Knabe, und diese Einführung erfolgt nicht, um den Knaben dem vergötterten Meister zu nähern, sondern um diesem den Genuß des Spiels des unvergleichlichen kleinen Künstlers zu verschaffen. Zu den wenigen, denen er die Weimarer Gaben mitteilt, denen er Einblick gönnt in die sehnlich erwarteten und jubelnd willkommen geheißenen postalischen Sendungen, gehören zwei Freunde, die in Sondergebieten tätig sind: der Mediziner Langermann und der Physiker Schultz.

Endlich muß der Umstand kurz begründet werden, daß aus der großen Freundesschar gerade nur die beiden: Zelter und Meyer hervorgehoben werden. Der äußere Grund dürfte nicht ausschlaggebend sein, daß mit Zelter die voluminöseste Korrespondenz geführt wurde, selbst die mit Schiller eingeschlossen, die für unsern Altmeister in Betracht kommt und daß die mit Meyer gepflogenen Gespräche wie die häufigsten so auch die tiefsten waren, — obgleich dieser Grund gewichtig genug ist.

Andere Erwägungen fallen stärker ins Gewicht. Die Beziehungen zu Meyer beginnen Ende der 80er, die mit Zelter Mitte der 90er Jahre und dauern bis zu des Meisters Tode — es sind Lebensfreundschaften in des Wortes vollster Bedeutung. Man könnte ja sagen, einzelne Briefe an Rochlitz — ebenso Äußerungen

über ihn — sind voll größerer Anerkennung für den Angeredeten; gar manche Episteln an Boisserée, Reinhard, Wilhelm von Humboldt sind gehaltvoller, — die also Geehrten waren eben höhere geistige Potenzen; aber so warm und innig wie an unsere beiden wird der Ton nie. Redet in den übrigen Briefschaften vornehmlich der Geist, so tönt hier laut Herz und Gemüt.

Noch eine andere Überlegung mußte diesen Beiden den Vorzug einräumen. Der Briefwechsel mit Zelter war der einzige, den Goethe zur Herausgabe bestimmte und größtenteils zum Behufe einer Edition abschreiben ließ und redigierte, — ein unumstößliches Zeugnis, welchen Wert der Weimarer Patriarch grade auf diese Dokumente legte. Die Gespräche mit Meyer wurden nicht aufgezeichnet und von einer Korrespondenz mit ihm kann man kaum reden, da er jahrelang Goethes Hausgenosse war und fast ununterbrochen in seiner unmittelbaren Nähe weilte.

Endlich die Hauptsache: Alle übrigen Freunde waren, wenn der Ausdruck gestattet ist, Freunde im Nebenamt. Gewiß liebten, verehrten, vielleicht vergötterten sie den Hohen, der sie seiner Freundschaft gewürdigt, aber ihre Liebe war nichts Ausschließliches, sie ganz Erfüllendes. Sie hatten Frau und Kinder, sie besaßen nicht bloß andere Kameraden, sondern engverbundene Genossen. Zelter und Meyer dagegen waren lange verwitwet, letzterer kinderlos, ersterer der Söhne beraubt, die ihm als die Nächsten zur Stütze hätten dienen sollen, sie beide waren ganz Goethe eigen. Man könnte es auch so ausdrücken, selbstverständlich ohne auch nur im entferntesten etwas Perverses andeuten zu wollen: sie liebten den Freund mit Inbrunst, mit einer weiblichen Hingebung. Das Leben der andern Vertrauten ging weiter nach des Meisters Hingang: sie trugen diesen Schmerz zu andern Schmerzen; dieser beider Freunde Daseinsfreudigkeit und Lebensfähigkeit war zu Ende, nachdem die Sonne erloschen war, die sie mit ihren Strahlen erquickt hatte. Sie starben ihrem Lebenslichte nach, ohne das sie nicht existieren konnten.

Unter den Hausgenossen steht Heinrich Meyer jedenfalls an erster

Stelle. Der wackere Schweizer — unter diesem Namen erscheint der 1759 geborene Maler und Kunstgelehrte in der italienischen Reise — war während Goethes zweiten römischen Aufenthalts diesem ziemlich nahe getreten. Er wurde damals als einer der gründlichsten Kenner der ewigen Stadt, der eigentliche Führer des Reisenden und er blieb ihm Freund und Vertrauter während seines ganzen Lebens.

Meyer war kein bedeutender Künstler, dazu fehlte ihm Leichtigkeit, Phantasie, Farbenreichtum, er war höchstens ein korrekter Zeichner. Auch war er kein großer Schriftsteller, weder elegant noch geistreich, vielmehr ein Autodidakt, der alle üblen Folgen an sich trug, die das Entbehren eines geordneten Unterrichts und guter Muster zu zeitigen pflegt. Aber er war ein Mann von solidesten Kenntnissen, unermüdlich und fleißig, von einer glücklichen Einseitigkeit, die sich da Grenzen zieht, wo das Können aufhört, von entschiedenem Urteil und mit der Fähigkeit begabt, dieses Urteil anderen aufzunötigen. Alles aber wurde überstrahlt einerseits durch menschliche Güte und Milde, andererseits durch ein vollkommenes Aufgehen in die Kunst, die sein einziges Lebenselement war. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß er Goethe oft in bedenklichen Fällen seine Autorität aufdrängte und namentlich, je älter er wurde, mit desto größerem Eigensinn und stärkerer Hartnäckigkeit auf vorgefaßten Meinungen verharrte, daß er ferner durch seine Einseitigkeit bisweilen den alten, gefügigen Kunstfreund von dem rechten Wege ablenkte, ihn von der Teilnahme an der modernen Entwicklung zurückhielt, ungerecht werden ließ gegen Gotik und Mittelalter — aber trotz Alter und Kränklichkeit, trotz Verkennung, ja Verachtung entgegengesetzter Bestrebungen hielt er an seinen Idealen fest und lebte im Reich des Schönen. Man hat in neuerer Zeit mehrfach versucht, die beiden alten Herren zu verspotten, die, Kunstblätter in der Hand haltend, sich stundenlang gegenübersitzen, ohne ein Wort zu sprechen, eben weil sie sich bewußt sind, dieselben Gedanken zu hegen, und dieselbe Wertschätzung den kostbaren Überbleibseln vergangener Zeiten entgegenbringen, — aber man müßte

eher mit unendlicher Rührung dieſe geiſtesfriſchen, jugendlich erglühten Heroen bewundern, ergraut im Alter und ergraut in Freundſchaft.

Denn zwiſchen ihnen dauerte wirklich nicht nur eine ſachliche Gemeinſchaft, ſondern eine innige perſönliche Verbindung, ſo innig, wie der alte Goethe ſie außer mit Zelter mit keinem anderen Manne unterhielt. Neben den herrlichen Worten, die Meyer in der Italieniſchen Reiſe an mehreren Stellen gewidmet ſind, wird dieſe unzerſtörbare Gemeinſchaft durch den Ausſpruch bekundet, den Goethe 1823 in einem Geſpräche mit ſeinem Freunde Grüner über Meyer tat: „Den Tod dieſes Mannes wünſche ich nicht zu überleben. Er iſt ein gediegener, tüchtiger, nicht zu erſetzender Mann".

Trotz aller dieſer Vorzüge war und blieb Meyer von einer rührenden Beſcheidenheit. In einem der Briefe, die er aus Rom ſchrieb, hatte er die Worte gebraucht: „Was mich aber allein angeht, wie mir nämlich je länger je übler zu Mute wird, daß ich Ihren Umgang verloren habe, da ſind ich gut, den Gram darüber im Herzen zu verſchließen — meines Lebens beſtes Glück iſt damit hin. Ich fühle mich ohne Sie wie allein und verlaſſen in der Welt, mißtrauiſch gegen die Einſichten aller Menſchen. Mit Ihnen iſt mir die Fackel erloſchen, die mich in den Künſten durch die Nacht des Zweifels führte; allein irr' ich nun und tappe im Finſtern und weiß die Wahrheit oft nicht mehr zu finden." Dieſe Geſinnungen gegen den, den er zum Meiſter erkoren hatte, wahrte er, ſelber zum Meiſter geworden, alle Zeit.

Das mit dieſen Worten im allgemeinen charakteriſierte Verhältnis muß in ſeiner Entwicklung und ſeinem Verlaufe etwas eingehender dargeſtellt werden.

Der von Italien Heimgekehrte machte dem Schweizer Freunde Anerbietungen. Er verſchaffte ihm eine Zubuße von 100 Skudi jährlich für einen noch zwei Jahre währenden Aufenthalt in Rom und verpflichtete ſich, ihm dann in Weimar eine angemeſſene Stellung zu verſchaffen. „Mir gibt es eine neue Ausſicht aufs Leben, daß

ich mir nun denken kann, dereinſt Ihres Umgangs zu genießen", ſchrieb er am 21. Auguſt 1789. Als Meyer bald darauf ſchwer erkrankte, klagte Goethe (6. Februar 1790): „Wenn er ſtirbt, ſo verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifele". Der Geſundheitszuſtand des Künſtlers beſſerte ſich. Deshalb erging an ihn der Vorſchlag, etwa im September 1791 nach Weimar zu kommen, zunächſt dort ohne amtliche Stellung zu verweilen, bis ſich eine ſolche finden würde. Sie fand ſich in der Tat bald genug. Er wurde Leiter der Zeichenſchule und brachte ſie nach manchen Schwierigkeiten und nach Entfernung der älteren Lehrer, die einer geſunden Entwicklung im Wege geſtanden hatten, zu hohem Flor, er wurde Lehrer, Berater, ja ſelbſt Vertrauter einzelner Mitglieder der fürſtlichen Familie und lebte ſich ſo völlig in dem kleinen Landſtädtchen ein, daß er faſt ganz zum eingeſeſſenen Weimaraner wurde.

In den erſten Jahren ſeines Thüringer Aufenthalts war und blieb Meyer Goethes Hausgenoſſe, daher fehlte in den an Chriſtiane gerichteten Briefen ſelten ein Gruß für ihn; in den für ihn beſtimmten wird er faſt zärtlich zu ruhiger Tätigkeit, zu gedeihlicher Vorbereitung gemeinſamer Arbeit aufgefordert; in Briefen an andere das Frohgefühl zum Ausdruck gebracht, das ſein Aufenthalt in Weimar erweckt: 1793. „Meyer iſt noch immer bei mir und die aeſthetiſchen Freuden halten uns aufrecht, indem faſt alle Welt den politiſchen Leiden unterliegt". Jede von ihm unternommene Kunſtreiſe iſt für den Zurückgebliebenen durch die ausführlichen ſchriftlichen Berichte und kenntnisreichen mündlichen Auseinanderſetzungen eine Quelle reicher Belehrung: „Mein guter Meyer", heißt es am 29. April 1794, „iſt nach Dresden, wo er einen Genuß finden wird, deſſen er allein fähig iſt, ſeine Abweſenheit macht eine große Lücke in meine Exiſtenz, ich fülle ſie mit Hoffnung und mit dem Gedanken an die Reichtümer aus, die er ſich und uns überbringen wird."

Meyer iſt für Goethe aber nicht nur der Gelehrte, deſſen Unterweiſung er nicht hoch genug anſchlagen kann, ſondern auch der

Meyer

Zeichnung von Schmeller

(Goethenationalmuſeum in Weimar)

große Künstler, dessen Gaben er mit begeistertem Lobe empfängt. „Wir wollen uns Glück wünschen," so tönt es einmal fast wie ein Jubelruf, „daß wir diesen Schatz (eine Zeichnung Meyers) besitzen. Es ist ein Sinn, ein Frieden in dem Bilde, der höher ist als alle Vernunft, ich freue mich für Sie und uns, daß es Ihnen so wohl geraten ist." Und mit den Worten, „mein stilles Haus sehnt sich nach Ihnen" drückt er seine Empfindung aus, als eine längere Reise des freundlichen Kunstgenossen sich ihrem Ende näherte.

In den ersten Weimarer Jahren entwickelte sich der biedere Schweizer aus dem Künstler immer mehr zum Kunstgelehrten. Mit der Begründung der Horen kommt auch sein Schreibeifer in Fluß. Daher wurde fast triumphierend gemeldet: „Meyer ist sehr fleißig. Er hat bisher vortreffliche Sachen gemacht. Mir ist, als wenn ihm mit jedem Tage Gedanken und Ausführungen besser gelängen."

Ein Moment, das die Intimität beider Freunde bestärkte, bestand darin, daß der gutmütige Schweizer, der als Künstler und Naturmensch natürliche Verhältnisse nicht mit dem strengen Auge der Sittenzensoren ansah, sich der guten Christiane vertraulich näherte. Durch das Bild, das er mit größerer Bravheit als Kunst von ihr gestaltete, machte er ihr große Freude. Daher wurde dem Reisenden, der auf einer seiner belehrenden Touren auswärts war, einmal gemeldet (17. August 1796): „Die Hausfreundin grüßt und wünscht Ihnen bald wieder eine gute Suppe zu kochen und Sie aufs beste zu pflegen, welche frommen Wünsche denn freilich leider mit den unsrigen im Widerspruch stehen".

Die Freundschaft mit Meyer bestand die stärksten Proben. Denn wie oft kommt es vor, daß zwei Weggenossen, die eine Zeitlang zusammen gewandelt, wenn sie sich nach einer mehrjährigen Trennung wiederfinden, während deren sie die größten Erwartungen auf einander gesetzt hatten, eine schlimme Enttäuschung erleben. Diese beiden Freunde fanden jedoch bei ihrer Wiedervereinigung 1797 in Stäfa, Meyers Geburtsort, und bei ihrer gemeinsamen Reise durch die Schweiz alles verwirklicht, was sie ersehnt hatten, ja fast noch schöner, als sie es sich vorgestellt. Seinen Eindruck

faßt Goethe einmal in die Worte zuſammen: „Meyern habe ich gefunden, wie einen Steuermann, der aus Ophyr zurückkehrt, es iſt eine herrliche Empfindung, mit einer ſo bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu ſtreben und ſie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten.“ Er freut ſich an der Tüchtigkeit des Menſchen, an der Geſchicklichkeit des Künſtlers, deſſen Kopie der Aldobrandiniſchen Hochzeit ihm unvergleichlich ſchön dünkt, an dem Wiſſen, der Umſicht, der Darſtellungsgabe des Gelehrten, die er mit folgenden Worten rühmt:

„Über die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunſtſchätze der alten und mittleren Zeit rezenſiert hat, werden Sie erſtaunen und ſich erfreuen, wie eine Kunſtgeſchichte aus dieſen Trümmern gleichſam wie ein Phönix aus einem Aſchenhaufen aufſteigt. Wie wichtig ein ſolcher neuer Pauſanias ſei, fällt erſt in die Augen, wenn man recht deutlich anſchaut, wie die Kunſtwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniſſe zerſtreut oder zerſtört werden.“

Auch eine neue Probe wurde gut beſtanden. Wie ſchon erwähnt, hatte Meyer längere Zeit als Hausgenoſſe, d. h. als Gaſt, unentgeltlich in Goethes Haus gewohnt. Das war dem feinfühligen Manne empfindlich, ja auf die Dauer unerträglich. Er tat daher dem verehrten Freunde, bei einer gemeinſamen Fahrt nach Jena, den Vorſchlag, auszuziehen. Darauf aber konnte und wollte Goethe nicht eingehen. Es iſt geradezu rührend, wie er den beſorgten Freund beruhigt und ihm den Gegenvorſchlag macht, um eine faſt lächerlich winzige Entſchädigung den alten Zuſtand beizubehalten.

„Sie können empfinden, wie nötig, nützlich, angenehm und erfreulich mir Ihre Gegenwart ſei, da wir ein ſo nah verwandtes Intereſſe haben und ich faſt von aller Welt abgeſondert lebe. Ich wünſchte daher, daß Sie nicht an eine Veränderung dächten, als bis eine Notwendigkeit von Ihrer Seite eintritt, daß ſich entweder eine anſtändige Verſorgung für Sie findet, oder Sie aus ſonſt einer Urſache ſich beſonders zu etablieren geneigt ſein könnten.

Bis dahin will ich gern, und mit Dank, um Sie jeder Art von Bedenklichkeit zu überheben, einen Zuſchuß zur Haushaltung von Ihnen künftig annehmen, da Sie eine leidliche Einnahme haben und es Ihnen kein Geheimnis iſt, daß ich nicht reich bin, ſondern nur durch Ordnung und Tätigkeit meine freilich etwas breite Exiſtenz ſoutenieren kann.

Wenn Sie mir jährlich 150 rth. gaben, ſo iſt es, bei meinem völlig eingerichteten Haushalt, für mich ein hinreichend Equivalent, da Sie hingegen einzeln und abgeſondert viel teurer leben würden."

Auch die ſtärkſte Probe wurde von dieſer Freundſchaft ſiegreich beſtanden: die durch das Hinzutreten eines Dritten. Man ſollte meinen: Schillers Erſcheinen hätte den braven Schweizer zurückdrängen, vielleicht entfernen können und müſſen, aber gerade das Gegenteil tritt ein. Meyer wird der dritte im Bunde, nicht bloß, wie ſchon erwähnt, als Schriftſteller mittätig, ſondern eingeweiht in die großen Reform-, ja Revolutionspläne der Dioskuren auf äſthetiſchem Gebiete, — der nicht bloß geduldete, ſondern tonangebende Genoſſe im Felde der bildenden Kunſt.

Jahrelang herrſchte unter den Zuſammenwohnenden enge Gemeinſamkeit. Sie wurde auch nicht geſtört, als Meyer ſchließlich doch im November 1802 auszog, da er bei der Verheiratung mit einer Tochter des Kanzlers von Koppenfels einen eigenen Hausſtand begründete. Ja, gerade in den folgenden Jahren wurde das Miteinanderarbeiten noch enger, wenn auch natürlich nun kein tägliches Zuſammenkommen mehr möglich war. Dies war eine Folge der in Weimar veranſtalteten Kunſtausſtellungen, über die es viel zu beraten gab, der Kunſtnachrichten, die in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung erſchienen. Es war ſchon damals ein offenes Geheimnis und iſt nun durch eine Reihe von Forſchungen klargeſtellt, daß die Weimarer Kunſtfreunde (W. K. F.) faſt ausſchließlich die beiden eng verbundenen Genoſſen waren, die oft ihr gewichtiges und mitunter recht ſcharfes Wort hören ließen.

Mit dieſen Arbeiten war jedoch die gemeinſame Tätigkeit keines-

wegs abgeschlossen. Vielmehr ist es gerade Meyers belehrendem und belebendem Einflusse zuzuschreiben, daß Goethe sich nun nicht mehr wie früher bloß gelegentlich der Betrachtung und Beurteilung von Kunstgegenständen zuwendete, sondern die methodische Durcharbeitung solcher Dinge sich angelegen sein ließ. Und zwar blieb es nicht bei sorgfältiger Durchsicht von Meyers Kunstgeschichte, die Goethe gern in den Cottaschen Verlag übergeleitet hätte, sondern es kam zu lebhaften artistischen Unterhaltungen der beiden eng verbundenen Genossen mit Schiller und zu einem gemeinsamen Unternehmen, der Zeitschrift „Die Propyläen", in der die Freunde ihr Glaubensbekenntnis über allgemeine ästhetische Fragen niederlegten und besonders ihre Stellung zur alten Kunst präzisierten. Es war für den Meister, der nicht eifersüchtig einen Freund für sich allein begehrte, sondern die Förderung, die er von ihm genoß, auch anderen zuteil werden ließ, eine Herzensfreude, den wackeren Schweizer mit dem ideenreichen und für alles Neue empfänglichen Schiller in nähere Verbindung zu bringen, und er empfand eine wahre Beseligung an dem herzlichen Gefallen, das der Künstler und Kunstgelehrte dem gedankenvollen Mitstrebenden entlockte. Wie sehr aber Goethe eine auch von anderer Seite dem Freunde erwiesene Gunst fast als eine ihm selbst erteilte betrachtete, geht aus folgendem Schreiben, an den Herzog August von Gotha gerichtet, 3. August 1804, hervor:

„Ew. Durchl. haben dem Prof. Meyer, welcher vor kurzem das Glück hatte, aufzuwarten, die Gnade erzeigt, daß er die, um Höchstdieselben versammelten Kunstschätze, zu seinen Absichten, bequem benutzen können. Diese einem mir so werten Freunde erzeigte vorzügliche Gunst würde mich zu untertänigstem Danke auffordern, wenn auch nicht daraus für mich selbst zunächst mancher Vorteil entspränge. Da aber unsere Studien und Tätigkeiten dergestalt verbunden sind, daß alles, was dem einen nützt, den andern zugleich mit fördert, so habe ich jenes ihm widerfahrene Gute als mir selbst geschehen anzusehen und halte für Pflicht, meinen untertänigsten Dank dafür auszusprechen."

Die traurigen Oktobertage spielten dem Fremdling, der doch schon in Weimar ziemlich heimisch geworden war, sehr übel mit. Wie schlimm es ihm erging, wie sehr er fast von dem Notdürftigsten entblößt war, zeigt sich aus Goethes Billett (Mitte Oktober 1806): „Sagen Sie mir, mein Werter, womit ich dienen kann? Rock, Weste, Hemd usw. soll gerne folgen, vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien."

Den schlimmen Zeiten folgten bessere. Gerade damals wurde die amtliche Tätigkeit des Künstlers befestigt und die Friedensjahre wurden in höchst ersprießlicher Weise benutzt. Freilich regte sich auch bei diesem Schweizer nicht selten die Sehnsucht nach der Heimat. Und ferner wird man ihm, der doch innerlich den deutschen Bewegungen fremd blieb, nicht verübeln, daß er die Freiheitskriege als störende Unruhen betrachtete und die Lust empfand, ihnen zu entgehen. Er entfernte sich, freilich nicht zu dauerndem Abschiede, und ging nach der Schweiz. Das Vierteljahrhundert des gemeinsamen Lebens hatte die Innigkeit der Empfindung bei dem Zurückgebliebenen nicht gestört, vielmehr hatte gerade die Entfernung das Verlangen nach dem belehrenden Umgang gesteigert, ja die Notwendigkeit seiner Tätigkeit für Weimar klar erkennen lassen. Davon gibt die liebreiche Art, mit der Goethe den Freund zum Wiederantritt seiner Stellung zu bewegen sucht, vollgültiges Zeugnis (7. März 1814): „Ich würde Sie jedoch zu einer Rückkehr nicht unmittelbar aufmuntern, wenn ich es nicht um der Hoheit willen täte, die es zu wünschen scheint, ob sie gleich, nach ihrer leisen und zierlichen Art, nichts Entschiedenes äußert. Ich glaube aber, und Sie werden es selbst fühlen, daß Sie ihr notwendig sind. Bisher habe ich als Surrogat meine Sachen so gut als möglich gemacht; kommen Sie zurück, und ich bleibe in der Nähe, so kann man gemeinschaftlich wirken und dem schönen, obgleich von mancherlei Seiten bedrängten Leben etwas zu Liebe tun. Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber, und erzählen Sie mir das Mitteilbare von Ihren nächsten Umgebungen."

In den unmittelbar folgenden Jahren — Meyer folgte, sobald

die Ruhe wieder hergestellt war, dem lockenden Rufe, der doch nur seiner eigenen Lust entsprach — kam zu der bisherigen gemeinsamen Tätigkeit ein neues Moment. Goethe hatte sich entschlossen, als eine Fortsetzung seiner Lebensbekenntnisse, die in „Dichtung und Wahrheit" dem deutschen Publikum vorgelegt worden waren, die Schilderung seiner italienischen Reise folgen zu lassen. Besaß er auch für diesen so überaus wichtigen Zeitraum seines Lebens eine ungemein lebhafte Erinnerung und hatte er auch in den zu jener Zeit geschriebenen und sorgfältig aufbewahrten Tagebüchern und Briefen willkommene Quellen und Hülfsmittel, so nutzte er doch das reiche und stets präsente Wissen des Genossen jener unvergleichlich schönen Tage. Gelegentlich wurde der Plan erwogen, Meyer geradezu zum Mitarbeiter jenes Teiles des großen autobiographischen Werkes zu bestimmen: er sollte kunstgeschichtliche Anmerkungen zu der Beschreibung liefern, auf die dann freilich, vielleicht zum Nachteile des Werkes, schließlich verzichtet wurde. Seine Belehrung jedoch war ungemein förderlich. „Die Gegenwart und Teilnahme meines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten, des Hofrats Meyer" wird einmal gerühmt und seine Mitwirkung mit der Begründung hervorgehoben, „da dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sizilien zubrachte, in Rom blieb."

Und der kaum genugsam zu schätzende Wert seiner erfreulichen stillen Mitarbeit wird durch die Worte gekennzeichnet: „Hätte ich diesen Freund nicht, so dürfte ich diese Arbeit garnicht unternehmen: Denn, wie soll man zur Klarheit gelangen, sich des liebenswürdigen Irrtums erinnern, in welchem man wie im Nebel hockte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen und finden würde."

Wie aber der eifrige Kunstgelehrte dem kunstbeflissenen Freunde seine stille Unterstützung nicht versagte, so war auch Goethe bemüht, dem mit der Feder Unbeholfenen seine werktätige Hilfe angedeihen zu lassen. Er sah gewissenhaft Meyers Kunstgeschichte durch und förderte sie nicht nur durch einzelne stilistische Verbesserungen, sondern

auch durch Hinweiſe auf Kompoſition, auch wohl durch Berichtigung von Einzelheiten. Aber er hatte ſeine helle Freude an dem tiefgründigen Wiſſen und an dem ſicheren Urteil des ſtillen Freundes. Er erlabte ſich an deſſen Unterſuchungen und an ſeiner kenntnisreichen Darſtellung. Das Lob des gewaltigen Werkes, das für jene Epoche einen außerordentlichen Fortſchritt darſtellte, ſprach er in folgenden begeiſterten Worten aus (17. Mai 1815): „Meyer hat hierin" (in der Ausgabe von Winckelmanns Schriften) „unſchätzbares Verdienſt, und wenn er dieſe Arbeit nunmehr zum Grunde legt, und ſein Leben über ſo fortfährt, alles was ihm bekannt wird, nachzubringen; ſo iſt für die Kunſt, die durch vieles hin und herreden und pfuſchen täglich unſicherer wird, und zu ihrer Erhaltung ſehr viel getan.

Seine eigene Kunſtgeſchichte, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, iſt auch ſchon vom Anfang bis zu Ende entworfen, und in einzelnen Teilen meiſterhaft ausgeführt. Das Verdienſt ſolcher Männer wie Rubens, Rembrandt u. ſ. w. hat noch niemand mit ſoviel Wahrheit und Energie ausgeſprochen. Man glaubt ſich in einem Bilderſaale ihrer Werke zu befinden: Licht- und Schattenwirkung und Farbengebung dieſer trefflichen Künſtler ſpricht uns aus den ſchwarzen Buchſtaben an."

Die in acht Bänden erſchienene Winckelmann-Ausgabe, 1806 bis 1822 iſt nur ein Zeugnis von Fleiß und Sorgſamkeit; die „Kunſtgeſchichte" iſt Meyers Hauptwerk. Es führt den Titel: „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen von ihrem Urſprunge bis zum höchſten Flor", erſchien in zwei Bänden, Dresden 1823; der von dem Autor druckfertig hinterlaſſene 3. Teil „Zeit ihres Abnehmens" wurde 1836 hinzugefügt.

Es iſt ein Werk ſoliden Fleißes. Geplant ſeit 1795, ſeitdem in Gemeinſchaft mit Goethe und Schiller weitausſchauende Ideen gefaßt waren, 1811 durch Vorleſungen vor einem Kreiſe hoher Gönner gefördert, zeigt es den emſigen Sammler, aber weder immer den originellen Beurteiler, noch den ſchreibgewandten Darſteller. So oft auch ſein feiner Anſchauungsſinn hervortritt, ſo

ſchwer macht ſich ſein Mangel an Sprachkenntniſſen fühlbar und ſeine ſchleppende Schreibweiſe, ohne Schwung und Lebendigkeit. Sein Wiſſen iſt zwar groß — obgleich es ſich im weſentlichen auf italieniſche Sammlungen ſtützt, aber nicht eindringend genug, um ihn zur Aufſtellung neuer Geſichtspunkte zu befähigen. Gar manches fehlt, z. B. ein Kapitel über Architektur. Wenn er auch, mehr als die früheren, die Münzen nach ihrem großen Werte einſchätzt, manchem ehemals gering geachteten Kunſtwerk den rechten Platz anweiſt und ihm die gebührende Würdigung ſchenkt, ſo hat er damit doch kein grundlegendes Werk geliefert. Es hat den Gegenſtand in der Folgezeit nicht zu fördern gewußt. Denn der Verfaſſer war nur ein Schüler Winckelmanns und iſt über den Meiſter nicht hinausgekommen.

Im Gegenſatz zu dieſer Beurteilung empfand Goethe volle Bewunderung für das Werk des Freundes und drückte dieſe einem Kunſtverwandten einmal mit den Worten aus: „Seine griechiſche Kunſtgeſchichte, von den älteſten Zeiten bis auf Alexander, iſt ein unſchätzbares Werk für jeden, der mit ſich ſelbſt und dem Gegenſtand einig werden will. Unſere lieben deutſchen Blättler werden es bald um- und umgeſchrieben und, was ſchlimmer iſt, in Phraſen verzettelt haben; indeſſen bleibt es denn doch auf den Repoſitorien ſtehen, und jeder Friſche kann in der Folgezeit wieder friſch darnach greifen.“ Und an einer andern Stelle: „Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntnis der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine „Kunſtgeſchichte“ iſt ein ewiges Werk, allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen Wege fortgegangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zunutze macht.“

Die Lebensbeziehungen beider Engverbundenen trübten ſich keinen Augenblick; die Bewunderung Goethes wuchs, ſtatt abzunehmen.

Meyer ging im Winter 1817/18 nach ſeiner Heimat. „Meinen teuren Freund Meyer verlier ich für dieſen Winter, wodurch mir

ein Großes abgeht. Die Ärzte haben ihm die vaterländische Luft angeraten; möge sie ihm doch gedeihlich sein!"

„Ein unentbehrlicher Wintertrost" werde ihm durch seine Abreise geraubt, schrieb Goethe an einen anderen Freund, doch wurde nicht nur seine Gelehrsamkeit, seine in privatem Gespräche hervortretenden Kunstkenntnisse gerühmt, sondern auch seine Tätigkeit als Lehrer anerkannt. Schon im Jahre 1807 hatte es in dieser Beziehung über ihn geheißen:

„Des Hofrat Meyers großes didaktisches Talent ist außer allem Zweifel, weil er seine Schüler durch alle Stufen zu beurteilen und jedem den augenblicklich nötigen Rat zu geben weiß. Sonst sind die Künstler meist in dem Fall, daß sie wohl etwas machen, aber nicht anweisen können, wie man etwas machen soll. Deswegen die fast incorrigible Unart der Zeichenmeister, daß sie anstatt den Schüler zu unterrichten, dasjenige selbst machen, was er machen sollte."

Äußerst wichtig war seine Sendung nach Berlin. An Aufforderungen hatte es bisher auch nicht gefehlt, damals sandte der Minister Altenstein an Goethe und Meyer eine förmliche Einladung. Der erstere mochte ihr seines Alters und seiner Bequemlichkeit wegen nicht entsprechen, Meyer ging an seiner Statt. Sie dachten so vollkommen überein, daß eine vorherige Besprechung dem Zurückbleibenden gar nicht nötig schien. Eine solche Kunstreise galt als so bedeutsam, daß Goethe dem Freunde einen mehrwöchentlichen Urlaub dazu auswirkte.

Nach mehreren Wochen eifrigen Schauens und Studierens, eines lebhaften Verkehrs mit den tonangebenden Männern kehrte der Kunstfreund zurück, „sehr zufrieden von seinem Berliner Aufenthalt, voll Verwunderung über dortige Kunstschätze und Kunsttätigkeit."

Über die in der Hauptstadt gewonnenen Eindrücke war, damit das ganze nicht als ein Privatunternehmen ausgelegt, sondern als eine diplomatische Sendung aufgefaßt würde, eine Art offizieller Berichterstattung geplant. Nach einem bestimmten Schema wurden

die Eindrücke fixiert, der in vielen und langen Abendsitzungen festgestellte Bericht nach Berlin gesendet. Dies geschah mit aller Feierlichkeit, wie sie einem hochwichtigen politischen Traktat etwa zugewiesen werden konnte; es ist, als wenn diese preußischen Kunstbestrebungen nun von Weimar aus ihre Weihe erhalten sollten. Der Bericht, am 31. Dezember 1820 fertiggestellt, wurde am 10. Januar 1821 nach Berlin übermittelt. Sein Druck in den Heften von „Kunst und Altertum" war in Aussicht genommen. Aber ein Vierteljahr verging — denn in Berlin sah man diese Sache nicht so ernsthaft an und glaubte auch ohne die Weimarer Firmelung fertig zu werden — ehe eine Äußerung des Ministeriums eintraf. Der Druck des Heftes von „Kunst und Altertum" war sistiert worden, um für das für Berlin bestimmte Ehrenzeugnis Raum zu lassen; als dann nach längerem Warten die Genehmigung der Berliner Behörde eintraf, wurde der Bericht über die Berliner Museen zum Drucke befördert. Gewiß stimmte Goethe, der sich Meyers Einsicht und gründlichen Kenntnissen gern unterwarf, mit dessen Urteile überein und es ist wohl nur ein harmloser Scherz, wenn er bei dieser Gelegenheit von dem Freunde sagt: „Meyer, ein Berliner Patriot, wie er kaum an Ort und Stelle zu finden sein möchte, weshalb er sogar mitunter einige Anfechtung erleidet."

1823, kurz vor Goethes Abreise, wurde Meyer sehr krank, des Freundes zärtliche Besorgnis äußert sich in den Worten: „Ich darf Ihnen, mein Teuerster, nicht mit Worten aussprechen, wie sehr mich Ihr Unfall geschmerzt und bekümmert hat; glücklicherweise gelangte täglich einigemal Nachricht von Ihrem Befinden zu mir und zwar von Stunde zu Stunde bessere, und ich wäre auch beruhigt von dannen geschieden, hätt ich Sie nur noch erwarten können; aber ich ward zu meiner ohnehin verspäteten Reise endlich genötigt und hoffe nun sehnlich auf einige Worte von Ihnen, unmittelbar oder durch meinen Sohn."

Auch 1826 wurde Meyer von einer schweren Krankheit befallen. Die bei dieser Gelegenheit an ihn gerichteten Briefe und die Äußerungen über ihn an andere sind voll inniger Zärtlichkeit. Zu

ihrer Charakteriſtik und zur Darſtellung der ganzen Art, wie Goethe dieſen geprüften Freund und ſein Werk betrachtete, diene folgende ausführliche Stelle (27. Juli 1826): „Hofrat Meyer, der Stimmenführer Weimariſcher Kunſtfreunde, erfreute mich noch vor ſeiner Abreiſe mit dem Blatt, deſſen Copie Sie erhalten. Er geht, begleitet von ſeinem Arzt, nach Carlsbad; möge er uns erneuert wieder gegeben werden. Es tut mir leid, daß ſeine Tabelle zur Kunſtgeſchichte bis auf Alexander den Großen nicht zu Ihrer Zeit ſchon an meiner Wand hing. Für wahre Kunſtfreunde iſt es ein großes Geſchenk, eine vierzigjährige Arbeit, die uns aus vieler Verwirrung heraushilft. Zwar die Herren Thierſch und Conſorten werden verſichern, es ſei anders oder vielmehr ganz und gar nichts. Doch werden wir, als Kenner guter Weine und ihres Unterſchieds, uns von ſolchen Unberufenen ohne Naſe und Gaumen nicht hindern laſſen, das Genießbare zu genießen, das Nutzbare zu nutzen und das Fürtreffliche zu verehren."

Es iſt nicht möglich, alle Äußerungen Goethes zuſammenzuſtellen; nur eine, grade aus dieſer ſpäten Zeit, ſei hier angeführt.

Nach faſt 40 Jahren einer ungetrübten Gemeinſchaft nahm Goethe Veranlaſſung, dem bewährten Genoſſen und nie verſagenden Mitarbeiter folgendes ehrenvolle Zeugnis auszuſtellen: „Meines vieljährig geprüften Freundes, Herrn Hofrat Heinrich Meyers, vollkommenes Kunſturteil gründet ſich auf angeborenes Talent, lebenslängliches Anſchauen aller Art Kunſtwerke, auf tiefen Blick, ſcharfe Unterſcheidungsgabe und gelehrte Studien. Dieſe ſeine ſchönen Vorzüge ſind in Deutſchland allgemein anerkannt; ſollte für Ausländer noch ein beſonderes Zeugnis nötig ſein, ſo verweigere nicht ſolches, einſtimmig mit Obgeſagtem, hiermit auf Verlangen unbedenklich abzulegen."

Trotz der Gebrechlichkeit des Schweizer Kunſtgelehrten, trotz des Schmerzes, den er 1825 über den Tod ſeiner Gattin, ſeiner ſorgſamen Pflegerin empfand, kam es auch in den letzten Jahren zu häufigen langandauernden Kunſtkonferenzen und traulichen Geſprächen in Goethes Haus. Der Wagen wird geſendet, um den Treuen abzu-

holen und wieder in sein Heim zurückzubringen, jedes neuanlangende Kunstblättchen, jeder neue Ankauf wird sorgfältig studiert und eifrig kommentiert und Goethe unterwirft sich gern, trotz seiner eigenen Kennerschaft den oft einseitigen Urteilen des bewährten Kunstfreundes.

Nur eines störte ihn mitunter an dem alten Gefährten: seine Schweigsamkeit und Ruhe. Sein absichtliches Nichtwidersprechen, zu dem sich der biedere Schweizer zwang, um es mit dem hochstehenden Freunde nicht zu verderben. Goethe erklärte einmal (1828): „Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht mir nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal. Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht. Er sollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauspiel."

Auch eine andere Äußerung ist beachtenswert (1824): „Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der ersteren: der Kanzler, der letzteren: Meyer. Dieser steht so hoch in Verzweiflung, daß er wieder zu hoffen anfängt." Aber aus solchen Bemerkungen darf man keine falschen Schlüsse ziehen; es sind kleine Stiche, die man auch gegen den Bewunderten wagt. Denn in Wirklichkeit stand dieser schlichte einfache Mann in Goethes Neigung unendlich hoch. —

Wie er 1823 sagte: „Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben," so brauchte er einmal, wenn Falk recht berichtet, über ihn das merkwürdige Wort: „Wir alle, so viel wir unser sind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend etwas und von irgend einer Seite weismachen lassen, und eben deshalb können wir auch noch einmal wiederkommen; sie wird es wenigstens nicht übelnehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, solange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er ist so klar und in allen Stücken so ruhig, so grundverständig, sieht, was er sieht, so durch und durch, so ohne alle Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes, daß das Zuunterst

(dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns ſpielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte."

Unter den Getreuen iſt Zelter der Getreueſte. Er war ſchon lange ein Goethe-Verehrer, ehe er von dem Meiſter aufgenommen wurde. Durch Frau Helene Unger hatte er in den neunziger Jahren ſeine Kompoſitionen an Goethe gelangen laſſen, über die dieſer ſich günſtig ausſprach, 1798 war es Schlegel, der Goethe auf den Komponiſten hinwies; darauf folgte eine ſehr lobende Charakteriſtik des Handwerkers und Künſtlers, von dem Goethe damals noch nicht wiſſen konnte, ein wie origineller Menſch Zelter war und welch trefflicher Charakter mit dieſer Kunſttätigkeit verbunden war. „Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntſchaft eines Individuums war, ſo bin ichs auf Herrn Zelter. Gerade dieſer Verbindung zweier Künſte iſt ſo wichtig und ich habe manches über beide im Sinne, das nur durch den Umgang mit einem ſolchen Manne entwickelt werden könnte. Das originale ſeiner Kompoſitionen iſt, ſo viel ich beurteilen kann, niemals ein Einfall, ſondern es iſt eine radikale Reproduktion der poetiſchen Intentionen. Grüßen Sie ihn gelegentlich aufs beſte. Wie ſehr wünſche ich, daß er endlich einmal ſein Verſprechen, uns zu beſuchen, realiſieren möge."

Es iſt ein eigenartiges Zuſammentreffen, daß der Dichter ganz kurze Zeit nachdem er ſeinen erſten Brief an Zelter gerichtet hatte, unbewußt der Folgen und Wirkungen, wie ſie das erſte Schreiben haben ſollte, an einen Jugendfreund bei Gelegenheit eines Trauerfalls folgende Worte richtete:

„So wenig man ſich wieder Brüder und Schweſtern ſchaffen kann, wenn Vater und Mutter tot ſind, ſo wenig kann man ſich Freunde erwerben wie die ſind, die ein früheres, völlig verſchwundenes Jugendverhältnis uns verſchaffte. Wir haben im Alter noch Überzeugung und Wahl, aber die ſüße Notwendigkeit der Jugend erſcheint uns nicht wieder."

Dieſe Worte entſprachen nicht ganz ſeiner Situation. Denn für ihn, der ohne einen Herzensfreund kaum auskommen konnte, war es

gewiß notwendig, ſich einen Vertrauten zu erwerben, aber auch Überzeugung und Wahl wirkten mit, um unter all den Bekannten gerade den auszuſuchen, der durch Lebensſtellung und Bildungsgang auf den erſten Blick am allerwenigſten zum Herzensfreunde geeignet ſchien.

Nach ſeinem erſten Beſuche (1802) heißt es: „Zelter hat ſehr lebhafte Eindrücke zurückgelaſſen. Man hört überall ſeine Melodien, und wir haben ihm zu danken, daß unſere Lieder und Balladen durch ihn von den Toten erweckt wurden."

Nach dieſem Beſuch, und infolge mannigfacher Kompoſitionen z. B. des Schillerſchen Reiterliedes, über das, wie Goethe ſchrieb, Enthuſiasmus herrſchte, galt Zelter als ein Stück Weimarer Requiſit; ein eifriges Liebeswerben erfolgte um ihn; in wiederholten Briefen wurde ſein Kommen nach Weimar erbeten, ja — ein überaus ſeltener Fall — Reiſeentſchädigung ward ihm in Ausſicht geſtellt. Dann kam er wirklich (1803), und dem Berliner Hauſe, von dem aus er zuerſt in den Geſichtskreis der Weimaraner gerückt worden war, wurde gemeldet: „Gegenwärtig genieße ich der Freude, Herrn Zelter in meinem Hauſe zu bewirten. Die Anmut ſeiner Perſon, die auf einem ſo ſoliden Grunde ruht, erregt allgemeine Zufriedenheit. In ſeinem Umgang iſt er ſo unterhaltend als unterrichtend."

Und nun beginnen jene wundervollen Briefe Zelters, in denen eine wahrhafte Kernnatur ſich ausſpricht. Das war es, was Goethe trotz manchen täppiſchen Zufahrens, trotz mancher einſeitigen, faſt philiſterhaften Bemerkung, trotz mancher Selbſtbeſpiegelung, die bei anderen lächerlich, faſt abſtoßend gewirkt hätte, zu dieſem Vollmenſchen immer wieder hinzog und an ihm ſein ganzes Leben hindurch feſt halten ließ. Dieſem Freunde ward die ſonſt verhaßte Brille verziehen, ihm wurde von dem Feinde alles Rauchens und Schnupfens mit vieler Mühe köſtlicher Tabak verſchafft.

Wenig ſpäter wird er einmal Schiller gegenüber ſo charakteriſiert: „Es iſt eine grundwackere und treffliche Natur, die unter Päpſten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte ſollen geboren werden. Wie jämmerlich iſt es ihn, auf dieſem Sand, nach dem Elemente ſeines Urſprungs ſchnappen zu ſehen."

Als Schiller gestorben und damit der einzige vollkommen ebenbürtige Genosse aus Goethes Kreise geschwunden war, herrschte in dem stiller gewordenen Hause nach Zelter eine förmliche Sehnsucht; er wird nicht bloß als Komponist herbeigewünscht, als musikalischer Mitarbeiter an dem für den Verstorbenen geplanten Ehrengedächtnis, sondern der Ruf, der an ihn ergeht, klingt wie ein Verlangen nach Ersatz für den Heimgegangenen; da er nicht bald erscheint, läßt sich ein Klageruf vernehmen, und als er kommt, erschallt es wie ein lautes Jubelgeschrei (August 1805): „Indem ich dieses schreibe, tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude, diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen, ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Und nach seinem Weggang: „Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so Viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden."

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß nach Schillers Tode die Korrespondenz häufiger und intimer wurde. Gewiß konnte der Berliner Musikmeister den ideenreichen, anregenden, durch seine großartigen Produktionen zum Wetteifer anspornenden dichterischen Freund in keiner Weise ersetzen. Aber abgesehen von seiner Kunst, durch die er dem Weimarer Freunde Genüsse bereitete, welche dieser so lange entbehrt hatte und nach denen er dringend verlangte, bot er ein reiches theoretisches Wissen über die Geschichte seiner Kunst, wodurch er klaffende Lücken in dem Wissen des Freundes ausfüllte. Und doch waren es keineswegs nur diese Vorteile für die der Weimarer Freund dankbar war, vielmehr war es die frische Empfänglichkeit eines unverdorbenen Gemütes für die alten und neuen Werke des Meisters, die diesem hier so naturgewaltig, wahrheitstrunken entgegenkamen. Die naive Anerkennung fern von jeder Sucht zu Schmeichelei, der apostolische Eifer dem Herzensfreunde in der aufstrebenden preußischen Residenz eine Gemeinde zu bilden und sein Evangelium besonders auch unter den Widerspenstigen zu verkünden.

Man hätte denken ſollen, und Goethes früheres Leben bietet Beiſpiele genug dafür, daß ein ſolcher Umgang nur eben ſeiner Neuheit wegen den Meiſter erluſtigt hätte und abgebrochen worden wäre nach eingetretener Befriedigung mit dieſer ungewohnten Erſcheinung; aber gerade die innere Anteilnahme an dem vielſeitigen Kunſtſtreben des Berliner Meiſters, die Freude an ſeiner ehrlichen Begeiſterungsfähigkeit und an der Geſundheit ſeiner Urteile, die Bewunderung für die Feſtigkeit, mit der der durch das Schickſal viel erprobte wackere Mann Lebenswirren, ja die ſchwerſten Prüfungen ertrug, ſtärkten im Laufe der Jahre die Freundſchaft und bewirkten eine brüderliche Vertraulichkeit. Ja dieſe erlangte eine äußerliche Bekundung, wie ſie ſonſt im Leben reifer Männer ſo überaus ſelten ſich findet. Als Zelter einen Sohn durch Selbſtmord verlor, ein geliebtes Kind, auf das er beſondere Hoffnungen geſetzt hatte, dem er ſeine Geſchäftstätigkeit anzuvertrauen im Begriff geſtanden hatte und nun trotz aller inneren Ergriffenheit keinen Jammerruf ertönen ließ, nicht in unmännliche Klagen ausbrach, ſondern rührend den Verluſt ſchilderte und ſeinen feſten Entſchluß erklärte, den Lebenskampf aufs neue aufzunehmen, da empfing er von Goethe das brüderliche Du. Damit erlangte er eine Ehre, die außer den Jugendgenoſſen, Behriſch, Herder und den Geſellen der erſten frohen Weimarer Zeit, Knebel, Wieland, Einſiedel nur ausnahmsweiſe einer aus Goethes Freundeskreis erhalten hatte. Am 3. Dezember 1812 begann Goethe einen Brief von einer Ausführlichkeit, wie er noch niemals an den Berliner Freund geſchrieben hatte, mit folgenden Worten: „Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hauſe widerfahren, hat mich ſehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in ſehr ernſten Betrachtungen über das Leben und ich habe mich nur wieder an Dir ſelbſt aufgerichtet. Du haſt Dich auf dem ſchwarzen Probierſteine des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgeſtrichen, wie herrlich iſt ein Charakter, wenn er ſo von Geiſt und Seele durchdrungen iſt und wie ſchön muß ein Talent ſein, das auf einem ſolchen Grunde ruht". Nachdem er über das ſchwere Ereignis ge-

Zelter

(Goethenationalmuseum in Weimar).

Not to be taken from the Library

sprochen, viele Einzelheiten seines Lebens und Wirkens berührt hatte, im Laufe der ungewöhnlich langen Darlegung auch manchmal in das alte Sie verfallen war, schloß er das Schreiben mit den Worten: „Und nun das herzlichste Lebewohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in Deine Nähe". Während sonst lange Zwischenräume in der Korrespondenz bestanden, beantwortete Goethe ein bald eingelaufenes Dankschreiben des Berliner Genossen mit einem nicht minder ausführlichen, herzlichen Bekenntnis, in dem wiederum das trauliche Du angewendet wird. Keine Begründung und keine Erklärung des Wechsels der Anrede, der kein bloßer Einfall, sondern ein spontaner Ausdruck des Mitgefühls und der Anteilnahme war. Und nun empfand Zelter das Glück der Auserwähltheit, das ihm zugefallen war und man begreift gern, daß er in einen Jubelruf ausbricht, der vielleicht die Grenzen männlicher Fassung und Würde überschreitet. Die Art aber, wie Goethe diesen Beweis echtester Freundschaft gab, hat etwas so Ergreifendes an sich, daß keiner diese Briefe an Zelter ohne tiefe innere Rührung zu lesen vermag.

Die Zusammenkünfte teils im Hause in Weimar, teils auf Reisen wurden häufiger. Niemals trat das kleinste Zerwürfnis, niemals auch nur ein Gefühl des Unbehagens ein, im Gegenteil, je häufiger beide Männer zusammenweilten, um so inniger schlossen sie sich aneinander an, um so zärtlicher wurden Goethes Briefe, um so lebhafter die Anerkennung, die er dem wackeren Manne zollte. „Er ist wie ein Wein von vortrefflichem Jahrgang, der mit jeder Olympiade besser wird", heißt es 1814, und während eines Zusammenseins in Wiesbaden: „einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die größte Erquickung", vor seinem Abschied: „den werde ich vermissen" und nach seiner Abreise: „dessen Mitleben mich auf geraume Zeit gestärkt hat".

Auch in der schwersten Zeit, nach dem Tode der Gattin, in der wenige Menschen dem Alleingelassenen erträglich waren, wußte Zelter den rechten Ton zu finden. Wie sehr das der Fall war, bekundet Goethes Urteil „das Glück führte mir Zeltern auf zwei Tage hierher, was sehr wenig und sehr viel ist. Wir sind durch diese neue

lebendige Anregung gewiß geworden unſeres unzerſtörlichen Gemeinſeins." Noch in demſelben Jahre hatte dann Goethe dem Berliner Freund eine Trauernachricht zu übermitteln, die Kunde, daß ſeine jüngſte und liebſte Tochter, die ihm zum Haushalte notwendig war, geſtorben ſei. Die Art, wie ſich der ſchier Unerſchütterliche benahm, der trotz ſeiner inneren Weichheit nur durch Energie zu dieſer Feſtigkeit gelangt war, iſt bewundernswert, „er ſtand", wie Goethe meldete, „auch bei dieſem Schlag wie eine alte Eiche, der es auf einen Aſt mehr oder weniger nicht ankommt".

Welche Bedeutung beſaß nun Zelter für Goethe? Daß er ein Kraftmenſch, eine Vollnatur war, iſt gewiß ſehr viel, hätte aber zur Erhaltung eines Lebensbündniſſes nicht ausgereicht. Zur Feſtigung kam hinzu ſein humoriſtiſches Erzählertalent, ſein naives Plaudern über Welt und Menſchen, ſeine originellen, durch und durch intereſſanten Berichte über Vorgänge aus dem Berliner Leben, ſein begeiſtertes Aufgehen in die Werke des Meiſters, eine Begeiſterung, die von vornherein ſo kräftig war, daß ſie nach erlangter Brüderſchaft nicht ſtärker werden konnte.

Gewiß war Goethe nicht lobſüchtig. Vielmehr konnte er durch übertriebene Schmeicheleien, durch wortreiche, verſtändnisloſe Huldigungen recht übellaunig werden. Er dichtete nicht, um den Beifall der Menge zu entfeſſeln. Aber ohne beifallsſüchtig zu ſein, ſehnte er ſich nach echtem Verſtändnis, war er froh, wenn er ein Echo ſeiner Stimmung und Empfindung in Anderen erklingen hörte, empfand er eine tiefe Befriedigung, ſobald er bei einem welterfahrenen, kunſtgeübten Mann ein liebevolles Eingehen auf ſeine Arbeiten erfuhr. Dies fand er bei Zelter. Jedes neue Gedicht wurde dieſem eine Quelle reiner Freude, jedes ältere Werk in neuer Geſtalt ein Gegenſtand wiederholten Studiums und eindringender Beſprechung. Obgleich völliger Autodidakt und der gelehrten Naturforſchung ganz fernſtehend, verſenkte er ſich dem Freunde zu Liebe in deſſen Unterſuchungen und gab ſeiner freudigen Zuſtimmung, ſeiner leidenſchaftlichen Parteinahme begeiſterten Ausdruck. Theoretiſche Kunſtbetrachtungen waren ihm, dem ſchlichten Handwerker,

der sich freilich durch Begabung und Beharrlichkeit zu einem hervorragenden Architekten entwickelt hatte, fremd gewesen, nun, durch die Lektüre der Arbeiten des Engverbundenen angeregt, von den „Propyläen" bis zu „Kunst und Altertum", sprach auch er sein kräftig Wörtlein gegen die Nazarener, die ihm, dem Kraftvollen, ein Greuel sein mußten und ließ sich in die Schar derer einreihen, denen das Altertum und die Blütezeit der Renaissance die hohe Schule war. Das Bestimmende für Goethe und auch das für uns Erfreuliche seiner Urteile und Betrachtungen war aber nicht das blinde Schwören auf die Worte des vielgeliebten Meisters, sondern der tiefe Drang des echten Schülers, zu lernen, sich belehren zu lassen, die Neugier des Weltkindes in unbekannte Gebiete zu schauen, und die Befähigung des erfahrenen Kunsthandwerkers, sich in fremden Gebieten leicht zu orientieren. Er verstand zu fragen und zu hören: er fragte wie ein Wissensdurstiger, nicht wie ein Neugieriger und verwandte das Erfahrene nicht etwa dazu, vor anderen zu prunken, sondern um seine Kenntnisse zu bereichern und seine Anschauung zu vertiefen.

Er ward für Goethe der Chronist, der Feuilletonist, dem jener, den Zeitungen oft Abholde, mit stets erneutem Vergnügen lauschte. Denn mit förmlicher Virtuosität wußte dieser Mann, der es in seiner Jugend besser verstanden hatte, mit der Kelle umzugehen als mit der Feder, für den geliebten Meister Schilderungen zu entwerfen. Ob er seine Fahrten zu Wasser und Lande beschrieb — nach der Ostsee und Holland, Süddeutschland und Österreich — ob er Vorgänge des Berliner gesellschaftlichen Lebens skizzierte, Anekdoten und Schusterjungenwitze erzählte, ob er Darbietungen des Berliner Theaters analysierte, nicht bloß die Werke des geliebten Meisters, sondern alle Novitäten, wie sie Schauspiel und Oper boten, überall Frische und Anschaulichkeit, Gegenständlichkeit und Ursprünglichkeit.

War er durch alle diese Momente, die seine Briefe unter allen, die nach Weimar kamen, zu den unterhaltendsten machen, ein belebendes Element, durch seine beispiellose Hingebung und durch seine unverbrüchliche Treue eine rührende Erscheinung, so wurde er durch

ſein muſikaliſches Wiſſen und Können ein Nährboden, dem der Alte in Weimar gierig kräftige Koſt entnahm.

Durch ſein Wiſſen: dies wurde gar mannigfach für muſikgeſchichtliche Einzelheiten, für Entwerfung und Berichtigung muſiktheoretiſcher Tabellen, für Würdigung und Erkenntnis bedeutender Komponiſten der Vergangenheit in Anſpruch genommen. Vielſeitiger war der Nutzen, den man aus ſeinem Können zog. Freilich ſeine vorzüglichſten Leiſtungen, als Dirigent der Singakademie und der Liedertafel — jene führte große Chorwerke meiſt geiſtlichen Inhalts vor einem großen Publikum auf, dieſe weltliche Lieder im engen Kreiſe — konnte er in Weimar nicht zur Geltung bringen. Wieviele Weimaraner indeſſen, von den Mitgliedern des Fürſtenhauſes bis zum ſimplen Reiſenden, erquickten ſich an den meiſterhaften Darbietungen und erſtatteten dem Einſamen Bericht, der ſelbſt auf den Genuß verzichten mußte, dieſe Konzerte zu hören. Um aber für ſich von dieſer Dirigentenfähigkeit des Freundes Nutzen zu ziehen, ſchickte er den jungen Eberwein nach Berlin, gleichſam um ihn einlernen zu laſſen. Sein ungewöhnliches Intereſſe für die Unternehmungen des Berliner Freundes zeigte er aber auf doppelte Weiſe. Zunächſt dadurch, daß er mit einer geradezu rührenden Sorglichkeit nach dem Beifall und den materiellen Erfolgen — denn Zelter war auf den Ertrag der Karfreitagskonzerte angewieſen — fragte, ſodann dadurch, daß er gern der Aufforderung entſprach, der Liedertafel Geſänge zu widmen.

Neben dieſem indirekten Einfluß, den der Muſiker Zelter auf Weimar übte, ſteht nun aber der direkte. Er brachte neues muſikaliſches Leben in die bisher etwas klangloſe thüringiſche Reſidenz. So oft er kam, ſpielte und ſang er Neues und Altes vor, beſorgte Muſikalien für den „Singechor", der im Hauſe am Frauenplan zuſammenkam und zeigte ſich bereit, Sänger auszubilden und ausgebildete nach Weimar zu entſenden.

Die bedeutendſte Wirkung übte er indeſſen als Komponiſt. Seine Choräle und größeren Chorwerke wurden zwar in Weimar nicht bekannt, um ſo mehr ſeine Lieder. Dies geſchah beſonders deshalb,

weil er dort als offizieller Komponist galt. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß der Dichter in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nur diesen Getreuen als Tonsetzer im Auge hatte. Ihm wurden die Lieder im Manuskript geschickt, er wurde in Aussicht genommen, wenn es galt, Dramen Musik beizufügen.

Freilich muß man bekennen: ein bedeutender Komponist war Zelter nicht. Trotz des großen Erfolgs, den einzelne Lieder fanden, wenige auf die Dauer behielten, trotz der unbedingten Anerkennung, die ihm seitens des Dichters zuteil wurden, ist man verpflichtet, viele als verfehlt zu bezeichnen. Diese Fehler sind: die Unselbständigkeit der Begleitung; der grobe Irrtum, die Lieder, die, weil sie einen Fortgang der Handlung aufweisen, eine durchgehende Komposition verlangen, z. B. den „Fischer" strophenmäßig zu behandeln; der Mangel an tiefer geistiger Erfassung erhabenen und grausigen Dichtungen gegenüber, wie „Sänger" und „Erlkönig"; das Fehlen von Leidenschaft und Glut bei den herrlichen Liebesgesängen. Bei Trink- und Gesellschaftsliedern dagegen, wo es auf Frische und Heiterkeit, bei volksliedermäßigen, wo es auf Schlichtheit, Natürlichkeit und eine gewisse Derbheit ankam, — lauter Eigenschaften, die ihm in hohem Maße zustanden, leistete er Ausgezeichnetes.

Steht er daher als Komponist Goethescher Lieder hinter deren großartigsten Interpreten Beethoven und Franz Schubert weit zurück und läßt er sich auch an Gewandtheit, Anmut, Stimmung nicht einmal mit Reichardt vergleichen, seinen durch ihn in der Gunst des Weimarer Meisters verdrängten Vorgänger, so gebührt ihm das große Verdienst, nicht nur dem Dichter genügt und diesem eine ihn ansprechende musikalische Interpretation seiner Lieder verschafft, sondern das fernere, die Gesänge in einem weiteren musikfreudigen Kreise heimisch gemacht zu haben.

Diesem unleugbaren Vorzug steht ein Nachteil gegenüber; der Nutzen, den er dem Dichter verschaffte, wird durch einen Schaden gemindert, den er ihm zufügte. Freilich ist er für diesen Schaden nicht allein verantwortlich zu machen. Wie es nicht H. Meyers ausschließliche Schuld war, daß auf seine Autorität hin Goethe dem

Mittelalter nicht völlig gerecht ward und der neueren Kunstentwicklung einseitig entgegentrat, so darf man es nicht durchaus auf Zelters Konto setzen, wenn Goethe die Größe des genialsten Musikers seiner Zeit, Beethoven, nicht aufging. Für ihn besaß der wackere Berliner, dem auch das volle Verständnis für Mozarts Zauberkraft fehlte, kein Verständnis. Die Rückwirkung dieses beschränkten Urteils auf den Olympier, der sich in musikalischen Dingen der Autorität seines Führers bescheiden beugte, muß man tief beklagen, in ähnlicher Weise, wie man die kühle Beurteilung des Malers Cornelius trauernd eingestehen muß. Und fast ebenso schlimm war es, daß der Weimarer Dichter durch sein musikalisches Orakel nicht auf Löwe und Schubert hingewiesen, daß er vor Weber gewarnt und gegen Berlioz geradezu feindselig beeinflußt wurde.

Mag man es nun auch tief bejammern, daß der Dichter, eben durch den überwiegenden Einfluß seines Mentors den höchsten Genuß nicht kennen lernte oder nicht rein empfand, den die berufensten Tondichter jener Zeit den kommenden Generationen bereiteten, Zelters Verdienst bleibt bestehen. Er führte, soweit seine Kräfte reichten, den über alles Geliebten in die Welt der Töne ein, er verschaffte durch seine Ratschläge und Mithilfe jenem ausreichende musikalische Genüsse und er blieb, wie in seinen Briefen und in seinem Wesen, so auch in der Kompositionstätigkeit, die er den Werken des Gewaltigen weihte, ein schlichter und treuer „Diener am Wort". —

Die beiden Freunde, so verschieden untereinander und doch so unauflöslich miteinander verbunden, durch einen ununterbrochenen immer lebhafter werdenden Briefwechsel geeint, festigten die Gemeinschaft durch zahlreiche Zusammenkünfte. Von 1802 an fanden solche Zusammenkünfte auf Reisen z. B. in Teplitz und Wiesbaden, meist in Weimar statt, z. B. 1816, 23, 27, 28, 29, 31.

Fast nach jedem dieser Besuche, manchmal auch ohne solche Veranlassung, nur im Hinblick auf sein Tun oder auf seine Handschrift erklingt ein lobpreisendes Wort Goethes; hier muß es genügen, einige wenige Zeugnisse zusammenzustellen: „Dieser außerordentliche Mann

wird Sie als Künſtler und Menſch in Verwunderung ſetzen", heißt es in einem Briefe an Schubarth 1821. Nach einem Beſuche wird das herrliche Wort über ihn gebraucht:

„Soeben ſcheidet unſer trefflicher Zelter und ich ſäume nicht Sie ſogleich wieder einmal zu begrüßen. Nur wenige Tage ſind alten geprüften Freunden hinreichend, um ſich vollkommen wieder zu erkennen und ſich auch einmal über den Beſtand der menſchlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Geſtalt der Welt vergehen, wenn befreundete Geſinnung ſich gleichbleibt; wenn man zu beiden Seiten fortfährt das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu haſſen; demſelben Weg zu folgen, den entgegengeſetzten zu meiden. So ging mir's diesmal mit einem alten echten Freunde, möge es mir doch auch wenigſtens im nächſten Jahre mit lieben Jüngeren ebenſo wohl werden."

Das ſchönſte Zeugnis wird ihm am 9. Januar 1824 erteilt: „Und ſo mochte denn auch die Prüfung der bedenklichen Wochen, die wir zuſammen zugebracht, dem vieljährigen Gewebe noch einige tüchtige Spannen zufügen! Freud und Leid haben wir in dieſen zwanzig Jahren einzeln und zuſammen genugſam erlebt und erfahren und ſo war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zuſtand abermals höchſt erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die andern es auch anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Menſch dem andern ſein kann und iſt."

Bei Gelegenheit ſeiner Eintragung in Wölfchens Stammbuch „Lerne gehorchen", äußerte ſich endlich Goethe über den Freund geradezu enthuſiaſtiſch. „Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Wert; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vorteil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urteils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die

Musikvereine ihn sogleich in ihre Mitte und zeigen sich dem Meister in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geschwindschreiber seine Gespräche mit seinen musikalischen Schülern aufgeschrieben hätte, so besäßen wir etwas ganz Einziges in seiner Art. Denn in diesen Dingen ist Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

Die feinen Damen und die hochmögenden Herren — wie auch manche Überweisen unserer Tage — mochten es schwer begreifen, daß Goethe gerade an diesem derben Natursohn ein so inniges, stets steigendes Behagen fand. Eine schlichte Frau, Johanna Frommann, erkannte das wahre Wesen dieses eigenartigen Verhältnisses, indem sie 1828 nach der Abreise des Musikers das Wort brauchte: „Zelter war für Goethe wieder eine Brunnenkur". An diesem kerngesunden Menschen richtete sich der Dichter auf und genas von seinen Übeln. Geistige Nahrung spendete dieser dem Besucher im Übermaß; an seiner sittlichen Kraft, an seiner Tüchtigkeit erhob er sich.

Mit Goethes Hinscheiden war Zelters Lebenskraft erloschen; nur zwei Monate nach seinem Heros starb auch er. Als die Berliner Freunde 1832 noch einmal den 28. August feierten, den Toten anfangen, wie sie den Lebenden gepriesen hatten, da durften sie sagen: auch Zelter grüßt dich:

doch nicht durch Boten,
Der stirbt dir lieber nach, als daß er weint.

Riemer

Zeichnung von Schmeller

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Non

V.

Riemer und Eckermann.

Gegenüber den intimen Freunden und Gleichgeſtellten, wenn man Meyer und Zelter ſo nennen will, obgleich zwiſchen ihnen und dem Meiſter eine tiefe Kluft gähnt, ſtehen die untergeordneten Hausgenoſſen: die Weimaraner, die täglich oder jedenfalls ſehr häufig das Haus beſuchten.

Der Ausdruck Untergeordnete verlangt zunächſt eine Erklärung. Er iſt nicht ſo aufzufaſſen, als wenn es ſich hier um niedrig geſtellte Diener oder um Männer handelte, die in der ſozialen Rangleiter auf einer ziemlich tiefen Stufe ſtehen. Denn es ſind Männer darunter, wie der Kanzler Müller, einer der höchſten Beamten des Weimarer Ländchens, oder der Oberbaurat Coudray, es ſind die Leibärzte des Großherzogs: Rehbein, ſpäter Vogel, ferner Soret, der Erzieher des Erbprinzen und manche andere. (Die Miniſter Ch. G. von Voigt, ſpäter Gersdorff und Conta werden hier nur beiläufig genannt, weil der amtliche Verkehr mit ihnen vielfach ein ſchriftlicher war und weil die ſtarke Beſchäftigung der Genannten einen wirklich intimen Umgang in Goethes Haus nicht geſtattete.) War alſo die ſoziale Stellung dieſer „Hausverwandten" keineswegs eine niedrige, ſo hat man doch bei ihnen das Gefühl einer gewiſſen untergeordneten Stellung, einer Abhängigkeit dem Meiſter gegenüber. Sie gaben nichts, ſie empfingen nur. Einige von ihnen, wie Coudray und Vogel, verſchafften zwar dem bis ins höchſte Alter Lernbegierigen aus ihren Sondergebieten Belehrung. Coudray wußte von Bauten unterrichtend zu erzählen und Vogel brachte aus ſeiner mediziniſchen Praxis neues herbei. Trotz des Lobes aber, das namentlich der letztere, übrigens eine höchſt ſympathiſche Erſcheinung, empfing, ſind ſie kaum mehr als Nachrichtenträger, gewiß keine Intimen.

Am wenigſten kann der auf die Stellung eines wirklich Vertrauten Anſpruch machen, der vielleicht am häufigſten bei Goethe erſchien und ſich eine Ausnahmeſtellung zuſchrieb: der Kanzler

Müller. Gewiß ein wackerer Beamter und in vielfacher Beziehung wohl verdient, aber kein Umgang, der eines Goethe würdig war. Man wird bei ihm das Gefühl nicht los, als habe ſich der Meiſter zu einer Vertraulichkeit zu ihm gezwungen, als habe er dieſen aufgeblaſenen Mann, der ſich in alles miſchte, Zuträgereien liebte, mehr als ſich für einen Mann ſchickt, der überaus empfindlich war, während er die anderen keineswegs ſchonte, nicht recht vertragen können und habe die unvermeidliche enge Berührung ſich mehr gefallen laſſen, als geſucht und geliebt. Die unwürdige Art, mit der Müller ſpäter mit dem Goetheſchen Nachlaß wirtſchaftete, koſtbare Stücke daraus verſchwinden ließ, ſich Abſchriften anfertigte, zu denen er vielleicht juriſtiſch, nicht aber moraliſch berechtigt war, die tyranniſche Weiſe, mit der er die Vertrauensſtellung verwaltete, die Goethe ihm eingeräumt hatte, — das alles befleckt ſein Andenken und trübt die Dankbarkeit, die man ihm für die gewiſſenhaften Aufzeichnungen aus Goethes letzten Jahrzehnten ſchuldig iſt.

Doch kann von allen dieſen Männern nicht ausführlich die Rede ſein. Wie bei den Freunden, gilt es auch bei den Hausgenoſſen eine Auswahl zu treffen. Und wie unter jenen die zwei hervorgehoben wurden, die dem Meiſter innerlich am nächſten ſtanden, ſo ſeien hier die zwei Männer gewählt, die am häufigſten bei Goethe waren und deren eigentliches Amt darin beſtand, um ihn zu ſein, deren Lebensaufgabe es war, von ihm zu berichten: F. W. Riemer und J. P. Eckermann. Sie müſſen um ſo mehr hier genannt werden, als ſie zufolge der Beſtimmung des Meiſters dazu auserſehen waren, ſeinen Nachlaß herauszugeben und die ferneren Editionen der Werke zu übernehmen und zu leiten. Freilich ſind dieſe Leiſtungen recht untergeordneter Art, ſowohl die 20 Bände nachgelaſſener Schriften, die 1832—40, als die ſogenannte Quart-Ausgabe, die 1836 erſchienen.

Friedrich Wilhelm Riemer, geboren 1774, iſt 1845 geſtorben. Er war durch den Philologen F. A. Wolf ausgebildet, wurde Dozent, mußte dieſe Laufbahn aus Mangel an Mitteln aufgeben, begab ſich in den Frondienſt der Bearbeitung eines griechiſchen Wörterbuches,

zu dem er übrigens nicht sonderlich geeignet war und wurde durch seinen Lehrer an Wilhelm v. Humboldt empfohlen, bei dessen Kindern er seit Ende 1801 als Hauslehrer fungierte. Er begleitete die Familie nach Rom, mußte aber zur Fortführung seiner lexikalischen Arbeit nach Deutschland zurück. Auf Humboldts Empfehlung wurde er von Goethe in sein Haus genommen, als Lehrer seines Sohnes August und als antiquarischer Beirat. Gewiß dachte er bei Übernahme dieser Stellung nur an etwas Vorübergehendes, doch blieb er in Weimar bis zu seinem Lebensende.

Als Goethe den Ankömmling zum Lehrer seines Sohnes in alten Sprachen gewählt hatte, fügte er der Mitteilung dieser Tatsache die Worte hinzu: „Sie kennen den lebhaften Knaben und wissen, daß es mit seiner Kenntnis der alten Sprachen nicht sonderlich aussah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich geborgen zu sein."

Riemer ging, „obgleich der kleine Schüler seinen Lehrer mit Leidenschaft erwartete", auf kurze Zeit nach Jena. Am 22. November 1803 wird er zuerst als „Hausgenosse" bezeichnet; der Vater hoffte, Schüler und Lehrer „würden sich recht wohl zusammenfinden" (1804). Dies geschah denn auch. Der Vater war ängstlich bestrebt den Meister zu halten, mahnte ihn daher bei einem längeren Aufenthalte in Jena sich den Lockungen der Jenaischen Buchhändler nicht zu sehr hinzugeben (April 1804). Mehrere Jahre blieb Riemer als Lehrer in Goethes Hause. Als solcher unterrichtete er, wie es scheint, den Knaben ausschließlich und verschaffte ihm die Kenntnisse, die zum Bezug der Akademie notwendig waren.

Aber er leistete auch andere Dienste. Seine umfangreiche, namentlich klassische Bildung, seine gewandte Feder, gewährten dem Meister vielfachen Nutzen. Ohne zum bloßen Schreiber degradiert zu werden, schrieb er nach Diktat zu Hause und insbesondere auf Reisen. Gerade auf solchen Ausflügen, den kürzeren regelmäßigen nach Jena, den längeren nach Karlsbad, bewährte er sich in diesem Subalterndienste und genoß zugleich als umgänglicher und gebildeter Mann alle die gesellschaftlichen Vorteile, die in einem so ausgebreiteten

und vornehmen Zirkel zu holen waren. Er wurde von hervorragenden Männern und geistreichen Frauen ins Gespräch gezogen und ging auch seinerseits die vom Meister gewiesenen Wege, indem er sich die leichten Anknüpfungen, an denen es im Badeorte nicht fehlte, zunutze machte.

Doch fehlte es nicht an Unzuträglichkeiten. Diese wurden zunächst durch das Inferiore und Unbestimmte seiner Stellung hervorgerufen. Ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, ein Gebildeter, ja ein Gelehrter vermag sich selbst einem Genius gegenüber nicht in einer Art Dienerrolle zu behagen. Ein bloßer Korrektor, der nichts anderes zu tun hat, als auf Druckfehler, Orthographie und Interpunktion zu sehen, wird nicht leicht in die Versuchung kommen, den Meister zu spielen; ein Gelehrter dagegen, der zum Schreiberdienst und Buchstabenfressen verdammt ist, muß, wenn ihm daneben das Recht eingeräumt wird, auch in betreff des Stils, der Sprache, der Komposition Vorstellungen zu machen, nicht selten in die Lage geraten, sich als Herrn zu gerieren. Und wer in die Intimität großer Herren zugelassen ist, wird unfehlbar die Grenzen überschreiten, die diese in ihrer Gutmütigkeit gerne verletzen, weil sie sicher sind, sie immer wieder aufzurichten, von anderen aber nicht verrückt zu sehen wünschen. Derartige Grenzstreitigkeiten mußten um so häufiger vorkommen, als der Untergebene, wie in diesem Fall, außer einem starken Selbstbewußtsein, eine nicht minder große Empfindlichkeit besaß. Es ist daher eher zu verwundern, daß der Friede so lange gewahrt blieb, als daß der Unfriede 1809 zum Ausbruch kam.

Das einzige, was wir darüber wissen, erfahren wir aus folgendem Briefe Goethes (19. Mai 1809):

„Den gestrigen Vorfall sehe ich als ein günstiges Ereignis an, denn die böse Laune, der Sie sich zeither übergeben, mußte früher oder später eine Szene herbeiführen, und ich gestehe Ihnen, Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt. Doch will ich gern, da das Übel einmal einen Ausbruch genommen hat, und Sie aus unerfreulicher Erfahrung wissen, wohin wir geführt werden können, mich beruhigen und wir wollen es weiter zusammen versuchen. In-

deſſen mache ich Ihnen zur Pflicht an Selbſtbeherrſchung, ja an Selbſtändigkeit zu denken und ſich nach einem Amte umzuſehen, deren manche Sie mit Ehren bekleiden könnten und geſchähe es nur um die Überzeugung bei ſich zu nähren, daß in jeder Lage des Lebens eine beſtimmte Tätigkeit von uns gefordert wird und daß wir nur inſofern für etwas gelten, als wir den Bedürfniſſen anderer auf eine regelmäßige und zuverläſſige Weiſe entgegen kommen."

Das Verhältnis wurde aufs neue gekittet. Riemer erhielt beſonders den Auftrag, die Manuſkripte vor dem Druck genau durchzuſehen und leiſtete in dieſer Tätigkeit erſprießliche Dienſte, die Goethe gern anerkannte. Trotz mancher Verdrießlichkeiten, zu denen auch eine Liebelei in Weimar Anlaß gab, war das Leben, das beide Männer in der nächſten Zeit führten, ein im ganzen ungetrübtes und beide Teile befriedigendes. Namentlich auch auf einer Reiſe nach Karlsbad kam es zu einem traulichen Verkehr, über den Goethe berichtet: „Riemer iſt recht brav und geht mir in allem zur Hand; auch iſt er überall geſchätzt und wohl aufgenommen. Es hinge nur von ihm ab ſich weiter zu verbreiten. Er leiſtet mir aber ſehr freundlich Geſellſchaft und ſo ſteht alles ſehr gut."

Im März 1812 wurde Riemer als Profeſſor am Gymnaſium angeſtellt und ſchied aus dem Goetheſchen Hauſe. Der Hausherr hielt ſeine Zukunft für eine glänzende.

„Der gute Riemer hat uns geſtern verlaſſen; eine ſolche Trennung muß freilich einmal geſchehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß ſie zu ſeinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn ſobald die Curatoren der Akademien und die Scholarchen erfahren, daß er ſich dem Lehramte widmen mag, ſo erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er ſieht ſich alsdann entweder billigermaßen verbeſſert, oder ehrenvoll entlaſſen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne ſein, doch muß man daran denken und ſich darauf vorbereiten."

Ein derartig glänzendes Los wurde Riemer freilich nicht zuteil, die Univerſitäten riſſen ſich keineswegs um ihn, ſondern er blieb

ganz still in Weimar. Wenn Goethe in Briefen seiner dachte, so geschah es in ehrenvollster Weise, wie z. B. in den folgenden, an Frau von Eskeles gerichteten Zeilen (26. November 1812): „Riemer hat sich von mir getrennt. Das Unangenehme, ein neunjähriges Verhältnis aufgelöst zu sehen, wird dadurch gemildert, daß er in einer Station, die ihm gemäß ist, zu der so notwendigen Selbständigkeit eingeführt wird. Sein trefflicher Charakter, sowie seine vorzüglichen Talente offenbaren sich jetzt in ihrer völligen Schönheit, da er in eigner entschiedenen Tätigkeit der Welt Brust und Angesicht bieten muß. Er dankt mit lebhafter Erinnerung und aufrichtiger Teilnahme, daß Sie seiner so freundlich erwähnen wollen."

Natürlich stellte der neue Beruf manche Anforderung an den Lehrer. Meist waren ihm nur die Abendstunden zu Besuchen im Goetheschen Hause gegönnt. Manche freie Zeit jedoch, die ihm sein Beruf und seine eigene gelehrte Arbeit übrig ließ, verwendete er auf die Mitarbeit an den Werken des Meisters. Zunächst wandte er seine Tätigkeit der Selbstbiographie zu, sah das Manuskript zum zweiten Bande durch, machte Erinnerungen, die freundlich aufgenommen wurden und erhielt namentlich dann, wenn Goethe auswärts war, Manuskripte zur sprachlichen Durchsicht. Es war ein großes Vertrauen, wenn er einmal den bestimmten Auftrag erhielt: „Es sei also, mein Wertester, Ihnen die völlige Gewalt übertragen, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Überzeugungen zu verfahren." Dieses Vertrauen bewährte der gelehrte Korrektor wohl nach Goethes Meinung, nicht ganz nach der Ansicht der Späteren.

Denn große Treue und Gewissenhaftigkeit, deren es für eine solche Arbeit in erster Linie bedurfte, zeigte Riemer nicht. Die Herausgeber der späteren kritischen Editionen von Goethes Werken hatten und haben genug zu tun, um die „Ungenauigkeit, Willkür und Kritiklosigkeit in Anordnung und Textbehandlung" zu entfernen, die Riemer, der Philologe, sowohl in die von ihm mitredigierte erste Cottasche Ausgabe von Goethes Schriften, als in die von ihm und Eckermann allein

beſorgte Edition der nachgelaſſenen Werke gebracht hat. Ein ſolches ſtrenges Urteil iſt gewiß keine Empfehlung für den Mann, dem der Dichter vertrauensvoll ſein Lebenswerk übergab, aber es iſt ſchließlich nur eine Verurteilung ſeiner philologiſchen Befähigung.

Aber es handelt ſich bei dem gemeinſamen Leben beider nicht nur um ein gelehrtes Zuſammenarbeiten, ſondern auch um ein wirklich perſönliches Verhältnis. Grade dies wurde immer mehr gekräftigt. Riemer erhielt vertrauliche Briefe, z. B. die Zelters, zur Lektüre, „damit er ſie mit Anteil, ja mit Bewunderung leſe". Als Riemer, der ſich keiner ſehr ſoliden Geſundheit erfreute, im Herbſt 1813 erkrankte, äußerte ſich Goethe einem Vertrauten gegenüber: „Es iſt mir ſehr unangenehm, ihn an der Marktecke ſo iſoliert zu wiſſen, in einer Zeit, wo jedermann ſo bedrängt und beſchäftigt iſt, daß er im Innern genug zu tun hat." Er muß dem Kranken ſelbſt das Anerbieten gemacht haben, wiederum zu ihm zu ziehen. Denn anders laſſen ſich die ſchönen Worte nicht deuten, die er an Riemer am 8. November 1813 richtete: „Sehen Sie, mein Werteſter, jenen Vorſchlag als einen Wunſch an, Ihnen in dieſer unfreundlichen Zeit etwas Liebes zu erzeigen und als einen intendirten Verſuch, Ihnen in der Folge noch nützlicher und förderlicher zu ſein. Da aber bei den von Ihnen herausgeſetzten Schwierigkeiten jene häusliche Wiedervereinigung nicht ſtatt haben kann, ſo laſſen Sie uns den geiſtigen Verein deſto feſter ſchließen und freie Stunden zu wechſelſeitiger Erbauung zutraulich anwenden."

Gerade in jener Zeit ſind die Zeugniſſe über ihn mannigfaltig. Zur Charakteriſtik ſeines Weſens möge folgende an Zelter geſchriebene Bemerkung dienen: „Riemern, der in ſeinem Amte immer froher wird, weil er ſich dem Kreiſe, der für ihn viel zu eng iſt, anzueignen und immer mehr zu tun lernt, indem er weniger tut, habe ich Deine Invectiven gegen die Philologen mitgeteilt. Er war darüber ſehr erfreut und empfiehlt ſich Dir aufs beſte. Ich wünſchte, daß Du ſeinen Kommentar darüber hören könnteſt. Da er ſelbſt vom Metier iſt, ſo weiß er am beſten, wo ſich eigentlich die Erbſünde dieſer Mängel herleitet, die er verwünſcht, weil ſie,

ob er ſich gleich ſelbſt davon befreit hat, durch andere auf ihm laſtet."

Was er Goethe war, bekannte dieſer mit großer Dankbarkeit. „Riemer iſt ſehr brav. Wir leſen jetzt, eine neue Ausgabe vorbereitend, Wilhelm Meiſter zuſammen. Da ich dieſes Werklein, ſo wie meine übrigen Sachen, als Nachtwandler geſchrieben, ſo ſind mir ſeine Bemerkungen über meinen Stil höchſt lehrreich und anmutig."

Auch ſeine dichteriſche Tätigkeit fand Anerkennung. Auch in dieſer Tätigkeit wurde er von dem Meiſterkollegen gefördert, indem er für die bei der Ankunft des Herzogs zu dichtenden Poeſien auf einen dankbaren Stoff hingewieſen wurde. „Was die kleinen Gedichte zu des Herzogs Ankunft betrifft, ſo wollte ich Ihnen gleich einen ſchönen Anlaß andeuten, wenn Sie nämlich die Sternbilder wählten. Hier liegt ein unendlicher Reichtum; ich würde gleich den Löwen, die Jungfrau und die Wage vorausgehen laſſen; im Juli kommt der Herzog zurück, im Auguſt iſt der Kongreß, im September des Herzogs Geburtstag und wahrſcheinliche Wiederkunft. Aus dem Zodiac würde ich weiter keine Bilder nehmen, allein von den übrigen Sternenbildern die ſchönſten und edelſten. Secretieren wir den Vorſchlag, daß er Ihnen nicht weggenommen wird."

Am 8. November 1814 begründete Riemer ſeinen eigenen Hausſtand. Darüber ſchrieb Goethe an Sara von Grotthuß, nachdem er ſein eigenes Schweigen entſchuldigt hatte: „Riemer hat vielleicht eine noch gültigere Entſchuldigung, wenn auch er ſchwieg, wenigſtens hielt man ſie im Evangelium ſchon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib genommen, und zwar ein ſehr hübſches, niedliches, das einen wackeren Mann ſchon einige Zeit beſchäftigen darf."

Seine junge Frau war Karoline Ulrich, die mehrere Jahre mit Chriſtiane zuſammengelebt hatte und ſich des ganz beſonderen Wohlwollens Goethes erfreute. Schon durch ſie wurden die traulichen Beziehungen zwiſchen beiden Häuſern gekräftigt, aber auch ſonſt erkennt man, welchen Wert der Meiſter darauf legte, Riemers

gute Stimmung in jeder Weise zu erhalten. So mahnte er z. B. von seiner Reise aus Christiane und den getreuen Meyer, den Verkehr mit Riemer zu pflegen, weil er ihn zu wichtigen Dingen brauche.

Riemers Art der Mittätigkeit wird einmal (13. Dezember 1821) folgendermaßen geschildert: „Riemer ist zwar sehr beschäftigt, aber er läßt nicht nach, mir bedeutend folgereich beizustehn; indem er beim Druck der Hefte die Revision des Manuskriptes und des Preßbogens übernimmt. Rechtschreibung, Interpunktion und, was mehr ist, Klarheit und Übereinstimmung des Ausdrucks wird hierdurch gesichert."

Das ausführlichste, höchst ehrenvolle Zeugnis gab Goethe seinem Mitarbeiter am 19. März 1820, als Riemer entschlossen war, seine Stelle am Gymnasium aufzugeben und gern einen anderen Posten, am liebsten den eines Universitätsprofessors angenommen hätte. „Als Sie im Jahre 1803 aus Italien zurückkehrten, faßte ich sogleich einen günstigen Begriff von Ihrer Persönlichkeit und Kenntnissen, entbot Ihnen eine Stelle unter meinen Hausgenossen, mit dem Wunsch, daß Sie an der Bildung meines Sohns Teil nehmen möchten; welches Sie denn auch fleißig und treulich, durch gute und böse Tage durchgeführt.

Da nun der erwachsene Sohn auf Akademien zog, verweilten Sie bei mir und nahmen an allen meinen Bemühungen für Kunst, Wissenschaft, Natur und Altertum den tätigsten Anteil und überzeugten mich zugleich von bedeutenden Fortschritten in Ihrem eigentümlichen Fache.

Eine Stelle bei unserem Gymnasium eröffnete sich und ich opferte meinen Vorteil gern der allgemeineren Bildung und Ihrer verdienten Anstellung auf; wie ich denn zugleich bei der Großherzoglichen Bibliothek Sie noch immer unter den Meinigen fand. Die Ausgaben Ihres Lexikons zeugen von dem fortgesetzten entschiedenen Fleiße, so wie die bei dieser Gelegenheit geäußerten Grundmaximen und die daher abzuleitende leichtere Unterrichts-Methode fähigen Schülern zu großem Vorteil gereichte. Auch mir waren bis jetzt

Ihre neuſten Beſtrebungen höchſt nützlich und erfreulich, um ſo mehr, als durch ein langes Zuſammenleben unſere Anſichten über äſthetiſche und wiſſenſchaftliche Behandlung der Vorkommniſſe zu völliger Übereinſtimmung gediehen. Mein Sohn iſt indeſſen zu allem Guten und Tüchtigen herangewachſen und ſeine tägliche Unterhaltung deutet unabläſſig auf Ihren Unterricht, wodurch er dem Altertum Geſchmack und Sinn abgewonnen.

Wenn ich nun gerade im gegenwärtigen Augenblick durch zuſammentreffende Umſtände einer ſolchen fruchtbaren Geſelligkeit entbehren ſoll, in einem Alter, wo man ſich geprüfter Freunde zu erfreuen wünſcht, kaum aber noch neue in ſeinen Kreis aufzunehmen wagt; ſo muß ich abermals Ihres eigenen Vorteils und irgend einer vaterländiſchen Lehranſtalt gedenken, wo Sie ſchon vorbereiteten und gebildeten Schülern in einem höhern Sinne nützlich zu ſein wünſchen, als es bisher an einer Stelle möglich war, wo nur von Anfängern meiſtens die Rede ſein konnte.

Faß ich eine ſolche Betrachtung recht ins Auge, ſo wird es mir denn leichter, meinem eigenen Vorteil zu entſagen und Ihnen auf einer neuen Laufbahn alles denkbare Glück zu wünſchen."

Bis zu Goethes Tod dauerte, wenn auch freilich nicht ungetrübt, die Verbindung. Die Trübung geſchah beſonders durch das ſehr ſchlechte Verhältnis, in dem Riemer zu Auguſt ſtand, ſo daß dadurch eine längere Entfremdung eintrat.

Riemers Gelehrſamkeit, ſeine Gewandtheit im Ausdruck wurde Goethe vielfach nützlich; Orthographie und Interpunktion der Aufſätze in Zeitſchriften und in der neuen Ausgabe der Werke wurden ihm völlig überlaſſen, auch ſeine ſtiliſtiſchen Ratſchläge und Verbeſſerungen freundlich aufgenommen.

Man ſollte nun denken: ein Mann, der geiſtig mit dem Meiſter zuſammenlebte wie kein anderer, der jahrzehntelang auf das intimſte eingeweiht war in alles, was dieſer tat, hätte das tiefſte Verſtändnis für ihn ſich angeeignet und nach des Meiſters Tode Abſchließendes über ihn zu geben vermocht.

Was Riemers Veröffentlichungen über Goethe betrifft, so sind sie äußerlich, lückenhaft, vollkommen subjektiv. Eine wahrhaft vertiefte Darstellung findet sich nirgends, weder in seiner Ausgabe der Briefe, noch in seinen aus gedruckten und ungedruckten Werken und Briefen geschöpften „Mitteilungen". Bei der Herausgabe von Briefen, namentlich von den an Heinrich Meyer gerichteten, bewies er die ganze Kleinlichkeit seines Wesens. Weil die dem genannten schlichten und anspruchslosen Manne gewährte Intimität seine Eifersucht erregte, so hatte er den traurigen Mut, besonders herzliche Stellen auszulassen und durch ein solches Verfahren das Verhältnis anders darzustellen als es zwischen den beiden Männern wirklich geherrscht hatte. Seine „Mitteilungen" aber — so wertvoll sie auch durch das massenhafte, hier aufgespeicherte, bisher unbekannte Material sind, müssen als ein Goethe durchaus nicht kongeniales Werk bezeichnet werden. Das verdammende Urteil, das der Biograph Riemers über diese Veröffentlichungen gefällt hat, muß man völlig unterschreiben. Es lautet: „Riemer will keine Entwicklungsgeschichte geben, keine Leben und Wirken einheitlich gestaltende Biographie; sondern es werden nach äußerlichen Einteilungsgründen — Persönlichkeit, Gesundheit, Tätigkeit, Eigenheiten usw. — einzelne Züge seines Charakters an Aussprüchen und Handlungen aufgezeigt und das Biographische aber nur für einige Weimarer Jahre mehr äußerlich und anekdotenhaft abgetan, wobei zumeist Goethe selbst in Briefen und Tagebüchern das Wort führt. Diesen Mängeln der Komposition, teilweise entschuldbar durch das Fehlen geeigneter Vorarbeiten stehen starke Mängel der Darstellung zur Seite: erdrückendes Aufspeichern pedantischer Gelehrsamkeit aus antiken und modernen Schriftstellern, störendes Aneinanderreihen von Goetheschen Parallelstellen, unleidliche Häufung von unnötigen und schwerverständlichen Fremdwörtern, Schwerflüssigkeit des Stils, vollständige Unfähigkeit objektiver Beurteilung und körperlicher Gestaltung — Mängel, welche durch die starke innere Wärme, die begeisterte Hingabe an Goethe nicht verdeckt werden und welche heutigen Lesern das Werk ebenso unverdaulich machen, als es

heftige, oft ungerechte Polemik, kampfluſtiges Aushauen nach allen Seiten, ſtarke ſubjektive Gereiztheit des Tones und vor allem eine engherzige, falſche Beurteilung anderer Größen neben Goethe, insbeſondere Schillers, unerquicklich machen."

Nun aber kommt noch ein zweites, weit ſchlimmeres Moment hinzu, um Riemer als einen recht wenig würdigen Genoſſen Goethes hinzuſtellen. Das iſt, wie ich es früher einmal bezeichnet habe, das Kammerdienermäßige, Inferiore in ſeinem ganzen Weſen und in ſeiner Geſinnung.

Er iſt eine unerfreuliche Erſcheinung. Unzufrieden mit ſeinem Geſchick, mürriſch in ſeiner Lebensauffaſſung, herbe und voll Selbſtüberhebung in ſeinen Urteilen. Gelegentlich ſprach er ſich über bedeutende Männer wie Heinrich von Kleiſt in jenem geheimrätlichen Tone aus, der ſchon bei Goethe unangenehm berührt; gegen hochverdiente Gelehrte, wie den alten Voß gebrauchte er Ausdrücke wie „dumm" und „eſelhaft". In ſeinen Anſichten und Handlungen war er kurzſichtig und kleinlich. Es zeugt von einer kaum glaublichen politiſchen Verblendung, daß er (am 20. September 1806) jede Furcht vor den Franzoſen für unnötig erklärte, „da uns die näheren Preußen ſchützen". Drei Wochen ſpäter war die ganze preußiſche Armee weggefegt und die Franzoſen Alleinherrſcher. Nun kann man freilich ein ſehr ſchlechter Politiker ſein und dabei ein wackerer Menſch. Aber auch als Menſch erregt Riemer Bedenken. Er war aufgefordert worden, Schillers Leiche mittragen zu helfen; „ich ſollte mit dabei ſein", ſchreibt er, „mußte es aber meiner Averſion vor Leichen und Leichengeruch und einer Unpäßlichkeit wegen ablehnen" und nach dieſem zyniſchen Bekenntnis hat er noch die Stirn, ſich über die Träger luſtig zu machen, die bei dieſem ehrenvollen Kondukte ihre Kräfte überſchätzt hatten.

Bei dieſer Erzählung braucht er mit Hinblick auf des Superintendenten Voigt Leichenrede das richtige Wort: „So gewiß iſt's, ein großer Mann fordert wieder einen Großen, um ihn zu verſtehen und faſt möchte ich ſagen, einen Größeren, um ihn zu loben." Er ahnte wohl nicht, daß er damit ſeine Selbſtverurteilung

ausſprach. Er war wahrlich nicht groß genug, um Goethe loben, nicht einmal groß genug, um ihn verſtehen zu können. Gerade in dieſem Falle zeigte ſich das Kammerdienermäßige ſeines Weſens. Statt das ſeltene Glück zu würdigen, an Goethes Arbeiten tätigen Anteil zu nehmen, in der Nähe des größten deutſchen Schriftſtellers leben zu dürfen, verdarb ſich Riemer dieſes Glück durch ſeine Anſprüche und ſeine Unverträglichkeit. An die Stelle des Hochgefühls, dem bedeutenden, ja allſeitigen Manne ein treuer Gehilfe ſein zu können, trat das falſche Selbſtbewußtſein, ein faſt gleichſtehender Genoſſe zu ſein. Aus ſolchem Dünkel erklären ſich ſeine Mißverſtändniſſe mit dem Großen. Das eine von 1809 ward, wie früher gezeigt, durch Goethes liebenswürdiges Entgegenkommen raſch ausgeglichen; das zweite dauerte von 1816—1819. Es wurde wohl hervorgerufen durch das ſchon angedeutete ſchlechte Verhältnis Riemers zu Auguſt, verſchärft durch Riemers falſche Meinung, Goethe habe ihn nach Ablehnung eines Rufes nach Roſtock nicht genugſam gefördert.

Daß aus dieſer Zeit manche zornige Ausdrücke Riemers ſtammen, iſt menſchlich, wenn auch nicht edel, zumal Goethe, wie wir aus anderen Zeugniſſen wiſſen, an dieſem Bruch durchaus unſchuldig war; aber auch ſonſt urteilte und ſchrieb Riemer eigennützig und kleinlich. Wahre Bewunderung zeigte und äußerte er ſelten, froh war er nur, wenn er für ſein liebes Ich Wohlleben und eine gewiſſe geiſtige Befriedigung erlangte. In beſonders hämiſcher Weiſe urteilte er, wie an anderer Stelle dargetan wurde, über Chriſtiane.

Aber auch ſeine Äußerungen über Goethe, hauptſächlich in den vertrauten Briefen an den Jenenſer Buchhändler Frommann, dem er dauernd herzlich ergeben war, ſind durchaus kammerdienermäßig. Riemer iſt ſtets empfindlich, daß er nicht genug Ehre erlangt, daß er Nachrichten, die ihn intereſſieren, nicht ſchnell genug und auf eine ſeiner Stellung würdige Weiſe erfährt. Über Goetheſche Verſe von denen er vor ihrer Veröffentlichung nichts gekannt hatte, z. B. den herrlichen Maskenzug von 1818, urteilte er ſehr von oben

herab. Er ſtellte ſich beſtändig in den Vordergrund und tadelte jeden, dem es beſſer ging als ihm. „Weimar“, ſo rief er noch 1820 aus, „iſt ein großes Spittel und für die Taugenichtſe iſt am beſten geſorgt.“ Aber ſchon 1817: „In dieſem verfluchten Neſte kann es ſo ordentlichen und rechtlichen Leuten (er meint natürlich ſich ſelbſt) nicht anders gehen; nur die Schelme und Tagediebe befinden ſich hier obenauf“. Goethe ſelbſt beurteilte er ähnlich: gnädig, wenn er nach Gebühr gewürdigt zu ſein meinte, höchſt ungnädig, wenn er, wie ſo oft, ſich verletzt glaubte. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in einem Briefe von 1813 lieſt, daß der Mann, der das vielbeneidete Glück hatte, 10 Jahre lang mit dem Meiſter zuſammen zu leben, den Satz brauchen konnte: „Ich ſehne mich nach Goethes Rückkehr, *denn er mag ſein, wie er will*, nach ſo langer Abweſenheit hat man ſich immer viel zu ſagen.“ Und als er 1816 glaubte, daß ihm durch Goethes Kabalen eine Wohnung, die er haben wollte, vorenthalten wurde, ſchrieb er die unerhörten Worte nieder: „Das wäre mir ein ſchöner Lohn für die viele Gefälligkeit und Bereitwilligkeit, die ich ſtets und ſo auch dieſen Winter für Goethe gehabt, daß ich meine eigenen Sachen öfters hintangeſetzt habe. *Ich weiß nicht, der alte Herr gefällt mir nicht.*“

Es würde ſich nicht lohnen, ſolche Äußerungen hervorzuheben, wenn ſie nicht ein Moment deutlich machten, das entſchieden hervorgehoben werden muß, das nämlich, wie vereinſamt Goethe in den letzten Jahrzehnten lebte und von welchen Elementen er umgeben war. Aber derartige Äußerungen deuten auch auf etwas anderes hin. Der nachteiligen Wirkung einer ſolch ſtändigen, nicht geradezu unwürdigen, aber unebenbürtigen Umgebung kann ſich ſelbſt der Größte nicht entziehen. Und ſo wird man wohl einräumen müſſen, daß Goethe bei aller Selbſtändigkeit des Geiſtes und bei aller Schärfe ſeines Blickes Kleineres durch ſeine Trabanten anſchauen ließ und ſein Urteil danach fixierte, ja ſich bisweilen dazu entſchloß, auch Größeres durch die Brillen dieſer Genoſſen zu betrachten.

Dieſe Anſicht, gerade mit beſonderer Beziehung auf Riemer wird ſchon von einem ſehr urteilsfähigen Zeitgenoſſen geäußert. Wilhelm Grimm nämlich, ſchrieb im Jahre 1811: „Es iſt gewiß, daß Goethe, wie Jeder unwillkürlich Vorliebe und Abneigung für manches haben wird, zuweilen denke ich, daß der Riemer, gegen welchen ich z. B. eine ſolche unwillkürliche Abneigung empfinde, ihm dies abgelauert und ihn, um ſich zu empfehlen, in ſolchen Geſinnungen beſtärkt und ihm nur das, was Goethe das Bequeme nennt, vor die Augen rückt. Ich glaube, der größte, ſicherſte Geiſt mißtraut ſeiner Anſicht, aber er wird feſt darin, wenn er ſie in einem anderen ebenſo erblickt und meint, ſie ſei auch lebendig in dieſem entſtanden." Und ſo hat auch dieſer Kammerdiener trotz aller Treue oft ſchlecht genug ſeines Amtes gewaltet.

Eine Natur ganz anderer Art war J. P. Eckermann. Fehlte ihm durchaus die Gelehrſamkeit Riemers — denn er war ziemlich jung, nachdem er noch nicht einmal ein Univerſitätsexamen beſtanden, ſondern nur einige Semeſter juriſtiſche und äſthetiſche Studien ziemlich planlos durcheinander getrieben hatte, von der Hochſchule fortgegangen — ſo beſaß er eine tiefere äſthetiſche Bildung als jener, machte gute Verſe und war ein ſtiller, anſpruchsloſer Menſch.

Seine erſte Anknüpfung mit Goethe ſah einer Abweiſung ähnlich. Er hatte ſeine, Hannover 1821, erſchienenen Gedichte an Goethe geſchickt und erhielt dafür die Abſchrift einer Art von Formular „Erklärung und Bitte", worin der Alte um Entſchuldigung bat, daß er einzeln den Einſendern neuer Publikationen nicht antworten könne, ſondern ſie auf die Hefte von Kunſt und Altertum verwies, wo Gegenſtände, die auch ſie intereſſierten, behandelt und gelegentlich auch die eingeſendeten Schriften beurteilt würden.

Während nun die meiſten eine ſolche Antwort als einen Wink betrachteten, ſich nicht weiter vernehmen zu laſſen, ging Eckermann reſoluter vor. Er ſchickte eine neue Schrift und kam ſelbſt nach Weimar, wo ſich alsbald ſein Schickſal entſchied.

Er traf in einer für ihn günſtigen Periode ein. Der Altmeiſter bereitete eine neue definitive Geſamtausgabe ſeiner Werke vor. Allerdings hatte er zu ihrer Vorbereitung und Zuſammenſtellung den getreuen Riemer, zur Korrektur den Philologen Göttling in Jena. Beide aber waren Männer in Amt und Würden, mit eigenen Arbeiten ſtark beſchäftigt, daher nicht jeden Augenblick und auch nicht für jede Art von Tätigkeit zu haben. In dieſer Verlegenheit präſentierte ſich der junge Mann voll Begeiſterung für das poetiſche Schaffen des Meiſters, tief eingedrungen in ſeine Abſichten, von eifriger Luſt erfüllt, ihm zu dienen, ohne beſtimmte andere Pläne für die Zukunft. Goethe ergriff dieſen Zufall mit Freuden und bevorzugte dieſen Neuankömmling, der nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich in Weimar feſſeln zu laſſen, vor anderen z. B. dem wackeren K. E. Schubarth, der ziemlich ſicher auf eine Berufung nach Jlm-Athen gerechnet hatte und ſehr erſtaunt, ja empfindlich war, als ſein Platz durch einen anderen beſetzt wurde. Schon am 11. Juni 1823, als Goethe Cotta das Manuſkript von Eckermanns „Beiträgen zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe" zum Verlage anbot, kündigte er an, daß er den jungen Mann bei der Redaktion ſeiner Werke beſchäftigen wolle. Seine eigentliche Aufgabe wird dann in folgender Weiſe geſchildert, 2. Februar 1824: „Seine Neigung zu meinen Arbeiten und die Übereinſtimmung mit meinem Weſen überhaupt trägt mir ſchöne Früchte, indem er mir, zu einer neuen Ausgabe, ältere vorliegende Papiere ſichtet, ordnet und redigiert, wozu ich wohl niemals gekommen wäre. Jhn intereſſiert, was für mich kein Intereſſe mehr hat. Eine freie Überſicht und ein glücklicher Takt qualifizieren ihn zu dem Geſchäft, das ihm zugleich Freude macht."

Das wichtigſte Werk, wodurch er ſich Goethe empfahl und unlöslich verband, waren die genannten „Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe". Dieſes Buch regte, wie ein neuerer Forſcher gezeigt hat, den Meiſter ungemein an, weil er darin ſeine oft ausgeſprochenen Gedanken wiederfand: Empfehlung der Antike, Widerſpruch gegen die Romantik, Erhebung des Stils über die

Eckermann

Zeichnung von Schmeller. 1828

(Goethenationalmuſeum in Weimar)

NOT

Manier; Mahnungen zur Selbſtverleugnung und Selbſtbeherrſchung. Aber er konſtatierte auch mit Freuden, daß einzelnes von ihm bisher nur angedeutete hier weiter ausgeführt war: die Notwendigkeit, die ſinnliche Anſchauung auszubilden, die Lehre, daß auch der Leſer produzieren könne und müſſe, wenn er den Schriftſteller verſtehen wolle. Eine feinſinnige Geſamtauffaſſung des großen Dichters durchzog das ganze Werk; ausführliche und hübſche Analyſen, die bei allem Lobe von geiſtiger Selbſtändigkeit Zeugnis ablegten, waren wohl geeignet, dem großen Publikum dieſe Produktionen näher zu bringen.

Die Tätigkeit, die dem neuen Ankömmling in Weimar zugewieſen wurde, bezog ſich, wie ſchon angedeutet, auf die definitive Edition von Goethes Werken. Das Probeſtück war die Zuſammenſtellung der Rezenſionen Goethes aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Dieſe ungemein ſchwierige Arbeit, in der es ſich um die feinſten Stiluntersuchungen, Kenntnis der Zeit, der perſönlichen Verhältniſſe und der geiſtigen Beziehungen der jugendlichen Mitarbeiter zueinander handelte, hätte ſelbſt der Geübteſte nicht völlig richtig löſen können. Eckermanns Leiſtung, die uns jetzt völlig verfehlt erſcheint, denn er wählte auch aus dem Jahrgang 1773, an dem Goethe gar nicht mitgearbeitet hatte, Aufſätze aus, ſchrieb ihm manches zu, was ſicherlich nicht von ihm herrührte und ſprach ihm einzelnes ab, das völlig das Gepräge ſeines Geiſtes an ſich hat, erregte des Meiſters Zuſtimmung. Sie hatte zur Folge, daß Eckermann veranlaßt wurde, ſeinen Wohnſitz in Weimar zu nehmen.

Seine fernere Tätigkeit für die große Ausgabe der Werke war von der Riemers mannigfach verſchieden. Während dieſer auf die Geſtalt der bereits fertigen größeren Arbeiten einen entſcheidenden Einfluß zu üben hatte, für die Redaktion der einzelnen Teile und die endgültige Feſtſtellung des ganzen beachtenswerte und von dem Meiſter häufig gebilligte Vorſchläge machte, war dieſem mehr die Stelle des Sammlers zugewieſen. So hatte er z. B. die Aufgabe, aus den Drucken und den zahlloſen Manuſkriptmaſſen die

zerſtreuten Gedichte zuſammenzuſtellen, die Sprüche zu ſammeln und ähnliche Arbeiten zu verrichten. Freilich erhielt auch er, wenn auch nicht in dem Umfange wie der ältere Genoſſe, die eben fertig gewordenen neuen Produkte zur Lektüre, aber in den erſten Jahren wenigſtens war ihm nicht jene autoritative Stellung wie dem älteren Genoſſen eingeräumt. Allmählich wuchs er ſich in dieſe Aufgabe hinein; bei dem Fortſchreiten der großen Edition wurde ſeine Hilfe immer mehr in Anſpruch genommen; bei den letztwilligen Beſtimmungen galt er in Gemeinſchaft mit Riemer als der wirkliche Herausgeber, dem nicht nur, ſelbſtverſtändlich nach ſehr präziſen Verfügungen des Meiſters, eine große Freiheit der Bewegung in Einteilung des Stoffes und Behandlung des Textes zugeſtanden, ſondern auch ein ſehr angemeſſenes Entgelt für ſeine Leiſtungen gewährt wurde.

Trotz dieſer ſehr lockenden Aufgabe gehörte zur Faſſung des Entſchluſſes, in Weimar zu bleiben, ein, eben nur bei einem jungen Menſchen begreiflicher Wagemut. Er beſaß von Hauſe aus ſo gut wie nichts; eine beſtimmte Stellung und genau fixierte Bezüge wurden ihm keineswegs zugewieſen. Er mußte ſich daher außer dem, was ihm durch Goethe zufloß, ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt erwerben und tat dies kümmerlich genug, indem er Stunden gab, namentlich an Ausländer, kleine Aufſätze ſchrieb und eine pekuniär ſehr wenig lohnende Arbeit an der Bibliothek übernahm. Was Wunder, daß ſeine Braut, Johanne Bertram in Northeim, mit der er ſich in ſehr jungen Jahren, noch bevor er die Univerſität bezogen, verlobt hatte, beſtändig auf Goethe und die Weimarer Verhältniſſe ſtichelte, manchmal auch geradezu ſchimpfte, von den „pauveren" Verhältniſſen des Hofes und des Ländchens verächtlich ſprach, die Ausnutzung des Geliebten, die Brachlegung ſeiner Geiſtesgaben und ſeiner ſelbſtändigen Tätigkeit durch den ſchlecht belohnten Dienſt bei einem Höheren bitter beklagte. Demgegenüber iſt es für Eckermann ein ehrenvolles Zeugnis, daß er trotz vieler Quälereien und mancher Enttäuſchungen — auch eine kritiſche Einleitung, die er zu der großen Ausgabe ſchreiben ſollte, kam nicht

zuſtande — den Glauben an Goethe nicht verlor. Allerdings bewarb er ſich um manche Stellungen, aber aus allen ſolchen Verſuchen wurde nichts. Ja, dieſe Bewerbungen wurden mit einer gewiſſen Läſſigkeit betrieben, weil es ihm nicht recht ernſt war, von Weimar fortzugehen. Denn vom erſten Moment, da er das Städtchen betreten, betrachtete er dieſes als ſeine wahre Heimat. Es ſoll ihm unvergeſſen bleiben, daß er dem geliebten Mädchen einmal die Worte ſchrieb: „Das Glück, das ich durch mein immer enger werdendes Verhältnis mit Goethe genieße, iſt ſo groß, daß mir kein Menſch in der Welt dafür Erſatz geben könnte, ſo wie Goethe ſelbſt in der Welt nicht ſeinesgleichen hat. Höhere und geringere Männer und Frauen beneiden mich um dieſes ſeltene Glück, wiewohl es mir jeder zu gönnen ſcheint. Und bei meinen höheren Zwecken, durch wen wollte ich denn ſo gefördert werden, als durch ihn ... Der Weg iſt mir gebahnt, wie keinem Anderen, und durchreiſende junge Talente beneiden mich um dieſes ſeltene Glück.“ Und zwei Jahre ſpäter, nachdem die Braut ihn gewarnt, ſoviel für Goethe zu arbeiten und ihm zu dienen, belehrte er ſie: „Ich bin vielmehr ſein großer Schuldner und ich verdanke ihm alles was ich weiß und kann und ſammele in ſeiner beneidenswürdigen Nähe jeden Tag größere Schätze des Wiſſens und mache mir ſeine Erfahrungen zu Nutze. Goethe hat nie zu jungen Dichtern ein Verhältnis gehabt, viel weniger iſt einer derart geweſen, daß er Ihm in ſeinen großen Sachen hätte helfen können. Ein Verhältnis, wie meins zu Goethe, hat nie in Weimar exiſtiert.“

Das Leben Eckermanns ſoll hier nicht im einzelnen geſchildert werden. Seine mit Auguſt unternommene Reiſe iſt ſchon früher erwähnt. Auch darauf ſei nur kurz hingewieſen, daß er am 9. November 1831 ſein Hannchen heimführte, die wohl von dem Meiſter freundlich begrüßt wurde, aber keine Gelegenheit hatte, in ſo nahe Beziehungen zu dem alten Herrn zu treten, wie etwa Karoline Ulrich, Riemers Gattin. Nach kurzem Eheglück, nach der Geburt eines Sohnes Karl, deſſen Patin Frau Ottilie wurde, ſtarb ſie im Jahre 1833.

Eckermanns Lebenswerk ist jedoch nicht die Tätigkeit für die Ausgabe von Goethes Werken, sondern sein Weltruhm — denn von einem solchen kann man sprechen — sind die „Gespräche mit Goethe".

Diese Sammlung unterscheidet sich von allen anderen derartigen Zusammenstellungen, die wir jetzt so vielfach besitzen, zunächst durch ihren offiziellen, mindestens offiziösen Charakter. Denn der Meister sah diese Aufzeichnungen, die bald nach Eckermanns Ankunft in Weimar ihren Anfang nahmen, durch, versah sie mit Verbesserungen und gab dem Ganzen seine Billigung. Freilich auch mit diesem Werk erlebte der Getreue schwere Enttäuschungen. Seine Hoffnung, sie schon bei Goethes Lebzeiten gedruckt und gefeiert zu sehen, erfüllte sich nicht, ebensowenig wurden die großen, namentlich materiellen Erwartungen, die er davon hegte, verwirklicht, denn der ungeheuere Gewinn, auf den er sicher gerechnet hatte, blieb aus. Auch wurde er mit dem Verleger in einen langwierigen Prozeß verwickelt, der zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Wie der materielle Gewinn, so realisierte sich der geistige nicht in der Weise, wie der Gute geträumt hatte. Zwar wurde das Buch unmittelbar nach seinem Erscheinen sehr gelobt, dann geriet es in starken Mißkredit und wenn es auch in den letzten Jahrzehnten außerordentlich geschätzt wurde, so macht sich jetzt und mit Recht eine entschiedene Gegenströmung geltend. Denn die Beachtung, die es lange Zeit fand, ist eine übertriebene. Das Werk leidet an schweren Mängeln: es ist unvollständig und ungenau. Unvollständig, weil es, wie man an der Hand von Goethes Tagebuch nachweisen kann, sehr zahlreiche Gespräche ausläßt; ungenau, weil es in den Daten willkürlich verfährt und vieles, gewiß Unrichtige, Übertriebene, Mißverstandene enthält. Eckermann war zwar im ganzen ein guter Zuhörer, aber er vernahm oft manches, was er hören wollte, glaubte vernommen zu haben, was zu seiner Konstruktion von Goethes Art und Wesen paßte, nahm zu kritiklos flüchtig hingeworfene Äußerungen als Bekenntnisse auf, ließ sich von Gedächtnisfehlern, sowohl eigenen als denen des Meisters beirren und

arbeitete Wahres und Falſches zu einem vollſtändigen Bilde aus das dem Original entweder nicht ganz gleicht, oder geradezu widerſpricht. Er war im ganzen ein ſchlichter Menſch und doch drängte er oft genug ſeine Perſon über Gebühr vor, gab daher nicht ſelten mehr Eckermann als Goethe, ſammelte mit allzugroßer Gefliſſentlichkeit die Lobſprüche, die ihm zuteil wurden. Damit ſoll keineswegs der Wert ſeiner Aufzeichnungen völlig in Abrede geſtellt werden; nur muß man ſich hüten, das von ihm Berichtete ohne Prüfung anzunehmen, noch mehr davor, was man häufig genug getan hat, dieſe Geſpräche als den beſten Kommentar zu dem Leben des Meiſters anzuſehen.

Das große Verdienſt Eckermanns beſtand darin, den Menſchen zu ſchildern, den man über dem Schriftſteller faſt vergeſſen hatte. Dieſer Menſch trat in ſeiner Eigenart und Größe leuchtend hervor, mit verſtändnisvoller Verehrung und rührender Bewunderung angeſchaut. Die Vielſeitigkeit der Mitteilungen dieſes einfachen Berichterſtatters iſt außerordentlich. Man ſieht mit immer neuem Staunen, was alles den Alten intereſſiert: die kleinen Weimarer geſellſchaftlichen Vorgänge ebenſoſehr, wie die öffentlichen und literariſchen Angelegenheiten: Chauſſee- und Theaterbau, Vogelkunde und Farbenlehre, engliſche Politik und Preßgeſetzgebung, franzöſiſche Romantik und deutſche Schriftſtellerfehden, Malerei und bildende Kunſt, bremiſcher Hafenbau und amerikaniſche Freiheit. Über Goethes eigene literariſchen und wiſſenſchaftlichen Pläne, über die Vorgänge ſeines Lebens, über ſeine Freunde und Widerſacher wird mit Ausführlichkeit und Behagen geplaudert. Wirkt die reiche Belehrung über ſo mannigfache Gegenſtände erfreulich, ſo empfindet man eine wahre Herzenserquickung bei den vielen menſchlichen Zügen, die von dem guten und großen Mann erzählt werden. Für Eckermann iſt und bleibt Goethe der hochherzige Gönner, deſſen echt menſchliches Betragen immer hervorgehoben wird. Aber man darf bei der Beurteilung des Buches nie vergeſſen, daß eben der alte Goethe ſpricht. Zwar war dieſer unverwüſtliche Alte lebensfriſcher und in gewiſſer Weiſe jugendlicher als viele weit jüngere,

aber ſchließlich war er doch ein Greis, deſſen Gedächtnis nachgelaſſen und der ſich in manche ſeinen früheren Anſchauungen entgegengeſetzte Anſichten eingelebt hatte. Es iſt alſo nicht der titaniſche Jüngling, nicht der leidenſchaftliche Mann, der vor uns erſcheint, nicht der Himmelſtürmer, der ſelbſt den Göttern den Krieg erklärte, ſondern der abgeklärte Greis, der nur dann heftig wird, wenn er von ſeinen wiſſenſchaftlichen Widerſachern redet, der meiſt aber die Milde des Alters und die hohe Weisheit des viel Erfahrenen ertönen läßt.

Eckermann überlebte ſeinen Gönner noch recht lange Zeit. Er ſtarb erſt im Jahre 1854. Auch bei ihm muß man, ähnlich wie bei Riemer, ſtaunen, wie wenig er doch im Grunde geleiſtet, wie raſch der hohe Flug ſeiner Gedanken und ſeines Ehrgeizes erlahmte. Die zwei erſten Bände der Geſpräche waren bei Goethes Lebzeiten ſo gut wie vollendet, das dritte, erſt 1848 erſchienene Bändchen, in ſehr weſentlicher Beziehung gar nicht Eckermanns, ſondern des mehrfach genannten Soret Eigentum, kann man doch höchſtens als die Arbeit einiger Monate, gewiß nicht vieler Jahre bezeichnen. Wie wenig hat er ſonſt fertig gebracht! Seine Geſpräche über den zweiten Teil des Fauſt ſcheinen nicht über den Anfang hinausgediehen zu ſein; ſeine dramatiſche Bearbeitung desſelben zweiten Teils, der Anfang einer Trilogie iſt eine rein äußerliche, im Grunde ziemlich wertloſe Leiſtung, keine produktive, ſondern ausſchließlich eine bühnentechniſche, die nur geringes literariſches Intereſſe in Anſpruch nimmt. Seine ſzeniſchen Bemerkungen ſind völlig wertlos; „kaum", wie einer der beſten Fauſtkenner ſich äußert, „durch etwas anderes bemerkenswert, als daß bei ihnen eine dem Goetheſchen Altersſtil in ergötzlicher Weiſe abgeguckte Ausdrucksweiſe herrſcht".

Man wird beiden wackeren Helfern den Tribut der Dankbarkeit nicht verkümmern, der ihnen gebührt. Sie waren fleißige Herren, die dem Alten manch leidiges Stück untergeordneten Tuns abnahmen, die ihn bei ſeinem Lebenswerk, der Herſtellung der defini-

tiven Ausgabe ſeiner Schriften, regſam und nicht immer unglücklich unterſtützten. Aber große Geiſter waren ſie ebenſowenig, wie unantaſtbare Charaktere. Während der Meiſter immer weiter vorwärtsſtrebte, immer höher ſtieg, erſcheinen ſie wie die Menſchlein, die an der Erde kleben, mehr bemüht, den Erhabenen zu ſich herabzuziehen, als fähig und gewillt, zu ihm emporzuklimmen. Zwar hat Eckermann unmittelbar nach Goethes Tode das hübſche Wort geſprochen: „Ich denke, man kann das Andenken des großen Toten nicht beſſer ehren, als wenn man in ſeinem Sinne fortzuleben und zu wirken ſucht"; aber doch muß man von ihm und ſeinem Genoſſen ſagen: ſeines Geiſtes haben ſie kaum einen Hauch verſpürt.

VI.

Schluß.

Manche der zuletzt erwähnten Persönlichkeiten haben uns in eine Zeit geführt, die weit über die Lebenstage des Altmeisters hinausschreitet. Wir kehren in seine letzten Jahre zurück. Sie sind eine Illustration zu den zwei Sprüchen, die er damals besonders gern im Munde führte: „Lange leben, heißt viele überleben" und „über Gräber vorwärts". Der erstere bezeichnet die trübe Erfahrung, die keinem Älterwerdenden erspart bleibt; der dadurch erzeugten Resignation setzt der letztere jene frohgemute ungebeugte Kraft gegenüber, die keineswegs bloß ein Zeugnis der Abstumpfung, sondern der ungeheueren Lebenskraft dieses Alten war.

Denn gerade die letzten Jahre bieten staunenswerte Proben einer unverwüstlichen Leistungsfähigkeit. Ein besonders charakteristisches Merkmal dieser Epoche ist, wenn man den Ausdruck brauchen darf, das Familienhafte. Das gern gebrauchte, in neuester Zeit besonders viel angeführte Wort, „ich muß nun an die Enkel denken", bedeutet indessen keineswegs allein die materielle Sorge für die leibliche Nachkommenschaft, sondern das Bemühen des Alten für die weitverzweigte große Gemeinde, die er sich gern als Familie dachte, sein Erbe zu sichern, mit erlöschender Kraft, die vielen noch als riesenmäßig erscheint, die großen Werke, vornehmlich den Faust zum Abschluß zu bringen.

Und wie sein Leben, so ist sein Tod zunächst ein Familienereignis. Nicht in dem Sinn, daß hier etwa der Ernährer eines großen Kreises starb und den Hinterlassenen allein Trauer erzeugte, — denn er starb ganz Deutschland, ja der Welt, — sondern in dem, daß er zunächst den Seinen starb, inmitten des kleinen Kreises derer, die ihm angehörten. Nicht in dem Prunkbett eines Riesensaals, umgeben von den Granden des Geisterreiches, in dem er gebot, ging er dahin, sondern in dem Lehnstuhl des engen, fast dürftigen Zimmers, zu dem nur die Nächsten Zutritt hatten. Und es ist für uns, die wir Goethes Wesen recht zu verstehen glauben,

etwas Erhebendes, nicht Niederdrückendes, daß er nicht mit einem großen, fast theatralischen Worte schied, nicht in die Geisteswelt sich versenkte, an der er sich so oft und so tief erquickt hatte, sondern mit einem freundlichen Wort an die treue Pflegerin seiner letzten Erdentage. Die frühere, in falschen Gefühlen schwelgende Epoche erlabte sich an der Sage, der Alte hätte zuletzt noch das große Wort gesprochen: „Mehr Licht" und fand ein besonderes Gefallen an der Vorstellung; der nach innerer Erleuchtung Strebende habe damit auch andeuten wollen, zur höchsten Klarheit zu gelangen; die Literaturkundigen waren außerordentlich erfreut, als ihnen Kunde davon ward, Goethe habe sich zuletzt noch seines Schiller erinnert und schon umrauscht von den Fittichen des Todes, des Freundes geheiligten Namen ausgesprochen und seine Handschrift zu sehen verlangt; wir, die wir wissen, daß diese Berichte sagenhaft sind, erkennen unseren Goethe darin, daß er starb wie ein schlichter Mensch, daß seine letzten Worte, mit denen er sich zu Ottilie wendete, waren: „Gib mir Dein Pfötchen".

76 Jahre sind es her, daß der Große von Weimar die Augen schloß. Die „Seinen" im engsten Sinne sind zum Teil bald nach ihm, zum größeren Teil Jahrzehnte später dahingegangen. Statt dieses engen Kreises hat sich ein zweiter gebildet von solchen, die ihm angehören oder angehören wollen.

Das erste Jahrzehnt nach seinem Tode hatte vollauf zu tun mit dem, was in den nachgelassenen Schriften geboten wurde. Der zweite Teil des Faust verwunderte mehr, als daß er Bewunderung hervorrief. Der Naturforscher, der nun in teils längst vergessenen, teils noch niemals gedruckten Werken sich zu erkennen gab, verblüffte, aber erlangte nur eine geteilte Zustimmung.

Die literarischen und politischen Bewegungen waren dem Andenken des verstorbenen Schriftstellers nicht günstig. Das „junge Deutschland", das seinem Namen durchaus nicht entsprach, weil es in vielen Beziehungen unendlich alt war, trug zum Verständnis Goethes wenig bei, obgleich es ihn zu loben trachtete; seine Ausspielung des „jungen Goethe" gegen den alten vermochte gerade

infolge dieſer willkürlichen Trennung die Erkenntnis der Totalität des Schriftſtellers nicht zu fördern. Aber auch die politiſchen Stimmungen ſchadeten ſeiner Würdigung. Teils taten ſie es dadurch, daß eine politiſch erregte Epoche keine große Wertſchätzung literariſchen Ruhmes duldet, teils dadurch, daß die politiſch erregten Maſſen an das Schlagwort „Goethe war ein Fürſtenknecht" glaubten und ſich weder die Mühe nahmen über dieſen Satz zu einem eigenen Urteil zu gelangen, noch befliſſen waren, unabhängig von dieſer Verdammung den Menſchen und Schriftſteller zu erkennen.

Aber auch das folgende Jahrzehnt wirkte nicht darauf, den Ruhm Goethes zu vermehren. Wohl war eine ſtille Gemeinde eifrig für ihn tätig. Gerade ſeine Alterswerke fanden eine gläubige, verehrungsbereite Schar, an den Älteren, die ihn noch geſehen oder als Jünglinge von ihm gehört hatten. Aber die Jugend hatte andere Ideale und niemand, nicht einmal die Verlagshandlung ſorgte dafür, daß die Werke des Altmeiſters in einer verjüngten und ſeiner würdigen Geſtalt erſchienen.

So konnte es geſchehen, daß der hundertſte Geburtstag (1849) faſt ſpurlos vorüberging.

Daß die Reaktion, eine natürliche Folge der Revolution, auch in Goethe im allgemeinen keinen Freund oder Förderer ſah, trotz des Märchens ſeiner Liebedienerei gegen die Fürſten, bedarf kaum einer Darlegung. Doch machte Vilmar 1849 mit ſeiner Lobpreiſung von Goethes Univerſalgenie auf viele Kreiſe Eindruck und arbeitete der Herabſetzung Schillers vor. Der Liberalismus aber, der auf die trüben Zeiten der Reaktion folgte, ſuchte ſich, wenn er überhaupt einen Herold der Vergangenheit benötigte, einen anderen und fand ihn in Schiller. Mit der beängſtigenden Stille, die beim erſten Goethejubiläum geherrſcht hatte, kontraſtiert der laute Jubel der Nation am Säkulartage von Schillers Geburt in auffallender Weiſe. Damals erlebte die Welt zum erſten Male das traurige Schauſpiel, daß man, ſtatt beider ſich zu erfreuen, einen der Dioskuren auf Koſten des anderen erhob und je höher man den einen verherrlichte, den anderen um ſo tiefer herabſetzte. Gewiß hätte der Heros, der in dem treuen Freunde die eine Hälfte ſeines Daſeins gefunden zu haben jubelte, an dieſer

Begeisterung nichts auszusetzen gehabt; nur verdiente er nicht, daß er darunter litt.

Dieser fast alleinige Enthusiasmus für Schiller ist wohl zu begreifen. Sein Pathos riß die Menschen hin, seine Werke waren auch den weniger Gebildeten verständlich, die Worte seiner Dramen entflammten von den weltbedeutenden Brettern aus die schaulustige und hörbegierige Menge.

Aber auch die Zeit für Goethe kam.

Daß sie eintrat, ist durchaus nicht die Wirkung des wechselnden Modegeschmacks, ebensowenig die Tat eines einzelnen Mannes. Und doch muß man dankbar des Engländers Lewes gedenken, dessen „Leben Goethes" zuerst 1855 englisch erschien, bald ins Deutsche übersetzt und in Deutschland viel mehr verbreitet als im Heimatlande des Autors, diesen Umschwung befördern half. Trotz seiner vielen Fehler und Lücken, die indessen von den Gelehrten stärker als billig hervorgehoben worden sind, hatte es den großen Vorzug fortreißender Begeisterung, das ehrliche Streben, das vielseitige Wirken des großen Schriftstellers zu erkennen und das wahrhaft eigenartige Talent zum Verständnis und zur echten Würdigung des edlen und guten Menschen vorzudringen. Ein einziges Buch vermochte natürlich keine Umwälzung herbeizuführen; diese erfolgte vielmehr auf Grund mannigfacher Momente. Zunächst war die Produktion der sechziger Jahre unendlich schwach, so geringwertig, daß sie tieferen Naturen keinerlei Befriedigung gewährte; sodann verlangte der wiedererwachte Nationalsinn eine solidere Kost, im Gegensatz zu den Übersetzungen aus fremden Literaturen, mit denen man das Publikum geradezu übersättigt hatte. Zu diesen inneren Momenten traten zwei äußere: Einmal die stille Minierarbeit fleißiger Gelehrten, von denen nur drei genannt werden sollen. Heinrich Düntzer, der trotz aller Selbstherrlichkeit, trotz seines, mit den Jahren immer kindischer werdenden Pochens auf seine Unfehlbarkeit und seines Schwelgens in Kleinlichkeiten unschätzbare Dienste geleistet hat, Salomon Hirzel, der vornehme, verständnisvolle, von echt klassischem Geiste erfüllte Buchhändler und Gustav von Loeper, der Dilettant im wahrhaften

und besten Sinne des Wortes. Sodann: das Aufhören des Privilegs der Goetheschen Werke. Die Hempelsche Ausgabe, die alsbald nach dem Erlöschen der Schutzfrist zu erscheinen begann, ist der Anfang einer Editionstätigkeit, wie sie wohl noch keinem anderen deutschen Autor zugewendet worden ist.

Nun begann erst wahrhaft die Goethe-Wissenschaft, die man mit dem leicht mißverständlichen Namen Goethe-Philologie bezeichnet hat, und die eine große Zahl scharfsinniger Gelehrter und geschmackvoller Arbeiter in ihren Reihen zählt. Nur ein einziger soll von ihnen hervorgehoben werden, der unvergeßliche Wilhelm Scherer, der geistreich und kühn, mit jugendlicher Begeisterung Probleme aufstellte und sie zu lösen begann. Diese Goetheforschung fand nun in den reichen Schätzen, die seit der Erschließung des Goethe-Archivs allmählich bekannt wurden, eine immer reichlichere Nahrung. Unmittelbar nach der Eröffnung dieses Archivs wurde die Goethe-Gesellschaft gegründet. Sie vereinigt innerhalb und außerhalb Deutschlands mehr als dreitausend Männer und Frauen zu einem Bund, der sich nach Goethe nennt, weil er Goethes werden will.

Die Literatur über Goethe wuchs und wächst ins Unendliche fort, oft mehr in die Breite als in die Tiefe. Biographien des Dichters erscheinen immer von neuem und wenn eine von ihnen, die dem großen Publikum die sympathischste ist, jetzt bereits, nachdem der zweite Band erst vor wenigen Jahren vollendet worden ist, im 50. Tausend erscheint, so ist dies ein Beweis für die Popularität Goethes, die man noch vor wenig Jahren für unmöglich gehalten hätte. Neudrucke von einzelnen Briefsammlungen erscheinen in verschiedenster Gestalt: zwei große Auswahlen aus den Gesamtbriefen, die beifällig aufgenommen und viel verbreitet worden sind; schön ausgestattete Editionen einzelner Briefwechsel, die sich gleichfalls rasch einbürgern und populäre Auszüge, deren Auflageziffer eine geradezu fabelhafte Höhe erreicht. Goethes Philosophie und Pädagogik, Poetik und Metrik, seine Bedeutung für Politik und Geschichte, seine Tätigkeit auf einzelnen Gebieten der Naturwissenschaft, seine Stellung zur Kunst wird immer aufs neue beleuchtet

und durchforscht. Die Zahl der Schulausgaben einzelner besonders beliebter und für das Verständnis der Jugend am meisten geeigneter Dichtungen und Prosaschriften wächst ins Ungeheuere; über den Faust erscheint alljährlich eine kleine Bibliothek. Es gibt keine Zeitschrift, die es sich nicht zum Stolz anrechnete, ein ungedrucktes Goetheanum zu bringen und keine Zeitung, die nicht gern irgend einer Betrachtung über Goethes Leben, Wesen und Beziehungen ihre Spalten öffnete.

Hat nun aber mit dem Anwachsen der gelehrten Forschung, der Veröffentlichung unbekannten Materials auch die tiefere Erkenntnis von Goethes Bedeutung gleichen Schritt gehalten? Pamphletisten und Schöngeister wollen einen Gegensatz statuieren zwischen Goethe-Philologen und Goethe-Verehrern. Sie ergreifen gern den Anlaß, den Unverständigen, die sich durch starke Worte bestimmen lassen, einzureden, daß die ersteren die schlimmsten Feinde des Meisters seien, daß sie, wie sie selbst keine wahrhafte Schätzung des von ihnen Gepriesenen besäßen, auch nicht fähig seien eine solche zu verbreiten. Diese Beschuldigung jedoch ist in ihrem vollen Umfange durchaus unhaltbar. Man mag jenen Anklägern soviel zugeben, daß mit Angabe von Varianten, Aufsuchen von Parallelstellen, Nachspüren von Entlehnungen, Aufzeigen von Modellen, die in den Romanen und Dramen verwandt worden sind, nicht alles, vielleicht nicht einmal viel getan ist, daß man zur Not die Christiane gewidmeten Gedichte versteht, ohne diese Bezüge zu kennen, daß man sich an den Wahlverwandtschaften erquicken kann, ohne etwas von Wilhelmine Herzlieb zu wissen, — aber die ewig wiederholten Anklagen gegen die Goethe-Philologen, als schadeten sie der wirklichen Goetheverehrung und der Erkenntnis seines Wesens, als schreckten ihre sprachlichen und methodischen Untersuchungen von der Lektüre ab, anstatt diese zu vertiefen, sind unberechtigt.

Gewiß sind wir noch nicht am Ende. Nicht Briefsammlungen und Vorlesungen, nicht neue Ausgaben, nicht Biographien und Monographien allein vermögen das große Werk, die Popularisierung Goethes zu vollenden. Aber sie helfen alle ein Stück vorwärts.

Das Meiſte muß die Nation ſelbſt tun. Sie muß ſich durchdringen laſſen von der Gewalt des allumfaſſenden Geiſtes, ſie muß lernen ſeinen Schmerz mitzuempfinden und ſeine Freude mitzufühlen, ſie muß ſich erlaben an dem Schmelz, ſich erheben an dem Schwunge ſeiner Lyrik, eindringen in die Weisheit ſeiner Gedanken. Sie muß an ſeiner Hand durch die Labyrinthe ſeines Lebens wandeln und gleich ihm einherſchreiten von der wilden Leidenſchaftlichkeit ſeiner Wertheriſchen Jahre bis zu der ruhigen Abgeklärtheit ſeiner weisheitsvollen Altersſchriften. Zu dieſem Genuß kann ſie ſich anleiten und in ihm fördern laſſen durch die wackeren Männer, die blöder Unverſtand als Anmerkungsſchnüffler und Einleitungsſchmierer verhöhnte. Aber ſie mag ſich dabei hüten vor Salbadern, die alles beſſer wiſſen wollen und vor heuchleriſchen, gleißneriſchen Pfaffen im Ornat oder im Agitationskittel. Das Beſte aber muß ſie ſelbſt tun, aus eigener Kraft.

Und wenn dieſe Kenntnis der Werke des Schriftſtellers eine allgemeine geworden, wenn der Autor, der ſich ſelbſt keine Popularität verſprach, wirklich ein Volks-Goethe geworden iſt, dann wird auch das Märchen von ſeiner Unnahbarkeit verſchwinden und dem Dogma von ſeinem wahren Menſchentum Platz machen. Die Wirkung einer ſolchen Erkenntnis jedoch ſoll eine Doppelte ſein. Alle müſſen wiſſen, Goethe habe die von ihm ausgeſprochene Forderung, der Menſch ſei edel, hilfreich und gut ſelbſt in hohem Maße und zu allen Zeiten ſeines Lebens erfüllt. Und ferner ſollen alle, die den Dichter verſtehen wollen, in ſeine Lande zu gehen lernen und gleich ihm als die höchſte Pflicht erkennen, wahrhaft Menſchen zu ſein. Ein ſo vorgeſchrittenes Geſchlecht würde Goethe in Wirklichkeit als die Seinen begrüßen.

Literarische Notiz.

Für das ganze Werk sind in erster Linie benutzt: 1. Goethes Briefe (Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, IV. Abteilung), 42 Bände. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1887—1907. (Die Sammlung führt bisher bis zum J. 1827.) — 2. Goethes Tagebücher (Werke wie oben III. Abteilung), 13 Bände. Weimar, daf. 1887—1903. 3. Goethes Gespräche. Herausgeber: Woldemar Freiherr v. Biedermann. 10 Bände. Leipzig, Fr. W. v. Biedermann 1889—1903. — Sehr eifrig ist das von mir herausgegebene Goethe-Jahrbuch herangezogen. 29 Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1880—1908. Die Stellen aus Goethes Gedichten nach der Jubiläums-Ausgabe. —

Sehr häufig sind benutzt: Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bände. Leipzig, E. E. Poeschel 1904. (Die höchst charakteristische Schreibweise der trefflichen Frau konnte nicht beibehalten werden, weil sonst die Briefe zu sehr aus dem Rahmen herausgetreten wären.) — Briefe an Fritz v. Stein. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. Leipzig, Insel-Verlag 1907. — Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Herausgegeben von L. Urlichs. 3 Bände. Stuttgart, Cotta 1862—65. — Die Briefe von F. v. Schiller sind nach der Ausgabe von Fr. Jonas. 7 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, die der Bettine nach der Ausgabe von J. Fränkel, Jena, 3 Bände, 1906, zitiert.

1. Abschnitt. Christiane von Goethe geb. Vulpius. Eine biographische Skizze von C. W. F. Brauns. 2. Auflage. Leipzig, Friedrich, 1882 (ganz unbedeutend). — Goethes kleine Freundin und Frau. Von Otto Klein. Straßburg, Singer 1904. — Für die Behandlung der Christiane in den Werken vgl. M. Morris, Goethe-Studien. Berlin, 1905, II, 76—110, eine treffliche Zusammenstellung, der ich freilich nicht in allem zustimmen kann. Für einzelne an sie gerichtete Gedichte: A. Köster, im Goethe-Jahrbuch 29, S. 66 ff. und die sinnigen Bemerkungen im Festvortrag: Goethe und sein Publikum, daf. — Die wichtigeren Briefe an Christiane sind auch in den Ausgaben von Ph. Stein und E. v. d. Hellen abgedruckt. Eine Gesamtausgabe wäre sehr erwünscht; nur müßten dann auch Christianes Briefe trotz ihrer verwahrlosten Orthographie zugegeben werden. — S. 10 fg. Christianes Geburtstag, die Untersuchung von St. Kekulé von Stradonitz, Kreuzzeitung 1906, Nr. 12 (gegen M. Birnbaum, GJ. Bd. 26). — S. 19 ff. Zu Henriette v. Lüttwitz die beiden Bücher von Ad. Hoffmann: Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Warmbrunn 1897, und: Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Lüttwitz. Oppeln 1898. Die in diesen Büchern vertretene Ansicht ist von allen ernsten Kritikern zurückgewiesen worden, vgl. meine ausführliche Widerlegung in Dichter und Frauen, 2. Sammlung. Berlin, Paetel 1899, S. 244—260. — S. 28 fg. Die Briefe der Charlotte v. Stein in dem bereits angeführten Buche von L. Urlichs. — S. 33. Zu dem Briefe Schillers an die Gräfin Schimmelmann, vgl. Euphorion 1905 (L. Geiger). — S. 39 fg. Ueber das frühzeitige Sterben der Kinder: P. J. Möbius, Ueber das Pathologische bei Goethe. Leipzig 1898, S. 192 fg. — S. 60. Das Gedicht ist zum erstenmal gedruckt: GJ. Bd. 6, S. 1 fg. — S. 66. Trauung vgl. den zu S. 10 angeführten Aufsatz von Kekulé v. Stradonitz. — S. 68. Die Geschichte ist wiedergegeben von W. Bode: Stunden mit Goethe. Bd. 4, 1908. — S. 70. Zum Verkehr mit Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter Adele, vgl. GJ. 14, 254—260, 19, 53—118. H. Düntzer: Abhandlungen zu Goethes Leben. Leipzig 1885, Bd. 1; die Biographie der Johanna von Laura Frost, Berlin, Schwetschke 1905, bietet nichts Neues. — S. 71. Zu den freundlichen Aeußerungen über Christiane ist das Wort Wilhelms v. Humboldt, 22. Dezember

1808, nachzutragen, GJ. 8, 76. — S. 76 ff. Ueber Wilh. Herzlieb: K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen, auf Grund ungedruckter Briefe geschildert, Bremen 1882, dem auch der S. 76 abgedruckte Brief entnommen ist. Gaedertz' Darstellung ist willkürlich und falsch. Die Literatur über die „Wahlverwandtschaften" kann hier nicht angeführt werden. — S. 78. Der Bericht der Christ. Reinhard, französisch in: Une femme de diplomate publ. par la baronne de Wimpfen, deutsch von L. G. in der „Allg. Zeitung", Beil. 1904, Nr. 166. — S. 91 fg. Die Darstellung nach dem Tagebuch, den Briefen der Charlotte v. Schiller und der dankenswerten Zusammenstellung von J. Fränkel in seiner Edition von Bettines Briefen. Die erste Andeutung des Zwischenfalls gab O. L. B. Wolff, 1832. Die Mitteilungen von Riemer 1841 enthalten so gut wie nichts Tatsächliches. Frau v. Stein scheint durch Uebersendung eines Billettes der Bettine (es ist wohl dasselbe, dessen Charlotte v. Schiller gedenkt, S. 96 Z. 13 v. u.), einen Vermittlungsversuch gemacht zu haben; Goethe gedenkt dieses Billetts und bittet um einigen Aufschub (28. September 1811): „Bis ich mit freiem und frohem Mute der Abwesenden wieder gedenken kann." — Das Buch von Lewes, auf das im Text Rücksicht genommen ist, erschien 1855. — S. 98. Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einl., Faksimiles ꝛc. Straßburg 1882 (schon früher, aber Christianens Schreibweise stark geändert, Leipzig 1856). — S. 102. Für Marianne: Goethes Briefwechsel mit Marianne v. Willemer, zuerst herausgegeben von Th. Creizenach. Stuttgart, Cotta 1877. — S. 105 fg. Die Zeilen von Vulpius an Knebel, G. J. 4, 337 f. Der Brief über Christianes Tod von Joh. Schopenhauer. GJ. 15, 323 (abgedruckt aus dem Hamb. Korr.) und der Brief der Elise v. d. Recke. GJ. 13, 143; Bericht der Frau Knebel, Gespräche, Bd. 4. Die Briefe Riemers (S. 106 fg.), in dem unten zu III, 5 anzuführenden Buche von Heitmüller. Der Brief der Großherzogin Luise aus dem dieser gewidmeten Buch von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1905, Knebels: in Goethes Briefwechsel mit Knebel. Leipzig 1851. Nachzutragen ist eine Aeußerung des Letztgenannten an Charl. v. Schiller (7. Juni 1816): „Goethe und sein Haus betrüben mich sehr. Schreiben Sie mir auch hierüber etwas womöglich Tröstliches," worauf Charlotte antwortet: „Die Frau dauert mich, denn sie hat unendlich gelitten". — Ferner Karoline v. Humboldt an Charl. v. Schiller, Urlichs II, 211, gegen den Bericht der Johanna Schopenhauer; sodann das hübsche Wort Wilhelms v. Humboldt an Goethe (Briefwechsel mit den Gebr. Humboldt, S. 256), endlich Goethes Aeußerung (1821) an Cotta, dessen Frau schwer krank war: „Ich nehme daran um so innigeren Anteil, als ich dasselbe Schicksal erlebt und meine gute Frau unaufhaltsam einer drohenden Auflösung entgegenwallen sah".

2. Abschnitt. Eine irgendwie genügende Biographie fehlt. Am wichtigsten sind (außer Goethes Briefen und Tagebüchern) die Mitteilungen von K. v. Holtei: Vierzig Jahre. Breslau 1859, 2. Aufl. 6 Bände, bes. 3, 397—408, 4, 47—89. Sodann Lily v. Kretschman: Aus Goethes Freundeskreise. Braunschweig 1897 (2. Aufl. Lily Braun: Im Schatten der Titanen. Das. 1908). — S. 107. Die Aeußerungen der Karoline v. Dachröden und Humboldts (S. 118) in: Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna v. Sydow. Berlin 1906 u. 1907, Bd. 1 u. 2. — S. 128 fg. Album: W. Vulpius, Das Stammbuch von August v. Goethe in: Deutsche Rundschau. Bd. 68, 1891, S. 71—85, 241—270. — S. 123. Die Briefe der Sophie an Schardt aus dem schon angeführten Buche: Briefe an Fritz v. Stein. — Zu S. 126 hätte erwähnt werden sollen, daß August einige Zeit das Weimarer Gymnasium besucht hat. — S. 127 fg. Die Erzählung aus dem Jugendleben der Karoline Bardua, herausgegeben von W. Schwarz, Breslau 1874. Der Ausruf S. 128, Z. 4 stammt, wie mich mein Kollege M. Friedlaender belehrt, aus Cherubinis Oper: Les deux journées (Der Wasserträger), und zwar aus dem

Finale des 2. Aktes. — S. 129 ff. Für die Heidelberger Zeit: Briefe an August v. Goethe, herausgegeben von B. Suphan. GJ. Bd. 10. S. 3—45, 70—89, die an der letztern Stelle abgedruckten gehaltvollen Anmerkungen sind vielfach benutzt. — Zu S. 141 ist nachzutragen eine Begegnung Augusts mit dem Erbprinzen nach Knebels Andeutung, 3. Juni 1814, Charl. v. Schiller III, 354; die Stelle ist freilich nicht sehr klar. — S. 149. Ueber das Chaos: Lily v. Kretschman, Weimars Gesellschaft und das Chaos: in Westermanns Monatsheften. Nr. 422. Nov. 1891. — S. 153. Die Berliner Briefe von August und Ottilie, auch der S. 153 ff. abgedruckte, zuerst GJ. Bd. 28, S. 26—56. — S. 162. Die Literatur über Ulrike v. Levetzow braucht hier nicht erwähnt zu werden. — S. 166 fg. Der Direktion des Geh. Haupt- und Staats-Archivs in Weimar sei für die Mitteilung herzlich gedankt. — S. 169 fg. Augusts Rede bei der Niederlegung von Schillers Schädel. Mitgeteilt von Max Hecker. GJ. Bd. 25, S. 46—52. — S. 173 ff. Die Notizen über Augusts Tod aus dem Tagebuch. Brief der Alwine Frommann im Briefwechsel mit Willemer, S. 292; über die Acta privata vgl. die Notiz bei Möbius, Goethe, Leipzig 1903, I, 255 fg. Goethe an Zelter im GB.'schen Briefwechsel Bd. 6; G. an Kestner in: Briefwechsel zwischen August G. und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von H. Kestner-Köhler. Straßburg 1904. S. 363 fg. Prellers Bericht bei D. Roquette, Friedrich Pr. Frankf. 1883. S. 78—81. Das Verzeichnis von Augusts Effekten von Fr. Noack, mitgeteilt GJ. 29, 206 fg. Die Notizen über Vormundschaft aus K. Schmidt, Schillers Sohn Ernst. Paderborn 1893. — S. 180: Jenny v. Pappenheim oder v. Gustedt, die Heldin des zu Anfang dieses Abschnittes genannten Buches von Lily v. Kretschman. — S. 184. Das Gedicht Grillparzers in allen Ausgaben von dessen Werken gedruckt. Augusts Verse im Chaos.

Ottilie. Außer Briefen, Tagebuch, Gesprächen, das mehrfach genannte Buch von Lily v. Kretschman, S. 151—164. Der Abschnitt „O. v. G. und ihre Söhne. Aus den Erinnerungen einer Zeitgenossin", war vorher: Westermanns Monatshefte 1891, Apr. gedruckt. Ferner: Ottilie v. Goethe und ihre Söhne, Walther und Wolf von Jenny v. Gerstenbergk. Stuttgart 1901. — Die Stellen S. 195 aus Düntzers Abhandlung über Johanna Schopenhauer und den Briefen an Fritz v. Stein. — S. 196 ff.: G. Kühne, Ein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von E. Pierson. Dresden 1889.

Die Enkel. Briefe bis 1827, bes. Tagebücher. — Auch hier Literatur über August und Ottilie. — Ueber Walther gibt es keine Biographie. Ueber Wolf: H. Meyer, Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar 1889. — S. 212. Das Original von Walthers Brief in den Soldanschen Papieren, mir mitgeteilt von R. Herold. — S. 217 Z. 17. Eine Bestätigung dieser befremdlichen Notiz findet sich in einem Briefe Ottiliens an Prof. Seligmann 13. Sept. 1849 (N. fr. Pr. 30. Juni 1908). Danach stürzte, infolge der Wallfahrt am 28. Aug., die hintere Treppe, die nach dem Garten führt, mit dem ganzen Gewölbe ein. — Die Briefe Ottiliens a. a. O., 7., 14., Juli, 10. Aug. das. enthalten manch interessanten Beitrag zur Charakteristik der merkwürdigen Frau. In dem letzten Artikel sehr wichtige Notizen über Bratranek (oben S. 219). S. 223. Walthers Testament ist gedruckt im GJ. Bd. 7 (Bericht der Goethe-Gesellschaft.)

3. Abschnitt. S. 230. Freitagsgesellschaft. Außer den Briefen, die auch für diesen Abschnitt als Quelle ersten Ranges gelten, die Reden in Goethes Werken. Weim. Ausg. Bd. 42 (1908). — S. 233. Die Literatur über Goethe und Schiller kann nicht angeführt werden; die obigen Ausführungen stehen im Gegensatz zu den üblichen Anschauungen. — S. 236. Jahrhundertfeier. Vgl. dafür und das ganze Kapitel mein Buch: Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. Sauer, Deutsche Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin 1901. — S. 237 fg. Cour

d'amour, die Kommentare zum Stiftungslied, bes. Beaulieu-Marconnay, Goethes Cour d'amour. Bericht einer Teilnehmerin, nebst einigen Briefen. GJ. 6, S. 59 bis 83. — S. 243 ff. Die Berichte der Frau Schopenhauer bei Düntzer, a. a. O. — S. 240 ff. Beispiele aus den Gesprächen; für einzelne Ausführungen ist meine Einleitung zu M. Hesses, Ausg. von Goethes Werken benutzt. — S. 254 fg. Die gelehrten Vormittage: Zeugnisse bei Urlichs, Briefe an Fritz v. Stein u. a. — S. 268 ff. Das Fest von 1825: Goethes goldener Jubeltag. Siebenter November 1825, mit des Gefeierten Bildnis, seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Festsaals. Weimar 1862 (Herausgeber ist Eckermann).

2. Fast ausschließlich nach den Briefen. Ueber die Schreiber C. A. H. Burkhardt: Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. Wien 1899. SA. aus Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 10—13. Ueber John speziell Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Berlin 1900. S. 149 ff. — Zu S. 279 während des Drucks erschien: Doebber, Lauchstädt und Weimar, Berlin 1908. (S. 102 ff., sehr wichtig für Götze).

3. Auch hier bilden Briefe und Gespräche die hauptsächlichste Quelle. Von großer Wichtigkeit: J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Weimar 1892, Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 6.

4. H. Meyer. Statt aller anderen Literatur: Riemer, Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846, S. 1—133, und: Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer. Herausgegeben von Paul Weizsäcker. Stuttgart 1886 (Einleitung von 168 Seiten. Deutsche Lit.-Denkmale, Bd. 25.). — Zelter: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1832, 6 Bände (neue Ausg. von L. Geiger, Leipzig, Reclam, 3 Bände).

5. Von Riemer die zwei sub 4 genannten Werke, ferner: Mitteilungen über Goethe, 2 Bände. Berlin 1841. Ueber ihn der kurze treffliche Artikel von J. Wahle, Allg. deutsche Biographie. Bd. 28. S. 559—564. Ferner: Aus dem Goethehause. Briefe F. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. Herausgegeben von Ferd. Heitmüller. Stuttgart 1892. (Darüber meinen Artikel: Goethes Kammerdiener. „Die Nation", 1892, S. 576 ff., aus dem mehrere Stellen in den Text aufgenommen sind.) — Eckermanns Gespräche, 1. Ausgabe. Leipzig 1837 fg. 1848, seitdem sehr häufig: die Einleitung zu meiner Ausgabe (Leipzig, Hesse) ist stark benutzt. Zur Kritik meine Miscelle in „Euphorion", 1904; Goethes Unterhaltungen mit Fr. Soret, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, Weimar 1905, und die Besprechung des letzteren Werkes von O. F. Walzel in der Zeitschr. für deutsches Altertum, 1908. — Ueber Eckermann ferner die Studie von R. M. Meyer im GJ. 17, S. 105—121, und: Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Tewes, 1. Band. Berlin 1905.

6. Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Leipzig 1907.

Zu S. 71. Ueber die Heirat das sehr vernünftige Urteil der Frau v. Lengefeld, November 1806, Charlotte v. Schiller S. 23 f. Eine freundliche Bemerkung Charlottens selbst über Christiane vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. 4, S. 265.

Zu S. 118 letzte Zeile. Ueber Eisert vgl. Charlotte v. Schiller Bd. 1, S. 481, Karoline v. Wolzogen Literarischer Nachlaß, 2. Bd. S. 214.

Zu S. 138, Zeile 7 v. u. Frau v. Lengefeld scheint gewünscht zu haben, daß August ihre Enkelin Karoline v. Schiller heirate, vgl. das Buch Charlotte v. Schiller, Bd. 2, S. 27.

Namenregiſter.

Altenſtein, v. Miniſter 329
Arend (nordiſcher Reiſender) 255
Arioſt 88
Arnim, Achim von 93 ff 99
Arnim, Bettine ſ. Brentano
Arnswald, Frau von 86
Auersperg, Graf 266
Augereau, Marſchall 67
Auſtin, Sara 200
Baczko, L. v. 155
Barbua, Karoline 245 f
Barth, Kutſcher 281
Batſch, A. H. C., Prof. 229
Bauernfeld, Eduard 195
Bayern, König Ludwig I. von 268
Bechtolsheim, Frau von 195
Becker, H., Schauſpieler 295. 303
Becker, Chriſtiane ſ. Neumann
Beethoven, L. van 341 f
Behriſch, E. 336
Benda, Schauſpieler 299
Berlioz, H. 342
Berger, C. G. 120
Berlitz, die 29
Bertram 248. 276
Bertram, Johanne 362 f
Bertuch, Fr. J. 24. 120. 228
Bertuchſche Fabrik 11
Bethmann, M. 121. 129
Beuſt, Graf 229
Biedermann, W. von 208.
Blumenbach, Joh. Fr. 120
Bode, Auguſt 228
Boie, H. Ch. 131
Boie, Sohn d. v. 131
Boiſſerée, S. 102. 106 f. 149. 250 276. 317
Boiſſerées, die 248
Bonaparte, Jérôme 263
Böttiger, K. A. 228. 230. 245
Bratranek, Prof. 219. 222
Brentano, Bettine 92 ff. 128. 159
Brentano, Maximiliane ſ. Laroche
Brentano, Familie 129
Brühl, Graf 157. 159
Büchner 190
Buchholz, P. F. 228
Buff, Charlotte 77. 251 f
Bürger, G. A. 247
Byron, Lord 148
Caglioſtro 228
Calderon 244
Caſti, G. 88
Chamiſſo, Ad. v. 149
Chladni, E. F. F. 120
Conſtant, Benjamin 240 f
Conta, von 256. 345
Cornelius, P. 342
Cotta, J. F. von 45. 72. 106. 166. 324. 360
Coudray, Cl. W. 345
Dachröden, Karoline von ſ. Humboldt
Dalberg, Fürſt Primas 129
Dannecker, J. H. von 169 f
David, Felicien 263
Denon 120
Deny, Schauſpieler 307
Dillon, Mad. 85
Döbereiner, J. W. 261
Düntzer, Heinrich 243. 371
Durand, Schauſpieler 293
Dürer, Albrecht 203
Eberwein, F. C. A. 146. 340
Eckermann, J. P. 149. 172 f. 177.

183. 187. 218. 263. 270. 273. 345 f. 350. 359—367
Eckermann, K. 363
Egloffsteinſche Damen 198
Egloffstein, Hauptmann von 238
Egloffstein, Henriette von 85 f. 238 f.
Egloffstein, Hofmarſchall von 238
Egloffstein, Frau d. vor. 238
Egloffstein, Julie von 180. 264 f
Egloffstein, Karoline von 134. 264
Egloffsteins, die 146
Eichſtädt, H. K. A. 232. 256
Einſiedel, F. H. v. 228. 238. 336
Eisfeld, Diener 280
Eiſert 118 f
Elſermann, Beate, Schauſpielerin 64
Engels, Frl. 96
Erffa, C. L. H., Landrat von 280
Eſſeles, Frau von 350
Falk, J. D. 72. 239. 332
Fernow, K. L. 120 f. 232
Fichte, J. G. 120
Fouqué, Fr. 149
Friedrich, Diener 278 f
Fritſch, Frau von 266
Fritſch, K. W. Freiherr von 229. 256
Fritſche, Oberforſtmeiſter von 118. 271
Fritz, Sohn des Bergrats in Ilmenau 118
Frizzoni, zwei Herren 173
Frommann, Alwine 174 f. 257. 259
Frommann, Fritz 212. 257 f 281
Frommann, Johanna 67. 248. 257 ff. 344
Frommann, K. Fr. E. 248. 256 ff. 263. 357
Frommannſches Haus 4. 76 f. 256 ff.
Froriep, Emma 149
Froriep, L. Fr. v. 241. 266
Fuchs, Prof. 261
Gall, Joſ. 240 ff. 301
Gallitzin, Fürſtin 222
Gans, Ed. 263
Geiſt, Schreiber 50. 273
Genaſt, Fr. Ed. 172. 302 f
Gensler, Diener 277 f
Gerning, Familie 129
Gersdorff, E. Chr. von 256. 345
Gille, Landesdirektionsrat 173
Gneiſenau, General 155
Göchhauſen, Luiſe von 238
Goswin, Vetter von Ottilie 155. 158
Gotha, Auguſt Herzog von 324
Gotha, Auguſt Prinz von 230
Gotha, Prinz Friedrich von 99
Goethe, Alma von 152. 174 f. 177. 180. 183. 185 f. 188. 190 f. 199 f. 204 f. 210 f. 217. 269
Goethe, Auguſt von 3. 17. 23 ff. 29 f. 32 ff. 37 f. 40 f. 45 f. 48. 50. 53. 55 ff. 61. 67. 69. 74. 80. 83 ff. 89. 100 f. 103. 106. 117—184 185—201 paſſim. 202. 205. 207. 269. 273. 282. 310 f. 313. 330. 347. 353 f. 357. 363.
Goethe, Chriſtiane von 3. 9—114. 119. 126 f. 130 ff. 134 f. 142 f. 146 f. 180 ff. 202. 227. 237. 243. 255. 261. 264. 273. 281 f. 290. 304. 313. 320 f. 337. 352 f. 357. 373
Goethe, Cornelie 2
Goethe, Johann Caſpar 2, 136, 164 f.
Goethe, Johann Wolfgang (vgl. Inhaltsverzeichnis) beſonders:
Familie der freien Wahl 4 und Frau v. Stein 9 ff. 26 ff. Chriſtiane 10—114, erſte Bekanntſchaft mit Chriſtiane 11. Liebesgedichte an Chriſtiane 12—19. 20 ff. 36. 39. 43 f. 53 f. 88 f. 101. 104. 108.

Reise nach Schlesien 19. Verkehr mit Henr. v. Lüttwitz 20 ff. Kampagne in Frankreich 23 f. 37 ff. Mit Herder 24 f. Schiller 31 ff. 230. 233 ff. 242. 256. 314. der Mutter 33 ff. — Wohnung 36. Reise 1797 45 ff. 52 ff. Krankheiten 49 ff. 58 f. Besitz des Gutes Oberroßla 54 ff. 62. 239 ff.

Reise nach Pyrmont 59. Nach Karlsbad (1806) 64 f. (1807) 77 f. (1808) 80 f. Teplitz (1812) 98 (das. 1813) 100. Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg (1814/15) 102 ff. Verheiratung 66 ff. Verhältnis zu Frau Schopenhauer 70 f. 242 ff. Einführung Christianens in die Gesellschaft 71 f. 85 f. Mit Wilhelmine Herzlieb 76 ff. Plan einer kleinen Wohnung in Frankfurt 84 f. Mit Charlotte v. Schiller 90 f. 254. Bettine v. Arnim 92 ff. 99 Mariaune v. Willemer 102 ff. Bei Christianens Tod 105 ff. Gesamtbetrachtung über das Verhältnis zu Christiane 109—114.

Stellung zu August 117—184 Reisen mit ihm 118. 119. 125. 126. Sorge für den Unterricht 119. 121 f. 126. Konfirmation Augusts 122 f. Einwirkung auf das Universitäts-Studium 128 ff. 134 ff. auf die amtliche Laufbahn 136 ff. 138 f. 140 f. 167 f. ökonomische Besprechungen 136 f. 164 f. Gemeinsame Arbeit für Ausgabe der Werke und Nachlaß 164 ff. Vertretung durch den Sohn 169 ff. Bei Augusts Tode 173 bis 180.

Stellung zu Ottilie 144 f. 147 f. 151 f. 154 ff. 160 f. 186 ff. Mitarbeit am „Chaos" 149 f.

Verhältnis zu den Enkeln 152. 161. 202—210.

Ulrike von Levetzow 162 f. 187. Ulrike von Pogwisch 191. — Freitagsgesellschaft 228 f. Klubs 231 f. Gesellschaft für deutsche Sprache 232 f. Jahrhundertsfeier 236 f. Cour d'amour 238 f. Berühmte Gäste (1803—5) 240—242. Wesen seiner Unterhaltungen und seines Verkehrs 247—252. Gelehrte Vormittage (Mittwoch und Sonntag) 253 ff. Hinneigung zu schlichten Menschen 256. Frommanns 256 ff. In Jena 259. Plan eines wissenschaftlichen Klubs das. 260 f. Geselliger Verkehr in Weimar (1817 ff.) 261. Mit der großherz. Familie 262. Jenny v. Pappenheim und Adele Schopenhauer 263 f. Julie und Karoline v. Egloffstein 264 f. Plan eines „ewigen Tees" und jour fixe 265 f. Geburtstagsfeiern 266 f. Das Fest vom 7. Nov. 1825 268 ff. Der letzte Geburtstag 271.

Stellung zu Schreibern 273 ff. Verhältnis zu Riemer 121 f. 273. 346—358.

Beziehungen zu Dienern, Köchinnen ꝛc. 190. 275—285. Sorge für die Ruhe des Hauses und seiner Umgebung 285—288. Theater und Schauspieler 289—313. (Einzelnes: Iffland 289. Schröder 289 f. Stellung und Erziehung der Schauspieler 290 ff. Christiane Neumann 295. Strenge Behandlung d. Schauspieler 298. Theaterskandale 299 f.

Zu Theaterdichtern 301 f. Neuordnung (1808) 302 ff. Neuer Eifer (1816) 309 f. Abgang 310 f.) — Weſen der Freundſchaft 314 ff. H. Meyer 317—333. K. Fr. Zelter 333—344. — Die „Hausverwandten" 345. Kanzler Müller 345 f. J. P. Eckermann 359—367. — Goethes Tod 368. Verhältnis zur Nachwelt 369—374.
Goethe, Werke
Dramen
Egmont 112. 233
Epimenides, Erwachen des 308
Fauſt 113. 168. 182. 188. 245. 366. 368 f. 373
Götz von Berlichingen 48. 313
Iphigenie auf Tauris 112. 263
Kleinſtädter (Kotzebues) Bearbeitung von 292
Mahomet 93. 292
Maskenzug 1818 357
Mitſchuldigen, die 245
Natürliche Tochter, die 43. 123. 152
Paläophron und Neoterpe 237
Romeo und Julie, Bearbeitung von 292
Schutzgeiſt Kotzebues, Bearbeitung von 292. 310
Tancred 292
Taſſo 112 f.
Gedichte
Ach, wir ſind zur Qual geboren ꝛc. 21
Alexis und Dora 43
An Sie 149
Beſuch, der 12 f
Braut, die, von Korinth 42
Du verſuchſt, o Sonne ꝛc. 108
Elegien, römiſche 13 ff. 18. 21. 29
Epilog zu Schillers Glocke 242
Epigramme, Venetianiſche 17 ff. 21. 36
Erlkönig 341
Euphroſyne 43. 295 ff.
Feldlager in Schleſien 20
Fiſcher, der 203. 341
Frühling übers Jahr 104
Gefunden 12. 100 f.
Generalbeichte 237
Genuß 12
Gönnern reiche ꝛc. 120
Hermann und Dorothea 42 f.
Hermann und Dorothea Elegie 30
Ich wüßte nicht ꝛc. 60
Indes macht draußen ꝛc. 36
Metamorphoſe, die, der Pflanzen 53 f.
Morgenklagen 12
Pauſias, der neue, und ſein Blumenmädchen 43
Sänger, der 341
Stammbuchvers (ſ. Walther v. Goethe) 206
Stiftungslied 237
Süße Sorgen 12
Tagebuch, das 88 f. 168
Tiſchlied 237
Und ſo ade ꝛc. 147
Urworte orphiſch 148
Vier Jahreszeiten 44
Wiegenlied 206
Xenien 113
Zum neuen Jahre 237
Proſaſchriften
Annalen 295
Briefe 7—367, an zahlloſen Stellen.
Dichtung und Wahrheit 326. 350
Farbenlehre 267

Frankfurter gelehrte Anzeigen, Rezenſionen in den 361
Italieniſche Reiſe 218. 319. 326
Kunſt und Altertum 330. 339. 359
Propyläen, die 324. 339
Tagebücher 3. 5. 94f. 105. 117. 142f. 167f. 171f. 174f. 186ff. 202ff. 236. 326. 364
Unterhaltungen Deutſcher Ausgewanderten 29
Verräter ſein Selbſt, der 148
Wahlverwandtſchaften, die 77. 87. 373
Werthers Leiden 20. 77. 110. 168. 374
Wilhelm Meiſter 112f. 352
Wanderjahre 159
Goethe, Katharina Eliſabeth (Frau Rat) 2. 33ff. 40. 45ff. 59. 61. 64. 72ff. 92. 94. 121. 124f. 128f. 131.
Goethe, Ottilie von 3. 144—201 202f. 207ff. 219f. 261. 263. 281. 363. 369
Goethe, Walther von 3. 117. 145. 147. 152. 161. 174f. 177. 180. 183. 185f. 188. 190f. 195. 199ff. 202—224. 269. 271f.
Goethe, Wolfgang von (Enkel) 3. 117. 147. 152f. 161. 174f. 177. 180. 183. 185f. 188. 190f. 199ff. 202—224. 269. 271f. 343.
Gotter, Pauline 96
Göttling, K. W. 360
Gottſchalg, Hofdiakon 10
Götze, Georg Paul 279
Graff, J. J. Schauſpieler 293. 311
Gregoire, Abbé 240f.
Gretchen (d. Frankfurter) 2
Gries, J. D. 149
Griesbach, Prof. 229. 256
Grillparzer, Fr. 184. 195. 200. 210
Grimm, Wilhelm 359
Grotthuß, Sara von 352
Grüner, Rat 249. 319. Seine Frau 249
Grüner, C. F., Schauſpieler 292.
Günderode, Karoline von 94
Günther, Oberkonſiſtorialrat 66. 120 122
Guſtedt, Jenny von ſ. Pappenheim
Haide, Friedr. 311f.
Haidlof (Heideloff, J. Fr. C.) 56
D' Hara 91
Hauffſche Gaſtwirtſchaft 285
Hegel, G. W. Fr. 120. 263
Hehn, Viktor 246
Heine, Heinrich 247
Heinrich, Diener 99
Heinroth, Joh. Chr. A. 263
Helwig, Amalie von 155. 238. 253
Henckel-Donnersmarck, Gräfin von 144ff. 190f. 195. 203. Ihre Söhne 146
Hendrich, Major, von 135. 231. 277. 300
Henſchel, Brüder 159f.
Herder, Karoline 12. 26. 28.
Herder, J. G. von 18. 24ff. 120. 122f. 228. 230. 234. 237. 246. 272. 314. 332. 336 Seine Kinder 123
Hermes, Timotheus 247
Herzlieb, Wilhelmine 76f. 102. 257. 273.
Heß, Feldzeugmeiſter 200
Hetzer, Kaufmann 271
Heygendorf, Frau von 105. 302. 313
Heyſe, Paul 221
Hirſchel, Frau 86
Hirſchel, Mann d. vor. 86

Hirzel, Salomon 371
Hoff, C. G. A. von 145
Hoffmann, Prof. 120
Hohenzollern, Fürſtin 111
Holtei, C. von 120. 149. 171. 174. 180. 182f. 195. 208
Höpfnerin, Johanna 284
Horn 121
Houwald, Chriſt. E. Frhr. v. 258
Hoyer, Charlotte 283
Hugo, Prof. 120
Hübſch, Baſſiſt 305
Hufeland, Chr. W. 228f.
Humboldt, Al. von 159. 220
Humboldt, Caroline von 85. 117f. 247f.
Humboldt, Wilhelm von 106. 117f. 120f. 159. 220. 230. 245. 314f. 347. Seine Kinder 347.
Huſchke, Arzt 105
Huß, Scharfrichter 249
Jacobi, Auguſte 149
Jacobi, F. H. 36. 57. 120. Seine Schweſter 57. 63
Jameſon, Anna 200
Jean Paul (Richter) 248. 251
Iffland, A. W. 235f. 289
Imhoff, Amalie von, ſ. Helwig
John, K. E. 137. 273ff. Seine Eltern 274
Joſeph(e ?) 209
Jung Marianne, ſ. Willemer
Kappe, Dr., Arzt 81
Käſtner, Joh. F. 119. 228f.
Keſſelring, Carl Heinrich 11
Keſſelring, Chriſtina Sophia geb. Riehl 11
Keßler, Graf 99
Keſtner, Auguſt 176. 178f.
Keſtner, Charlotte ſ. Buff
Kirms, Franz 59. 292. 302f.
Kleiſt, H. v. 356
Klinger, F. M. von 222
Knebel, C. L. von 4. 24. 67. 104f. 107 109. 119f. 134. 149. 153. 219. 228. 237. 243. 256. 259. 269. 310. 314. 336
Knebel, Frau d. vor. 104. 108. 113f. 256. 259
Knebel, Henriette von 97. 238. 253
Knox, Charles 149
Koppenfels, Kanzler von 59. 323
Koppenfels, Tochter d. vor. ſ. Meyer, Frau
Körner, Chr. G. 32. 91. 222. 237. 315f. Seine Frau 91
Kotzebue, A. v. 1. 238f. 292. 306 (Rehbock). 310f.
Kratter, Franz 86
Kraus, G. M. 229
Kräuter, Friedr. Th. D. 105. 217
Kruſe, Hofrat 302
Kügelgenſches Haus 250
Kügelgen, Frau von 250
Kühne, Guſtav 195ff. Seine Mutter 197.
Kunz 250f.
Lang, Karl Freiherr von 251
Langermann, Staatsrat 154f. 316
Lannes, Marſchall 67
Laroche, Maximiliane 92
Laroche, Sophie 227
Lavater, J. C. 18
Lenger, Gensdarm 287
Lenz, J. G. 166. 229. 256. 261
Leonhardi, Familie 129
Levetzow, Ulrike von 2. 162f. 187. 264. Ihre Mutter 163
Lewandofsky 111
Lewes, G. H. 94. 371
Lichnowsky, Fürſt 200
Liegnitz, Fürſt von 168
Lilli ſ. Schönemann

Liſzt, Franz 212
Loder, Prof. 256
Loeper, G. v. 371
Lortzing, Sänger 307
Löwe, Joh. C. Gottfr. 342
Löwern (Dienerin?) 30
Luck, Herr und Frau von 85
Lüttwitz, Henriette von 19ff. Ihr Bruder 20
Maaß, Schauſpielerin 86
Malcolmi 311
Manzoni, A. 204
Meiners, Prof. 120
Meloſſens 191. 209
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix 149 522. 263. 316
Merten, Stadtmuſikus 271
Mertens, Sibilla 200
Meyer, J. Heinrich 52. 80. 91. 119f. 121. 189. 218. 229. 233. 235. 238. 248. 256. 314. 316f. 318—333. 341. 345. 353. 355.
Meyer, Frau d. vor. 248. 323. 331.
Meyer, K. B. 149
Meyer, Nikolaus 66. 98. 107. 112. 121. 149
Meyer, Maler 179
Moors 121
Morhard, Sänger 302
Mozart, W. A. 342
Mozart, Sohn 184
Müller, Johannes von 240. 242
Müller, Kanzler von 141. 173f. 187 217. 263. 268. 269. 306. 314. 332. 345f.
Müller, Kapellmeiſter 311
Müller, Schauſpieler 299
Münchow, K. Dietr. von 261
Napoleon I. 68. 128. 171. 262
Neumann, Chriſtiane 295ff.
Nicolovius, Alfred 252
Nicolovius, Franz 155. 158
Nicolovius, Staatsrat 157ff. Seine Familie 157. Tochter 158
Niederlande, Kronprinzeſſin der 171
Novalis (F. v. Hardenberg) 236
Oels, Schauſpieler 293. 304
Oeſterreich, Kaiſerin von 99
Pappenheim, Jenny von 149. 180. 198. 263f. Ihre Mutter Diana 263
Parry 149
Parthey, G. K. F. 263
Paulus, Frau 29
Pentheler, Karoline 182
Peucer, Fr. 263. 270
Platner, E. B. 180
Pogwiſch, Familie 196
Pogwiſch, Ottilie von ſ. Goethe
Pogwiſch, Frau von, Mutter d. vor. 145f. 190. 200
Pogwiſch, Ulrike 154. 156. 161f. 187. 190f. 200f. 204
Preller, Friedr. 174. 178. 218
Preußen, Friedrich II. König von 242
Preußen, Carl Prinz von 262
Preußen, Friedrich Wilhelm IV. König von 262
Preußen, Königin Luiſe von 61
Preußen, Prinzeſſin Marianne von 99
Preußen, Wilhelm I. König von 262
Rahel, (Varnhagen) 159
Recke, Eliſa von der 91. 99. 105. 107f. 111
Rehbein, Wilh. 345
Reichardt, J. Fr. 341
Reinhard, Familie 219
Reinhard, K. F. von 78ff. 106. 160. 263. 314. 317
Reinhard, Chr., Frau d. vor. 78f.
Rembrandt 327
Riemer, Bruno 204

Riemer, Fr. W. 67. 86. 95. 103. 106f. 109f. 120f. 124. 141f. 149. 165. 170. 187. 218. 263. 270. 273f. 314. 343. 345—359. 360ff. 366f.
Riemer, Frau d. vor. ſ. Ulrich
Rieſe 121
Rochlitz, K. Fr. 263. 316
Röckel, Muſiker 201
Röhr, Generalſuperintendent 174. 263
Rothe, Lehrer 204f. 209ff.
Rubens, P. P. 327
Rühlmann, Kammerrat 139.
Rußland, Nikolaus I. Kaiſer von 262
Sarazin 149
Sartorius, J. G. 120
Savigny, K. Fr. v. 94
Schadow, G. 156f.
Schadow, Frau d. vor. 156f.
Schardt, Sophie von 85. 122f. 145f. 239. 254
Schelling, F. W. 215. 237
Scherer, Wilhelm 372
Schiller, Charlotte von 28f. 57. 69. 71. 85f. 88. 90f. 96ff. 111. 138. 140. 222. 234. 236. 238. 253f.
Schiller, Ernſt von 120. 170. 180. 228
Schiller, Friedrich von 17. 31ff. 41. 43. 58. 60f. 65. 78. 120. 138. 148. 169f. 228. 230ff. 233—237. 238. 241f. 246. 256. 290 (Wallenſtein). 292. 295 (Wallenſtein). 299f. (Braut von Meſſina). 314ff. 323f. 327. 332. 334f. 356. 369ff.
Schillerſcher Kreis 163. Schillerſche Erben 169f. Schillerſches Haus 256
Schiller, Karl von 120. 127. 140. 228
Schimmelmann, Gräfin 33
Schlegel, A. W. 236. 263. 333
Schlegel, Friedrich von 299
Schlegel, Dr., Arzt 81. 87
Schleicherin Marie 284f.
Schleiermacher, E. D. 120
Schloſſer, Familie 129
Schloſſer, J. F. H. 84. 86. 121
Schmidt, Superintendent 271
Schmidt, Anton Juſtus Friedrich 11
Schmidt, Ph. N. 121
Schömann 134
Schönemann, Lilli 144
Schopenhauer, Adele 70. 171. 200. 263f.
Schopenhauer, Arthur 70. 106
Schopenhauer, Johanna 70f. 78. 105. 107. 127f. 171. 173. 195. 243ff. 263. 282. Ihr Mann 70
Schreiber, Ferdinand 280
Schröder, L. F. 289f.
Schubarth, K. E. 110. 343. 360.
Schubert, Franz 341f.
Schuchardt 203. 218.
Schuckmann, von 19. 22
Schultz, Chr. L. F. Staatsrat 156. 159. 267. 316
Schultz, Frau d. vor. 156
Schultz, Ottilie 156
Schütz, Theaterſchneider 299
Schütz, der junge Dr. 299f.
Schulze, Bürgermeiſter 232
Schumann, Karoline 131
Schwarzkopf, J. von 121
Schwabe, K. L. 169
Schweinichen, Hans von 168
Schwendlers 188
Seckendorf, Leo von 120
Seckendorf, Regierungsaſſeſſor von 231
Seidel, Diener 279
Seligmann, Prof. 200

Shakeſpeare 186 (Macbeth). 205 (Lear, Heinrich III.). 292. 295
Silie (Peterſilie) Schauſpielerin 291
Skell, Hofgärtner 278
Soret, Fr. 149. 262f. 345. 366
Spiegel, Frau von 142
Spittler, Ludw. Timoth. v. 130
Stadelmann, Diener 273. 276f.
Staël, Auguſt von 120
Staël, Frau von 81. 222. 240f.
Steffens, Hch. 237. 248
Steffens, Frau d. vor. 248
Stein, Amélie von 195
Stein, Charlotte von 9f. 17. 26ff. 42. 69. 71. 90. 127. 143. 203. 227. 230. 253f. 282 Ihr Mann und ihre Kinder 10
Stein, Fritz von 17. 28. 71. 118. 122. 145. 195. 239. 254
Stein, Karl von 29. 123. 195
Stock, Familie 121. 125. 129
Stock, Eſther Marie Margarete 73. 125
Stock, Schöffe 129
Stolberg, Graf und Gräfin 99
Stoll, J. L. 120
Straube, Koch 190
Thibaut, A. F. J. 128. 130f. 132. 135
Thierſch, Friedr. v. 331
Thorwaldſen, B. 178. 182
Tieck, L. 94. 236. 258 (?)
Ulrich, Karoline 84. 87. 96. 99ff. 103. 105. 248. 273. 352. 363
Unger, Helene 48 (Julchen Grünthal) 333
Ungerſches Haus 334
Unzelmann, Friederike Schauſpielerin 86. 291
Unzelmann, Karl 291f. 298
Veit, David, 248
Vent, Leutnant 279
Verlohren, Hauptmann 274
Viktor, General 67
Virſing, Auguſt Heinrich 10
Vittoria (italieniſche Jungfrau) 179
Vogel, Hofrat 173f. 187. 345
Vogt, Geiſtlicher 105
Voigt, C. G. von 46. 66. 135. 228ff. 236. 256. 345
Voigt F. S. 261
Voigt, J. K. W. 229
Voigt, Superintendent 256
Voigtritter, Bäckersfrau 68
Voltaire 292
Voß, Familie 222
Voß, J. H. 131. 138. 229f. 232. 250, 254. 356
Voß, Heinr. 120. 131. 232. 254
Vulpius, Chriſtian Auguſt 11. 50. 72. 105. 131. 190
Vulpius, Chriſtiane ſ. Goethe, Chriſtiane
Vulpius, Chriſtiane Margarethe, geb. Riehl 10
Vulpius, Erneſtine 11. 36. 53. 60. 87. 190
Vulpius, Johann Friedrich 10f. 40. 66. 181
Vulpius, Juliane 11. 36. 53. 87. 190
Waldungen, von 180
Weber, C. M. von 205 (Euryanthe). 342
Wedel, Maria Henriette von 138
Weigl, Joſ. 295
Weimar, Anna Amalia Herzogin von 17. 228
Weimar, Bernhard Prinz 135
Weimar, Karl Alexander Großherzog von 185. 201. 204. 210ff. 218. 223. 262